

Das Mädchen Fleur

Roman von Friedrich Berg

Zuerst veröffentlicht
in Berlin 1948

www.autonomie-und-chaos.de

Friedrich Berg - DAS MÄDCHEN FLEUR (1948)

www.autonomie-und-chaos.de

Seite 10: Titelvignette der originalausgabe

© **Friedrich Berg (Erben)**

Neuausgabe 2010

VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS LEIPZIG

Mondrian w. graf v. lüttichau

ISBN 978-3-923211-66-1

www.autonomie-und-chaos.de

Diese online-ausgabe kann für den eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.

Vorwort 2009

"Das Mädchen Fleur".. – Wer kennt dieses buch? 1948 kam es heraus bei der 'Deutschen Buchvertriebs- und Verlags-Gesellschaft Berlin', in einer "autorisierten deutschen Ausgabe". Es ist eine erschütternde darstellung vom alltag der schleichenden, alltäglichen machtübernahme durch die NS-bürokraten, nicht zuletzt eine machtübernahme in den köpfen der bürger! – Fleur, eine junge "jüdische" rechtsanwältin mit "arischem" verlobten erlebt ab 1933, wie sich die menschen um sie herum verwandeln:

"Angst, erbärmliche Angst, sich zu uns in irgendeiner Form zu bekennen, Angst, berufliche Schwierigkeiten zu haben, Vernehmungen vor den Parteistellen, was weiß ich. In dieser Zeit ist etwas zutage gekommen, was ich nicht geahnt habe: diese private, persönliche Feigheit, sich einem Druck entgegenzusetzen, von dem jeder spüren muß, daß er vom Schlechten kommt und zu Schlechtem führen wird. Diese Besorgnis um die Futterkrippe, dieses Denken in Massen, dieses Betrunkensein von leeren Schlagworten. (...) wenn Menschen, die noch vor wenigen Wochen unsere Gäste waren, uns heute nicht mehr grüßen, nur weil sie Angst haben, es könnte sie jemand sehen."

Selten wurde mir das kaum entwirrbare geflecht von mut und mißtrauen, verbitterung und hoffnung, hilflosigkeit und feigheit, tapferkeit und resignation, vorauseilendem gehorsam und sozialem rückzug, widerstand und fatalismus, bequemlichkeit und angst, versagen und überforderung, schuld und unschuld im alltag des NS so deutlich wie in diesem buch, das mehr ist als ein roman: verdichtete erfahrung, geschichtliche tatsache, die anders nicht darstellbar wäre. Derlei leistet kein fachbuch, keine dokumentation! Erst durch dieses buch (es ist eher ein film!) wurde mir *das langsam zermürbende* der lebensverhältnisse vor allem von *"juden"* und *"halbjuden"* nach 1933 sinnlich vorstellbar. Das kam eben nicht schlag auf schlag, sondern so, daß die betroffenen es lange zeit

garnicht glauben wollten, sich darüber hinwegtäuschen konnten: Es wird schon nicht schlimmer kommen – – schlimmer kann es ja garnicht kommen.. !

Wie die schlinge sich zuzieht. Dabei wollen die leute nur leben, ganz alltäglich und gesellschaftlich normal, – und bei jedem schlag ducken sie sich ein stückchen mehr, wie kaninchen oder schnecken, igel oder schildkröten: synchron mit den angriffen von außen, ohne umsicht. – –

Was da war, das werde zumindest ich mein leben lang nicht aus mir rausbekommen und ich will es auch nicht rausbekommen. Es ist schon so oft in worte gefaßt worden und muß doch immer wieder neu ausgesprochen werden:

"Je kleiner die Stadt, um so größer die Zerstörung; Hunderte sind erschlagen worden in dieser Nacht des Grauens. Die Tempel verbrannt, die Menschen durch die Straßen geführt, beschimpft und geschlagen. Es gibt keinen jüdischen Friedhof mehr, dessen Grabsteine nicht zerstört wurden. Waisenhäuser hat man angesteckt und die halbnackten und schreienden Kinder hohnlachend durch die morgenhellen Straßen gejagt."

Am 17.7.87 fand ich ein exemplar dieses buches auf dem wochenend-trödel am ehemaligen potsdamer platz in berlin. – Aus büchern wie diesem habe ich in diesen jahren zu lernen begonnen, wovon ich von meinen eltern nichts hörte. (Dafür immer wieder gern von stalins völkermorden, dem sowjetischen KZ buchenwald, von der unterdrückung in der "ostzone".)

Jahrelang habe ich andere auf 'Das Mädchen Fleur' aufmerksam gemacht, habe mehrere exemplare verschenkt; damals war es noch öfter im westberliner buchtrödel zu finden. Ich habe verlage dafür zu interessieren versucht; dem lektor eines (auch auf populäre judaica spezialisierten) verlagel habe ich, auf seine ausdrückliche bitte, eines der bücher zugesandt; es kam keine antwort mehr und das buch wurde mir, selbst auf meine schriftliche mahnung hin, nicht zurückgesandt.

Stellvertretend für die erben des autors möchte ich 'Das Mädchen Fleur' nun hier als

kostenlose online-veröffentlichung wieder zugänglich machen. 'Friedrich berg' ist ein pseudonym, das auch heute noch nicht gelüftet werden kann. –

Nach einem unbefriedigenden versuch, die seiten zu scannen, habe ich das buch abgeschrieben. Gerade durch die damit verbundene achtsamkeit empfand ich satz für satz neu, daß dieses streckenweise herzzerreißende dokument wiederveröffentlicht werden soll! ¹ Wir alle wissen, daß es so war – und wie es weiterging – aber lebt dieses wissen heutzutage noch in unseren herzen?

'Das Mädchen Fleur' ist eine flaschenpost aus jener zeit. Mit manchmal altväterlich-betulichen wendungen, aber äußerst subtil, wo es drauf ankommt, und in geradezu filmischer dramaturgie hat die autorin festgehalten, wie sie es erlebt hat: aus dem blickwinkel von wohlsituierten biedermeier-bildungsbürgern (ob jüdischer herkunft oder nicht) mit ihrer *"Vernünftigkeit"*, ihren *"Traditionen"* und unerbittlichen taktgesetzen, für die die Welt bis 1933 offenbar noch ganz in ordnung war und sortiert in *"Geistesarbeiter"*, menschen mit *"guten Köpfen"*, hausangestellten (*"die Polster"*) und *"die Masse"* (fast eine eigene gattung lebewesen). Zwar wurde auf kaum ein klischee verzichtet, um die handlung zu würzen, auch ansonsten hätte ein gründliches lektorat dem buch gutgetan. Wer sich umfassender mit dem NS-deutschland beschäftigt hat, wird über einige historische unstimmigkeiten stolpern; sei es, daß der autor etwas verkürzt oder vereinfacht hat aus dramaturgischen gründen, oder aufgrund seiner eigenen betroffenenheit. – Das alles reduziert aber in keiner weise die integrität und den wert dieser darstellung sozialer erfahrungen jener Jahre. Als versuch, eigenes leid durch die sprachliche gestaltung zu bewältigen, steht dieser ohne zweifel teilweise autobiografische roman für viele schicksale.

Die allermeisten zeitgenössischen berichte zur situation von juden im NS-deutschland konzentrieren sich (schon aus verkaufstaktischen gründen) eng auf ihr thema. Alltägliche bedürfnisse, individuelle eigenarten oder banale beziehungskonflikte standen aber auch während des NS bei den allermeisten menschen im vordergrund der aufmerksamkeit; die machenschaften der NS wurden weitestmöglich verdrängt. Manche alltagstypischen befindlichkeiten im NS-deutschland lassen sich aus dem selbstverständnis dieser braven,

¹ Jedes einzelne wort in diesem buch kann stehen für etwa 50 innerhalb des NS-regimes ermordete juden und jüdinnen (oder für insgesamt 100 ermordete opfer des NS, ohne kriegshandlungen).

rundherum angepaßten bürger (jüdischer herkunft) besser nachempfinden als aus demjenigen zionistisch orientierter, politisch bewußter oder gar kämpferischer antifaschisten.

Gerade der verzicht auf vordergründig mitreißende situationen ermöglicht dem autor, das augenmerk zu lenken auf mikrosoziale prozesse. In kaum zu übertreffender gründlichkeit werden innerhalb der unterschiedlichen szenen wohl repräsentative empfindungen, einschätzungen und konsequenzen der opfer jener bevölkerungsschicht plausibel dargestellt. Auch durch die schnörkellose darstellung von umgangsformen und anstandsnormen kann das buch sozialpsychologisch interessant werden. Eine erstarrte idylle mit weitgehend verkümmelter spontanität, denn schließlich *"muß man für solche Dinge den richtigen Augenblick abpassen"*, – eine welt *"formvollendeter Weltmänner"* (niemals *"ohne Hut"*), die *"gut führen"* (sei es auch nur über den wohnungskorridor), in der eine junge frau keinen jungen mann anspricht, es sei denn, sie wäre *"so ein mädchen"*. Kettenrauchen, kognak als *"Seelentröster"* und *"etwas besonders Gutes zu essen"* als demonstration liebevoller verbundenheit zieht sich durch das buch: kultur? Noch im november 1938 reflektiert fräulein fleur nuancierter über die *"ungezogenheit"* einer verkäuferin als über die progressive gewalt der nazis: *"Wenn das Mädchen sich weiter so benimmt, dann wird sie hier nicht mehr kaufen können."* Nach dem verlust seiner ärztlichen arbeitsmöglichkeit schämt sich fleurs vater vor seiner frau und der haushaltshilfe: *"Ein Mann, der Zeit hat? Etwas Unvorstellbares."*

Bürgerliche sublimierung wird nach 1933 zu hilfloser erstarrung gegenüber der lebensfeindlichen gewalt: ohne zweifel auch dies eine der ursachen für den gradlinigen innenpolitischen siegeszug des NS: *"Da ist nichts auszusprechen, Eva, man muß nur so tapfer sein, wie es unsere gute Erziehung von uns verlangt."* Die als *"kultureller"* wert verstandene alltägliche emotionale selbstunterdrückung, regelhaftigkeit und anpassung der gutbürgerlichen opfer korrespondiert durchaus mit ihrer vogel–strauß–haltung angesichts der virtuoson mischung aus konsequenter instrumentalisierung bürokratischer ordnung und rigoroser ignoranz gegenüber den bürgerlichen umgangsformen bei den NS-tätern. Über fleurs mutter heißt es: *"Sie kann sich das nicht vorstellen, daß alles dies für immer so sein soll. Die harte Wirklichkeit kommt ihr meist nur wie eine Episode vor. Sie ist*

*es nicht selbst, die alles das mit ansehen muß. Nur in den wenigen Augenblicken, bei den Begebenheiten, an denen man wirklich nicht vorbeiräumen kann, ist das große Erschrecken da, das vielleicht schlimmer ist, als wenn es ihr wirklich bewußt wäre, was sie durchlebt."*²

Seltsam zu lesen für mich, in dessen elternhaus (und bei teilen der verwandtschaft) in den 60er-, 70er-jahren der BRD die reste solcher gutbürgerlicher sozialformen zelebriert oder hilflos beschworen wurden, – was mir schon damals vorkam wie rituale von angehörigen eines untergegangenen volkes, die unter 'artfremden' leben müssen. Nein, die im buch vermittelte wertschätzung von *"kultivierten Stunden, wie sie sein sollen"* bzw. einer durch den NS angeblich zerstörten deutschen *"Geisteskultur"* (mit dem pendant des patriarchalischen unternehmer-ethos) kann ich nicht teilen.

Wilhelm SPEYER (geboren 1887 in berlin als Sohn eines jüdischen fabrikanten), stellt in *'Das Glück der Andernachs'* (1947) dar, wie der antisemitismus bereits um die jahrhundertwende sachte stärker wurde auch gegenüber den gutbürgerlichen, den *"assimilierten juden"* in deutschland. Oder klaus MÜNZER: In seinem (wiederentdeckens-würdigen) roman *'Jude ans Kreuz'* (1928) sieht der heute vergessene autor in bedrückender konkretheit die judenverfolgung der nazis voraus. Anfang 1934 erschien in wien von lili KÖRBER der romanhafte bericht *'Die Ehe der Ruth Gompertz'* (damals unter

² Und der NS-überlebende psychotherapeut BRUNO BETTELHEIM schreibt 1960, anlässlich eines hollywood-films über das schicksal von anne frank: *"Ich glaube, daß sich die weltweite Zustimmung, mit der dieses Tagebuch aufgenommen wurde, erst dann erklären läßt, wenn wir einsehen, daß in dieser Zustimmung auch unser Wunsch enthalten ist, die Gaskammern dadurch zu vergessen, daß wir die Fähigkeit glorifizieren, sich in eine extrem private, liebenswerte und empfindsame Welt zurückzuziehen und sich in dieser Welt mit allen Mitteln an die altgewohnten alltäglichen Ansichten und Verrichtungen zu klammern, obwohl die Welt um einen herum ein einziger Strudel ist, der einen jeden Augenblick in sich hinabreißen kann.*

Das Verhalten der Familie Frank, die ihr Leben so fortführen wollte, wie sie es immer getan hatte, hat wahrscheinlich zu ihrer Vernichtung geführt. (...) Während die Franks ihre Vorbereitungen trafen, um dann in ihrem Versteck passiv alles auf sich zukommen zu lassen, versuchten Tausende von anderen Juden in Holland (und in anderen europäischen Ländern) in die freie Welt zu entkommen, um zu überleben und/oder zu kämpfen. Andere, die nicht fliehen konnten, gingen in den Untergrund, und manche Familien sorgten dafür, daß jedes Familienmitglied bei einer anderen nichtjüdischen Familie untertauchte. Dem Tagebuch der Anne Frank jedoch können wir entnehmen, daß der Hauptwunsch der Franks darin bestand, wenn irgend möglich in der Weise weiterzuleben, in der sie bisher, wenn auch unter glücklicheren Umständen, gelebt hatten." (Bruno Bettelheim: 'Erziehung zum Überleben', Stuttgart 1978, S. 253ff.)

dem titel *'Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland'*, in dem die scheinweise verfestigung der NS-mentalität vom sommer 1932 bis zum april 1933 dargestellt wird aus Sicht einer jüdischen schauspielerin, die nicht mehr auftreten darf und bei ihrem arischen mann keinen rückhalt findet. Georg MUNK (das ist paula BUBER) hat die subtile, alltägliche machtergreifung des NS in den köpfen der bevölkerung darzustellen versucht in ihrem *'Muckensturm'* (1953); sie hat das (als frau des jüdischen religionsphilosophen martin buber) miterlebt in einem städtchen im oldenwald. Grundsätzlich nah an der situation bei *'Fleur'* sind die autobiografischen berichte von ingeborg HECHT: *'Als unsichtbare Mauern wuchsen'* (1984) und vera FRIEDLÄNDER: *'Späte Notizen'* (1982) sowie irmgard KEUNs aus eigenem erleben geschriebener roman *'Nach Mitternacht'*, 1937 in amsterdam erschienen. Auch bei ernst GLAESER (1935) in *'Der letzte Zivilist'* und kasimir EDSCHMID in *'Das gute Recht'* (1946) geht es darum, wie die schlinge sich ab 1933 fast unmerklich zuzog, meist mithilfe legalistischer begründungen (die oftmals durchaus im rahmen des damals wie heute geltenden BGB bleiben konnten, wie RÜTHERS³ gezeigt hat), – wie jede reaktionsmöglichkeit der anvisierten opfer prompt wieder als *"provokation"* ausgelegt wurde: klassische doppelbindungsfallen in wasserdichter, selbstbezoglicher rhetorik (wie wir sie heute wiederfinden bei gewaltgeilen jugendlichen und neonazis). –

Noch nach über 40 jahren erinnere ich momente solcher angst im nacken, wenn ich als kind einer gruppe älterer jungen ausgeliefert war; – ich konnte machen was ich wollte, ihren zuschreibungen entkam ich nicht: *"Wieso glotzt du mich denn so blöd an?! Willst du ärger? Den kannst du haben!"* – Jahrzehnte später in der berliner u-bahn: *"Bist wohl schwul, wa?"* – und die zigarette wurde über meinem hosenbein abgeklopft. Beim aussteigen anrempelungen mit der schulter, – und als ich zuletzt doch zurückzuschlagen versuchte, hatte ich ein messer im bauch. – Nur krümelchen von gewalt sind das, gegenüber jenem.. aber meine aufmerksamkeit für derlei rührt aus diesen eigenen erfahrungen. Ich vermute, es steckt dieselbe seelische beschaffenheit hinter diesen wie jenen tatern: *"Selbstaß führt dazu, andere zu reduzieren, um durch Rache am Menschsein ein eigenes Sein zu erhalten."* (Arno GRUEN: *'Verratene Liebe – Falsche*

³ Bernd RÜTHERS: *'Die unbegrenzte Auslegung'* (1968, ⁶2005 mit nachwort zur rezeptionsgeschichte des buches!)

Götter', 2003) – Im NS wurde solche *rache am menschsein* bis über die grenzen des vorstellbaren hinaus staatlich legitimiert; bei uns heutzutage ist sie zu finden als familiäre gewalt und als sexuelle folter von kindern in entsprechenden täterkreisen (*Rituelle Gewalt*).

Diese in unpräziser sprache auf dem hintergrund altertümlicher umgangsformen achtsam ausgemalte geschichte von der **jüdischen**⁴ rechtsanwältin fleur kann uns heute noch hautnah berühren. Verwerfliches politisches desinteresse und vogel–strauß–reflexe der damaligen bildungsbürger? – Aber auch wir heute schimpfen über bornierte politiker und kümmern uns ansonsten meist nur um unsere ganz konkreten lebens– und arbeitsmöglichkeiten, hegen unsere privaten nischen und freiräume, zelebrieren die riten unserer jeweiligen kaste, trotz der täglichen medienberichte vom politischen und ökologischen leid hierzulande und überall auf der welt.

Fleur kann emigrieren. Der autor hat's nicht geschafft, seiner figur noch mehr schlimmes aufzubürden, – aber er schlägt die brücke dorthin; das buch endet mit dem satz: "*denn in wenigen Wochen ist der 1. September 1939...*". Daß fleur die flucht gelingt, mutet an wie ein märchen, aber diesen märchenhaften schluß hab ich gebraucht, um das ganze noch aushalten zu können. Dabei lese ich es nur; mir geschieht nichts von alldem – und nichts, nichts von dem, was danach kam für millionen menschen von jüdischer herkunft, für angehörige der roma, für jenische, für homosexuelle, für geistig behinderte, für psychisch kranke, für andersdenkende und widerstand leistende menschen – –

September 2009

Mondrian w. graf v. lüttichau

⁴ Die zentralen totschlag–begriffe der nazis habe ich in anderer schrift wiedergegeben. (Außerdem hab ich einige wenige sprachliche und syntaktische korrekturen vorgenommen sowie den satzspiegel etwas mehr strukturiert.)

Friedrich Berg - DAS MÄDCHEN FLEUR (1948)

www.autonomie-und-chaos.de



Fort mit den jüdischen Richtern und Anwälten !

Erlaß des preußischen Justizkommissars Kerl an die Gerichte

Berlin, 1. April. – Der Kommissar des Reiches für das preußische Justizministerium Kerl hat am Freitag folgende Anweisung an sämtliche Oberlandesgerichtspräsidenten, Generalstaatsanwälte und Präsidenten der Strafvollzugsämter in Preußen erlassen.

Die Erregung des Volkes über das anmaßende Auftreten amtierender jüdischer Rechtsanwälte und jüdischer Ärzte hat Ausmaße erreicht, die dazu zwingen, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß besonders in der Zeit des berechtigten Abwehrkampfes des deutschen Volkes gegen die alljüdische Greuelpropaganda das Volk zur Selbsthilfe schreitet. Das würde eine Gefahr für die Autorität der Rechtspflege darstellen.

Es muß daher Pflicht aller zuständigen Behörden sein, dafür zu sorgen, daß spätestens mit dem Beginn des von der NSDAP geleiteten Abwehrboykotts die Ursache solcher Selbsthilfsaktionen beseitigt wird.

Ich ersuche deshalb umgehend allen amtierenden jüdischen Richtern naheulegen, sofort ihr Urlaubsgesuch einzureichen und diesem sofort stattzugeben. Ich ersuche ferner die Kommissarien jüdischer Assessoren sofort zu widerrufen.

In allen Fällen, in denen jüdische Richter sich weigern, ihr Urlaubsgesuch einzureichen, ersuche ich diesen, kraft Hausrechts, das Betreten des Gerichtsgebäudes zu verbieten.

Mir scheint es selbstverständlich zu sein, daß die Beiordnung jüdischer Anwälte als Armenanwälte oder Bestellung von solchen als Pflichtverteidiger, zu Konkursverwaltern, Zwangsverwaltern ab morgen 10 Uhr nicht erfolgt, da solche Maßnahmen ein Vergehen gegen die Boykottpflicht des deutschen Volkes enthalten.

Aufträge zur Vertretung von Rechtsstreitigkeiten des Staates an jüdische Anwälte ersuche ich sofort zurückzuziehen und nichtjüdische Anwälte mit der Vertretung des Staates zu betrauen. Dabei bitte ich mit den neuen Vertretern zu vereinbaren, daß diese die bei den bisherigen Prozeßvertretern entstandenen Gebühren nicht nochmals berechnen. Meine Auffassung geht dahin, daß das Einverständnis hiermit nicht gegen die Standespflicht des Anwalts verstößt.

Den Gesamtrücktritt des Vorstandes der Anwaltskammer ersuche ich durch entsprechende Verhandlungen herbeizuführen. Mit der vorläufigen Wahrnehmung der Geschäfte der Anwaltskammer ersuche ich einen Kommissar zu beauftragen, der nach Anhörung der nationalsozialistischen oder sonstigen nationalen Anwaltsorganisation zu bestellen ist.

Verweigern der Vorstand und Vorstandsmitglieder ihren Rücktritt, so ersuche ich alsbald zu berichten.

Nach vollständiger Durchführung der oben angegebenen Maßnahmen ist in verständnisvollem Zusammenwirken mit der Bevölkerung für die Aufrechterhaltung einer geordneten und würdigen Rechtspflege unter Einsatz aller geeigneter Mittel Sorge zu tragen.

Wenn von den Gau- und Kreisleitungen der NSDAP der Wunsch geäußert wird, durch uniformierte Wachen die Sicherheit und Ordnung innerhalb des Gerichtsgebäudes zu überwachen, ist diesem Wunsche Rechnung zu tragen, um damit die dringend erforderliche Beachtung der Autorität der Gerichtsbehörden sicherzustellen.⁵

⁵ 'Hamburger Tageblatt', 2. April 1933 (Dieses Zitat wurde hinzugefügt zur neuausgabe 2009.)

Als Fleur an diesem frühen Wintermorgen vor dem Gerichtsgebäude vorfährt, will es ihr einen Augenblick lang scheinen, als ob vor dem Eingang eine ungewöhnliche Unruhe herrsche. Es ist kurz vor neun Uhr, und die Gerichtssitzungen werden sofort beginnen.

"Einen schönen guten Morgen," sagt der uniformierte Gerichtsdiener, ihr die Tür des Wagens haltend, und legt grüßend die Hand an die Mütze.

"Etwas Besonderes hier?" fragt Fleur und hat ihre eigene Frage schon vergessen. Sie muß sich beeilen.

Mit ihrer großen Aktentasche ist sie nun schon eine bekannte Erscheinung in diesen großen, hellen Gerichtskorridoren. Als sie sich damals nach bestandenen Examen als Anwältin niederließ, hat man zweifelnd den Kopf geschüttelt: "Eine Frau als Anwältin? Wer wird sie schon aufsuchen?" Es ist wahr: schwer waren die ersten Jahre. Hie und da einmal ein Auftrag, der das lange Studium und alle Mühe kaum lohnte.

"Guten Morgen," sagt der Richter, der gerade in seiner Robe zur Gerichtssitzung geht, und lüftet freundlich sein Barett.

Fleur beeilt sich, in das Anwaltszimmer zu kommen. Nun ist alles inzwischen anders geworden. Seitdem sie mit Henry zusammenarbeitet, wird die Praxis von

Monat zu Monat größer. Einen Augenblick lang denkt sie zärtlich an ihn, während sie die Tür aufschließt. Gut ist das Leben. Man ist jung, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, hat einen Beruf, den man sich schon erträumte, als man noch auf der Schule war und mit Henry Schlittschuh lief, und ist erfüllt von jenem persönlichen, unaussprechlichen Glück im Zusammenleben mit einem Menschen, den sie seit ihren Schultagen kennt.

Mit einem Schwung wirft Fleur die schwere Aktentasche auf den Tisch, zieht den Talar an, im Vorübergehen ein flüchtiger Blick in den Spiegel – und sie geht mit den Akten unter dem Arm zu ihren Verhandlungen.

"Tüchtiges Mädchen," sagt einer der Kollegen hinter ihr her, "viel zu tüchtig für eine Frau."

Fleur hat sich selbst oft gefragt, woher sie die juristische Begabung, die sie in sich fühlt, eigentlich hat. Sie ist die erste Juristin in der Familie. Seit drei Generationen sind alle Männer Ärzte gewesen, und ihr Vater, einer der bekanntesten Internisten in Hamburg, pflegt scherzend zu sagen: "Daß gerade wir mit einer Juristin bestraft werden mußten..." Aber stolz ist Fred auf seine Tochter doch. Als er sich neulich trotz seiner so besetzten Zeit nicht nehmen ließ, eines der ersten größeren Plädoyers von Fleur anzuhören, da hat er sie nachher auf dem Korridor untergefaßt und gesagt: "Weißt du, Fleur, nun kann ich es ja sagen: eine gute Juristin ist mir immer noch lieber als eine unbegabte Ärztin."

Das war vor dem gleichen Verhandlungszimmer, denkt Fleur, öffnet die Tür zum Gerichtssaal und geht auf den Zehenspitzen zu den für die Anwälte reservierten Bänken.

Ein kurzer, orientierender Rundblick, dann blättert sie in ihren Akten. Wird sie lange zu warten haben, bis ihre Sache herankommt? Das übliche Verhandlungsbild in einem beschäftigten Gericht: auf dem erhöhten Sitz der Richter, darunter die beiden Anwälte mit ihren Klienten, leise miteinander flüsternd, und in der Zeugenbank vor dem Fenster ein junger Mann. Sein Gesicht kann man im hellen Licht der hohen Fenster nicht erkennen. Fleur vertieft sich in ihre Akten, blättert, liest ihre eigenen Schriftsätze, die der Gegenpartei. Monoton gleitet die sie nicht interessierende Verhandlung an ihrem Ohr vorbei.

Warm und vertraut ist es hier, denkt Fleur, in dem Licht der Wintersonne vor sich hin träumend. Wie gespannt man jedem Wort der Verhandlung folgte, wenn man mit Henry in den ersten Studienjahren einmal hierher ging. Schon damals wußte Henry mehr von formellen Dingen als sie selbst. Immer war es ihr mehr auf die Entscheidung des Streites angekommen als auf die Wahrung der Formalien. Und wenn er dann sagte: "Ohne Spielregeln keine Gemeinschaft und

damit kein Recht," dann hat sie den Kopf geschüttelt und erwidert: "Nur auf ein tragbares Ergebnis kommt es an." Und bei diesem Streit haben sie sich schon damals nicht einigen können. Aber vielleicht sind sie gerade wegen dieser sachlichen Gegensätze in der gemeinsamen beruflichen Arbeit so erfolgreich. Fleur sieht in die rötliche Morgensonne, die über dem Saal liegt. Viel zu tun hat sie heute, es wird mit dem Mittag wieder spät werden.

"Das verstehe ich nicht," fällt die Stimme des Richters in ihre Gedanken, "das verstehe ich nicht." Fleur sieht zu ihm hinüber. Der alte Mann hat sich ganz in die Ecke seines hohen Stuhles gesetzt und sieht zu dem Zeugen hinüber. "Und einfach, weil Sie wußten, daß der Kläger ein Jude ist, hielten Sie sich für berechtigt, ihn zu mißhandeln?"

"Ein **Jude** hat in Deutschland nichts zu suchen," sagt der Mann in der Zeugenbank. "Wenn er sich in die Angelegenheit Deutscher mischt, dan muß ihm das ausgetrieben werden."

Der alte Mann dort oben schüttelt den Kopf. "Das sind Grundsätze, junger Mann, die einen bedauerlichen Mangel an geistiger Reife erkennen lassen. Sie sind mit den Recht eines modernen Staates unvereinbar."

Ein belustigtes Murmeln geht durch die Reihen der wartenden Anwälte. Alle sehen zu der Zeugenbank hinüber, in der sich gegen das Tageslicht die Umrise des Mannes in der Zeugenbank abzeichnen. Man schüttelt den Kopf und flüstert hinter der vorgehaltenen Hand.

Was es alles gibt, denkt Fleur und blättert wieder in ihren Akten. Hoffentlich dauert der Unsinn nicht zu lange. Sie sieht nach ihrer Uhr, gähnt, von der waren Luft etwas benommen, und macht ein paar Notizen für das Gutachten, das sie heute diktieren muß.

"Verzeihung, Herr Vorsitzender," sagt eine laute Stimme.

Unwillkürlich hebt Fleur den Blick. Einer der an der Verhandlung beteiligten Anwälte hat sich zum Wort gemeldet.

"Bitte?" sagt der Richter und sieht aus den Akten auf.

"Ich möchte feststellen," fährt der Anwalt fort, "daß die soeben von dem Zeugen geäußerte Ansicht über die Stellung der **Juden** in Deutschland von Millionen geteilt wird. Es dürfte dem Gericht bekannt sein, daß eine ständig größer werdende politische Partei, nämlich die **nationalsozialistische**, die Auffassung vertritt, daß die **Juden** – wie alle nichtdeutschen Völker – minderwertig sind und keinen Anspruch auf Rechtsschutz haben."

Im Zuschauerraum hat sich ein deutliches Murmeln erhoben. Da sitzen vor allem

junge Burschen, mit Stöcken in der Hand. Die Beine stecken in hohen Stulpstiefeln. Wie eine Abteilung Soldaten sind sie einheitlich gekleidet, nur scheint ihnen die Disziplin zu fehlen. Sie gestikulieren aufgeregt und reden halblaut miteinander, die Köpfe zueinander und wieder zum Stuhl des Richters drehend. Ein deutliches Scharren mit den Füßen, das Aufklappen der Stöcke klingt einen Augenblick lang wie ein Protest im Raum.

Der Richter klopft, sich vorbeugend, mit dem Bleistift auf den Tisch. "Ich bitte um Ruhe im Zuschauerraum," ruft er hinüber.

Belustigt läßt Fleur den Blick von einer Ecke des Saales zur anderen schweifen. Eine merkwürdige Verhandlung, denkt sie; für die Sitzung einer Zivilabteilung sehr aufgeregt.

Noch immer ist die Ruhe im Sitzungssaal nicht wiederhergestellt. Jetzt weiß Fleur plötzlich, warum es heute morgen vor dem Gerichtseingang so unruhig war. In der Schnelligkeit des Aussteigens ist das Bild nur flüchtig haften geblieben. Die Leute vor dem Gericht waren die gleichen, die jetzt hier im Zuhörerraum sitzen, nur hat sie vorher die Einheitlichkeit ihrer Anzüge nicht bemerkt.

"Ich bedaure," sagt der alte Mann auf seinem Gerichtsstuhl, "ich muß den Zuhörerraum wegen Störung der Sitzung räumen lassen."

Auf seinen Wink nähern sich ein paar uniformierte Gerichtsdiener den Bänken, den jungen Leuten bedeutend, sie möchten hinausgehen. Man hört einen kurzen Ruf, wie ein Kommando, die Leute erheben sich mit militärischer Präzision gleichzeitig. Wieder ein im Augenblick nicht feststellbares Geräusch. Sie heben die rechte, ausgestreckte Hand waagrecht nach oben. Ein deutlicher Ruf: **"Heil Hitler!"**, und in geschlossenem Zug verlassen sie den Zuhörerraum. Die Tür fällt mit einem scharfen Knall hinter dem Letzten ins Schloß.

"Unglaublich," sagt der alte Mann und lehnt sich kopfschüttelnd in seinem Stuhl zurück.

"Wenn ich fortfahren darf," sagt der Anwalt, der noch immer dasteht: "meine Auftraggeber müssen dagegen protestieren, daß das Programm einer großen, Millionen umfassenden politischen Partei, der ich selbst anzugehören die Ehre habe, als geistig unreif bezeichnet wird."

Alle Augen sind dem Richter zugewandt. "Das Gericht kann diese Erklärung nur zur Kenntnis nehmen," sagt der alte Mann kühl und sieht, seine Brille abnehmend, zum Fenster. "Das Gericht ist der Meinung, daß über eine von der Wissenschaft längst widerlegte Rassentheorie kein Wort zu verlieren ist, zumal nach der Verfassung der Republik alle Staatsbürger vor dem Gesetz gleich sind." Er macht eine Pause. "Von der allgemein bekannten Tatsache, daß unter den

Kulturschöpfern aller Zeiten Juden und Nichtjuden gewesen sind, braucht in diesem Zusammenhang nicht gesprochen zu werden."

Merkwürdig, denkt Fleur. Zum erstenmal hat sie die Grundsätze dieser Partei, die von einem Wahlkampf zum anderen mit immer lauter werdendem Lärm verkündet werden, in diesem Gerichtssaal gehört. Etwas komisch nehmen sie sich in dieser leidenschaftslosen Atmosphäre schon aus. Daß die auf Volksversammlungen abgestimmten Programmsätze hier zerplatzen, ist ja selbstverständlich. Aber trotzdem: ist es wirklich möglich? Hat der Anwalt, den sie aus ihrer Studienzeit kennt, nicht eben gesagt, daß er selbst dieser Partei angehöre? Sie hat oft in den Hörsälen neben ihm gesessen: ein liebenswürdiger, etwas kindlicher Junge. Ihr gegenüber, als der Angehörigen jener "minderwertigen Rasse," hat er jedenfalls seine Grundsätze nicht merken lassen. Grundsätze? Kein ernsthafter Gedanke, daß er sie haben kann. Es ist doch unmöglich, daß ein studierter Mensch solchen Unsinn glaubt. Wahrscheinlich ist er, wenn überhaupt, Mitglied der Partei geworden, weil er schnell zu einer Praxis kommen wollte. Daß die Mitglieder dieser Partei mit ihren lärmenden Sprechchören fortlaufend mit den Gesetzen in Konflikt kommen, ist nichts Neues, und da gibt es für einen Anwalt natürlich ein weites Betätigungsfeld. Wenn junge Anwälte sonst, um sich einen Namen zu machen, Mitglied eines Vereins werden, so hat er sich eben diese Partei ausgesucht. Nicht sehr geschmackvoll, aber sonst nicht weiter ernst zu nehmen, und es besteht kein Grund, ihm deswegen aus dem Weg zu gehen. Würde sie ihn unter vier Augen nach seinen Ansichten über sie fragen, dann würde er sagen: "Aber ich bitte Sie!" Und damit gut soweit.



"Weißt du, Henry," sagt Fleur, als sie am frühen Nachmittag an ihrem Schreibtisch sitzt und mit ihm über das Ergebnis der Gerichtssitzungen spricht,

"weißt du, heute habe ich etwas Komisches erlebt."

"So?" Henry sitzt rücklings auf dem Stuhl, hat beide Hände über die Stuhllehne gelegt und sieht Fleur von unten herauf zwinkernd an. "So? Das hört sich ja furchtbar wichtig an, Fleur. Was hat denn das Mädchen erlebt? Mit einem alten Richter geflirtet oder mit einem verstaubten Sekretär?"

Fleur sieht nachdenklich in sein lächelndes, frisches Gesicht. Mit seinen roten Backen, seinen lustig funkelnden graublauen Augen über der kleinen, etwas nach oben gerichteten Nase sieht er aus wie in seinen Schülerjahren. Immer ist er für sie der gleiche geblieben wie damals. Und wie das so ist, wenn man sich seit langem kennt – man merkt die Veränderungen der Jahre kaum. Sein braunes Haar mit den hellblonden Streifen darin trägt er genau so gescheitelt wie damals, als er noch die Schülermütze aufhatte. Inzwischen ist nun aus dem schmalen Schuljungen ein großer, schlanker Mann mit eigener Anwaltspraxis geworden, - nun ja. Aber das ist so schnell gekommen, daß sie den Übergang kaum bemerkte. Und als sie ihn neulich in der Anwaltsrobe auf dem Gerichtskorridor traf, da hat sie lächelnd an die Theateraufführungen denken müssen, in denen sie beide in der Weihnachtszeit mitspielten, sich gegenseitig aufgeregt die Rollen abfragend.

Warum zögere ich eigentlich, ihm den heutigen Vorfall zu erzählen? denkt Fleur flüchtig. Im gemeinsamen Studium, in all den vielen gemeinsamen Jahren ihres Aufwachsens hat es kaum ein Problem gegeben, das sie nicht erörtert haben. Sie, Fleur, immer mit der Fähigkeit zur raschen Formulierung, mit dem Blick aufs Ganze, mit schnellem Urteil, Henry mit jener zögernden Unsicherheit eines langsamen, andere zitierenden Urteils, das Bestehendes immer anerkennt, ungern angreift, sich anpaßt, ausgleicht. Daß ihr das noch nie aufgefallen ist: über Politik haben sie kaum jemals gesprochen. Parteipolitisch interessiert sind sie beide nicht. Zu sehr sind sie immer mit ihrem Studium, mit sich selbst beschäftigt gewesen. Man gehört jener deutschen Akademikerklasse an, der alle Möglichkeiten beruflicher und gesellschaftlicher Art offenstehen. Man hat sich selbst beruflich durchgesetzt, beschäftigt sich in den freien Stunden mit Theater, Musik, Literatur. Politik? Gott, das liegt ihnen allen so fern. Es bedeutet hier in Deutschland aufgeregte Versammlungen, scharfe, persönlich werdende Auseinandersetzungen, Fahnen, Sprechchöre und Geschrei. Dem geht man gern aus dem Wege; was kann schon dabei herauskommen? Gegen jedes Argument gibt es ein anderes, es kommt nicht auf den Inhalt des Gesagten, sondern nur darauf an, daß es der Masse gefällt: ein hartes Brot für den, der es suchen muß. Ein ständiger Streit und gegenseitige Anfeindung, bei der es ein privates Leben

kaum gibt. Warum? Man lebt in einer Republik, die jeden auf seine Art leben läßt. Man führt ein ausgeglichenes, glückliches Leben. Ob nun die Politik so oder etwas anders aussieht, macht keinen Unterschied. Die Grundlagen bleiben doch die gleichen.

"Also, Fleur, so komisch scheint es doch nicht gewesen zu sein. Du machst ein so nachdenkliches Gesicht. Komm, wir kochen Kaffee." Henry geht in die Ecke, stellt den elektrischen Kocher an, holt sich, sorgfältig wählend, eine Zigarre aus der Kiste. Der gute Duft zieht durch den Raum. Jetzt geht er an den Stuhl, beugt sich zu ihr hinunter, gibt ihr einen Kuß und sagt: "Komm, wir wollen uns eine nette Viertelstunde machen."

"Weißt du, Henry," sagt Fleur und rührt in ihrer Kaffeetasse, "eigentlich haben wir niemals recht über Politik gesprochen."

"Politik, Fleur? Wie kommst du darauf?" Henry sieht zu Fleur hinüber. Ihre großen, ungewöhnlich schönen Augen mit den langen Wimpern haben jenen Ausdruck geistigen Wachseins, den er an ihr so liebt. Wie wunderschön sie ist! Eine Welle ihres dunklen Haares fällt frei in die Stirn, leicht ist ihr blaßroter Mund geöffnet, und man sieht dahinter ganz wenig die Zähne. Schmal und zart ist ihr Gesicht über der hochgeschlossenen Bluse. Die anliegende Kostümjacke macht sie noch schlanker als sonst. Meine Fleur, denkt Henry. Er steht auf und geht zu ihr hinüber, setzt sich auf den Rand ihres Stuhles, steht aber gleich wieder auf, als sie sagt: "Zur Sache, Henry. - Weißt du, heute habe ich zum erstenmal den Nationalsozialismus im Gerichtssaal erlebt."

"Bitte?" sagt Henry verständnislos und sieht dem Rauch seiner Zigarre nach. Und als Fleur ihm kurz den Vorfall berichtet: "Na, und?"

"Na und?" sagt Fleur, steht auf und geht nachdenklich auf dem Teppich auf und ab. "Mir ist dabei eingefallen, daß wir uns niemals über Politik unterhalten haben. Wenn ich Politik sage, dann meine ich all den politischen Lärm, der jetzt gemacht wird: Hitlerreden, Aufmärsche mit **Hakenkreuzfahnen**, mit Haßgesängen gegen die Juden und alles, was nicht in ihrem Sinne 'deutsch' ist."

"Tja," sagt Henry und freut sich über Fleurs elegante Erscheinung, ihre Lebendigkeit, überhaupt über Fleur. "Ich sehe nicht, was viel darüber zu sagen ist. Viel Geschrei, nichts als Verhetzung und nur gemacht, damit ein paar Schwätzer, die sonst nichts können, sich wichtig tun."

"Ganz so, Henry, ganz so ist das nun nicht." Fleur hat sich wieder in ihren Sessel gesetzt und streicht die Asche von der Zigarette. "Es ist doch schließlich auffallend, daß diese Dinge sich nun auch außerhalb politischer Versammlungen breitmachen. Wie soll das werden, wenn Leute aus unseren Kreisen, Anwälte,

Ärzte, vielleicht auch Richter, anfangen, sich solche Ideen anzueignen? Wie verbreitet müssen diese Gedankengänge sein, wenn ein Anwalt keine Angst hat, sich damit in öffentlicher Gerichtssitzung lächerlich zu machen!"

Und als Henry noch immer nachdenklich seinem Zigarettenrauch nachsieht: "Ich denke nicht einen Augenblick daran, Henry, daß jemand im zwanzigsten Jahrhundert ernsthaft auf den Gedanken kommen könnte, sagen wir einmal: Sondergesetze gegen die Juden zu machen. Aber schließlich, wohin soll diese Verhetzung eigentlich führen? Es ist doch nicht zu leugnen, daß bei der letzten Wahl fast sieben Millionen Menschen für Hitler gestimmt haben. Sieben Millionen Menschen, die einem Mann, der eben naturalisiert worden ist, ihre Stimme geben, weil er für eine Entrechtung der Juden kämpft."

Henry schüttelt den Kopf: "So ist das auch wieder nicht, Fleur. Die Judengeschichte, die dich verständlicherweise am meisten, nun, sagen wir einmal: ärgert, ist doch nur ein Punkt des Parteiprogramms. Sieh mal: diese ganze Partei ist etwas Neues. Hunderttausende Menschen: Arbeitslose, Gescheiterte, enttäuschte Offiziere, die nach dem letzten Kriege keine Beschäftigung fanden, Abenteurer, die Karriere machen wollen, sie alle wenden sich einer Partei zu, die als einzige noch nie an der Regierung war. Ich glaube fast, es wäre das beste, wenn wir ruhig einmal eine nationalsozialistische Regierung hätten. Man würde dann sehen, daß sie auch nicht mehr kann als alle ihre Vorgänger. Dann wird die ganze Sache im Sande verlaufen, wie vieles andere. Und daß ein paar Leute, die wir kennen, mitlaufen: du lieber Gott, persönlicher Ehrgeiz, Berufsgründe, was weiß man."

"Mag schon sein", sagt Fleur. "Meinst du, daß wir noch mehr Bekannte haben, die dazu gehören, Henry?"

Sie stehen auf. Es ist Zeit, mit der Arbeit anzufangen.

"Wer kann das wissen, Fleur; mancher ist vielleicht dabei, weil er sich etwas davon verspricht. In keinem Fall, Fleur, ist das ein Grund, ein so ernstes Gesicht zu machen." Zärtlich legt er seine Arme um sie und küßt sie leicht auf die Augen.

"Keine Liebe im Büro!" lächelt Fleur und geht zu ihrem Schreibtisch.

Und während sie die laufenden Sachen besprechen, haschen die Kinder auf der Straße im Herbstnachmittag nach den Wahlflugblättern, die aus den Flugzeugen mit **Hakenkreuzen** zu Tausenden über der Stadt abgeworfen werden.



Eigentlich war Henry gerade dabei, aus dem Büro zum Mittagessen zu gehen, als der Mann, der ihm jetzt an seinem Schreibtisch gegenüber sitzt, sich melden ließ. Es war wegen der offenstehenden Tür nicht möglich gewesen, sich verleugnen zu lassen.

Ein schneller Blick Henrys fährt prüfend über sein Gegenüber: ein junger Mann noch, Landwirt oder so etwas nach der Kleidung, Mann aus dem Volke, könnte auch der Agent einer Versicherungsgesellschaft sein.

"Ich komme in einer privaten Angelegenheit zu Ihnen," sagt der Mann in unverfälschtem Hamburger Dialekt. Also doch Versicherung. Der Mann faßt in die Tasche, holt einen großen Bogen heraus, blättert in ihm: drei, vier Seiten, schraubt umständlich seinen Füllfederhalter auf und sieht nun zu Henry hinüber.

"Es handelt sich darum, Ihre Aufnahme in **die nationalsozialistische Partei** vorzunehmen."

Unwillkürlich ist Henry zusammengezuckt. Der Mann hat die Klappe seines Überrocks einen Augenblick umgeschlagen. Sein Finger zeigt auf das darunter befindliche Parteiabzeichen; die Rockklappe fällt wieder zurück. Henry, der aufrecht in seinem Schreibtischsessel sitzt, beide Arme auf die Lehnen gestützt, sieht von dem Gesicht des Mannes zu dem langen, gedruckten Fragebogen, auf den schreibbereiten Füllfederhalter und zurück zu dem Mann.

"Parteiaufnahme?" sagt er kopfschüttelnd. "Aber ich habe niemals einen Antrag auf Aufnahme gestellt."

"Das macht nichts," antwortet der Mann, "ich habe von der Parteileitung den

Auftrag erhalten, Sie aufzunehmen." Er fährt mit der Spitze der Feder über dem Papier hin und her, hat die Stelle, die er sucht, nun gefunden und fragt, ohne aufzusehen: "Sie heißen Henry mit Vornamen?" Der Name steht nun da. "Haben Sie noch andere Vornamen?"

"Einen Augenblick." Henry sieht auf seinen Namen, der da auf dem Bogen steht. "Es tut mir leid, aber ich habe gar nicht die Absicht, Ihrer Partei beizutreten."

"Nicht die Absicht?" Der Mann hat die Augenbrauen für einen Augenblick hochgezogen und sieht auf; ein Lächeln erscheint und verschwindet wieder.

"Darauf kommt es gar nicht an. Alle **Arier** werden der Partei beitreten müssen. Und Sie sind doch **Arier**, oder haben Sie jüdische Verwandte in Ihrer Familie?"

Henry ist über diese Bestimmtheit einen Augenblick lang fassungslos. "**Arier** bin ich," sagt er zögernd, "aber das ist kein Grund, Ihrer Partei beizutreten."

Der Mann legt seinen Federhalter auf das Formular, setzt sich in seinem Stuhl zurück, beide Hände in den Hosentaschen, und sieht Henry spöttisch an. "Ich fürchte, Sie wissen nicht, was Sie sagen." Und während Henry flüchtig denkt: ein unangenehmer Gesichtsausdruck, fährt jener fort: "Wirklich, ich fürchte, Sie wissen nicht, was Sie sagen. Es wird Ihnen nach dem Ergebnis der gestrigen Wahlen nicht zweifelhaft sein, daß Hitler demnächst zur Macht kommt. Dann werden sich die Zeiten ändern, für alle. Ein neuer, gesunder Staat wird entstehen, und alles Ungesunde und Faule wird mit einem Schwung hinweggefegt werden." Der Mann hat einen Hieb durch die Luft gemacht. "Dann sind wir die Herren im Staat, und wer sich nicht rechtzeitig zu uns bekannt hat, der ist unser Gegner, und wir werden mit ihm fertig werden, darauf können Sie sich verlassen."

Wie werde ich ihn los? denkt Henry.

"In unserem Staat gibt es nur Platz für **Nationalsozialisten**. Wer arbeiten will, muß der **Partei** angehören, ausnahmslos, ohne Unterschied: Männer und Frauen, Arbeiter und Gelehrte, Beamte, Anwälte, Ärzte, Lehrer." Wieder dieser Hieb durch die Luft; die kleinen Augen sind weit aufgerissen. "Und wer sich nicht rechtzeitig zu uns bekannt hat, der wird seinen Beruf verlieren. Niemand in diesem Staat wird etwas erreichen können ohne das Parteibuch, und vom Jüngsten bis zum Ältesten wird jeder eingespannt sein in den Dienst der großen Sache."

Welch eine Schule, denkt Henry spöttisch. Auf Volksversammlungen mag das ja wirksam sein, aber hier, in meinem eigenen Büro? Etwas ungewöhnlich. Doch warum soll man sich schließlich mit solch einem Mann nicht einmal unterhalten?

Es ist wahr, der Sieg der Partei im letzten Wahlkampf ist unbestreitbar, und oft hat er sich schon gefragt, was wirklich hinter der Sache steckt.

"Sie meinen also," sagt er und neigt in seiner verbindlichen Art den Kopf, "Sie meinen also, daß nur Parteimitglieder werden arbeiten können? Und ich – nun, nehmen wir einmal an, ich würde Ihrer Partei nicht beitreten, ich würde mein Büro schließen müssen?"

"Ich meine das nicht, ich weiß es," antwortet der Mann. "Wer nicht bis zum 1. Januar zu uns gehört, gilt als Gegner der Partei. Aber ob Gegner oder nicht..." Er beugt sich über den Tisch: "Sie wären schön dumm, wenn Sie 'nein' sagen würden. Sie sind Jurist, fangen erst mit dem Leben an. Und was glauben Sie, was wir als alte Parteimitglieder aus unserem Leben machen können? Alles werden wir erreichen können."

Er blinzelt vertraulich zu Henry hinüber. "Ich weiß, Sie haben einen guten Namen. Man wird Leute wie Sie brauchen, dringend brauchen. Wir haben genug Leute auf der schwarzen Liste, die am ersten Tag ihre Stellung verlieren: hohe Beamte, Professoren. Sofort würde man Ihnen einen großen Posten anbieten, dessen seien Sie versichert. Denken Sie einmal, wie viele **Juden** sich solche Stellungen erschwindelt haben. Sie wären schön dumm."

"Juden?" sagt Henry und raucht nervös eine Zigarre an. Nie raucht er sonst vor dem Essen, es bekommt ihm gar nicht, und immer hat er Kopfschmerzen danach. "Wie wird denn das mit den Juden sein? Ich meine, sie werden nicht arbeiten können?"

"Arbeiten?" lacht der Mann und legt den Kopf dabei einen Augenblick nach hinten. Er schlägt mit der flachen Hand auf sein Knie: "Rausfliegen werden sie am ersten Tag mit Schimpf und Schande, sie alle und ihre Sippschaft."

"So ist das also", sagt Henry und lehnt sich in seinem Stuhl zurück. "Woher wissen Sie denn aber, wer dazugehört und wer nicht? Ich meine, das ist doch schwer festzustellen?"

"Gar nicht." Der Mann klopft mit dem Zeigefinger auf den aufgeschlagenen Formularbogen. "Jeder muß angeben, wer seine Voreltern sind. Das wird nachgeprüft, und wenn sich ein **Jude** darunter befindet, ist es aus mit ihm, er ist erledigt. Und darauf können Sie sich verlassen," wieder klopft er mit dem Fingernagel auf den Schreibtisch, "bei wem ich gewesen bin, der wird Parteimitglied, und wenn er nicht will, dann kann er sich auf etwas gefaßt machen." Der Mann ergreift den Federhalter und sagt undeutlich: "Also nun los. Morgen kann es für Sie zu spät sein, und Sie machen sich fürs ganze Leben unglücklich."

Wie werde ich den Kerl los? denkt Henry. Es ist schon immer seine Art gewesen, zu verbinden, auszugleichen. Er hat von jeher eine merkwürdige Scheu vor plötzlichen Dingen, vor Schroffem, Gewalttätigem. Schon in der Schule war es so, daß er vor Einschüchternden, Stärkeren zurückgewichen ist. Er hat nicht etwa Angst, aber es ist ihm nicht gegeben, sich in gleicher Form zu wehren. Immer ist es ihm als klüger erschienen, zu überreden, zu vermitteln. Eigentlich, fährt es ihm einen Augenblick lang durch den Kopf, ist das, was hier geschieht, glatte Drohung. In meinem Büro wird mir gedroht! Sich das verbitten, den Mann einfach vor die Tür setzen? Nein; schließlich ist er der Gebildetere! Wäre es klug, sich anders zu verhalten? Sicher nicht. Wenn es hier eine Auseinandersetzung gibt, dann kann morgen in der von Sensationen lebenden Parteizeitung sein Name in großer Aufmachung erscheinen; man wird sich mit ihm beschäftigen. In der üblichen zynischen Art dieser Leute wird man ihn angreifen. Hat er das nötig? Und, es ist ja wahr, die Leute haben einen ungeheuren Wahlerfolg hinter sich, Millionen neuer Anhänger gewonnen. Soll er in seiner Praxis Schwierigkeiten haben und Klienten verlieren? Vielleicht kommen die Leute wirklich einmal an die Regierung, es wird nur vorübergehend sein, aber immerhin. Vielleicht gefährden sie dann wirklich seinen Beruf.

"Von allem anderen ganz abgesehen," sagt er, "ich glaube gar nicht, daß Sie mich aufnehmen würden. Sie wissen vielleicht nicht, daß meine Kollegin, mit der ich zusammenarbeite, **Jüdin** ist, und ich bin mit ihr verlobt." Henry sieht, das auf seinem Schreibtisch stehende große Bild Fleurs streifend, seinem Gegenüber gerade ins Gesicht.

"Verflucht," sagt der Mann und pfeift durch die Zähne. "Sie sind mit einer **Jüdin** verlobt?" Er steht auf und geht, die Hände in der Hosentasche, auf dem Teppich auf und ab. Und während Henry denkt: wenn er jetzt etwas gegen Fleur sagt, dann fliegt er, - bleibt jener breitbeinig vor dem Schreibtisch stehen und sagt: "Na, soviel ist sicher: aus der Heirat wird nichts." Und als Henry die Stirn hochzieht und ihn fragend ansieht: "Ich würde Ihnen auch dringend abraten, jetzt noch schnell zu heiraten. Man kann nicht wissen - " er fuchtelt mit der Hand herum - "man kann nicht wissen, was mit denen wird, die **Juden** geheiratet haben. Vielleicht werden sie selbst als **Juden** behandelt, vielleicht werden die Ehen auch wieder geschieden."

Er bleibt vor Henry stehen. "Aber was machen wir jetzt? Selbst wenn Sie die Verlobung heute auflösen würden - ich weiß nicht, ob Ihnen das nützen würde. So enge Verbindungen mit **Juden**?"

Belustigt sieht Henry dem Mann zu, der seinen Füllfederhalter zuschraubt und ihn mit dem unausgefüllten Formular in die Tasche steckt. Hab' ich dich also doch bekommen, denkt er.

Der Mann sagt im Fortgehen: "Ich muß mich erkundigen, der Fall ist mir neu." Beim Hinausgehen flüstert er mit vorgehaltener Hand: "Und wenn ich Ihnen einen persönlichen Rat geben darf: auflösen, so schnell es geht, heute noch." Bevor Henry etwas erwidern kann, ist er schon aus der Tür.

Henry geht zurück zu seinem Schreibtisch, läßt sich in seinen Stuhl fallen und sieht nachdenklich das Bild von Fleur an. Hat er sich richtig benommen? Was er wollte, hat er erreicht – es hat keine grundsätzlichen Auseinandersetzungen gegeben. Aber trotzdem, ein unbehagliches Gefühl bleibt zurück. Er hätte sich mit dem Mann gar nicht so weit einlassen sollen. Freilich, es hat ihn zu sehr gereizt, zu wissen, wie es in dem Kopf dieser Leute aussieht.

Henry dreht an seinem Ring und rückt das Bild von Fleur an die richtige Stelle. Fleur... nun kennt man sich schon zehn Jahre lang. Juden? Mein Gott, wieviel Gutes hat er in ihrem Elternhaus gehabt. Fred, ihr Vater, welch ein aufrechter Mann. Wie nett ist er immer zu ihm gewesen, von der ersten Tanzstunde mit Fleur bis heute. Wie aufgeregt er damals in das Haus des bekannten Arztes ging in seinem neuen blauen Anzug, tiefe Verbeugungen machend. Und als er dann mit Fleur viel zusammen war, auf der Eisenbahn, am Strand, da ist er häufiger eingeladen worden, zu Geburtstagen, zu Feiertagen.

Und nie wird er den Tag nach der Reifeprüfung vergessen, als sie alle bei Fleur eingeladen waren: eine strahlende, noch ganz kindhafte Fleur, so glücklich mit ihrem bestandenen Examen. Da ist Fred auf ihn zugekommen und hat ihn ganz beiläufig gefragt, was er denn werden wolle. Und da hat er es dann herausgestottert, errötend und mit vielen Entschuldigungen und Einschränkungen, daß er nicht studieren könne, so gern er es tun würde. Sein Vater, nicht wahr, ein kleiner Beamter, kann die Mittel nicht aufbringen. So wird er denn im nächsten Monat eine Stelle als Banklehrling annehmen müssen. "So, so", hat Fred damals gesagt. Und eigentlich hatte Henry die ganze Geschichte vergessen, als Fleur eines Tages aufgeregt zu ihm sagte: "Du, Henry, mein Vater möchte dich sprechen."

Und da hat er dann Fred gegenübergesessen, noch verlegener als sonst. "Henry," hat Fred gesagt – noch heute hat er seine Stimme im Ohr -, "Henry, ich möchte etwas mit Ihnen besprechen. Sehen Sie, als ich so alt war wie Sie, da wollte ich auch gern studieren und konnte es nicht. Da hat mir jemand die Mittel dazu

gegeben, sonst würde ich heute wahrscheinlich auch in Büchern klexen. Ich möchte das gern weitergeben. Machen wir es so: ich werde ihr Studium bezahlen, und wenn Sie einmal ein reicher Mann sind, dann zahlen Sie mir das zurück."

Und als Henry nicht wußte, was er antworten sollte, da hat Fred den Finger gehoben und gesagt: "Aber eine Bedingung habe ich, Henry. Fleur darf das niemals erfahren. Ich sage das in Ihrem eigenen Interesse. Wir beide machen das unter uns Männern ab."

Juden, denkt Henry; da reden die Leute von Juden, und es ist nicht einmal sicher, ob sie jemals einen richtigen Juden gesehen haben. Ja, und dann ist er in Freds Haus aus und ein gegangen; er gehörte dazu. Erst allmählich, nach den ersten beiden Studienjahren, ist Fleur ihm mehr geworden. Seine Fleur...

Henry steht auf und geht zum Fenster. Wie hat sie ihm geholfen, als ihm das Studium am Anfang schwerfiel. Und welche Zeiten mit Fleur auf dem Tennisplatz, mit Fleur am Strand, mit Fleur beim Studium, im Examen und jetzt im Beruf. Die Leute schwatzen von Dingen, die sie nicht verstehen.

Ob er Fleur von dem Besuch erzählt? Vielleicht besser nicht; warum sie beunruhigen? Und er hätte doch nicht so viel rauchen sollen: er hat Kopfschmerzen.

Fleur steht im Ankleidezimmer und hilft ihrer Mutter, die Blume anzustecken. Sie ist in solchen Dingen nicht sehr geschickt, und mit Vergnügen beobachtet Eva, wie Fleurs Zunge sich in ihrem Eifer in den Mundwinkel klemmt. Jetzt hält Fleur den Kopf etwas schief und sieht Evas Kleid noch einmal an. "Weißt du, Eva," sagt sie, "ich finde, du siehst viel hübscher aus als ich."

Sie faßt Eva unter, und nun stehen sie beide vor dem Spiegel, Fleur ihre Mutter um Kopflänge überragend. Beide haben sie ihre Abendkleider an, und es wird nicht lange dauern, dann werden die ersten Gäste dasein. Immer schon haben sie das so gehalten, wenn sie Besuch erwarteten: Fleur hat Eva in ihrem Ankleidezimmer besucht, und sie haben sich gegenseitig begutachtet.

Eva wirft einen flüchtigen Blick auf sich selbst: eine alte Frau, denkt sie – nun ja, noch nicht gar so alt, aber schon mit einer erwachsenen, erfolgreichen Tochter. Wunderschön sieht Fleur heute aus. Das neue Kleid ist wie immer etwas lächerlich Einfaches. In Fleurs schmalem Gesicht brennen die großen Augen. Jung ist sie, sehr jung, und es ist eigentlich kaum zu glauben, daß sie schon mit dem Studium fertig ist, eine eigene Praxis hat. Eigentlich sollte sie heiraten. Worauf wartet Henry noch? Aber vielleicht macht es ihnen Freude, der eigene Beruf, der Aufbau der Praxis, und man soll sich lieber nicht einmischen.

Fleur hat Eva untergefaßt; sie gehen durch den weiten Korridor in die vorderen, schon hell erleuchteten Zimmer. "Hm, riecht das gut," sagt Fleur, als sie an der Küche vorbeigehen. Durch den Türspalt sieht man den Koch mit seiner hohen weißen Mütze. Die Mädchen hantieren noch an der Tischdekoration herum. Die lange Tafel ist durch den großen Eßsaal gezogen, auf den hohen fünfarmigen Leuchtern warten die weißen Kerzen darauf, angesteckt zu werden. "Großartig gemacht," sagt Fleur und drückt Evas Arm. Bis vor einer Stunde hat Eva hier gearbeitet und alles so hergerichtet, wie sie es nun einmal gern hat. "Na?" sagt Fleur und nickt im Vorbeigehen Freds Chauffeur zu, der heute mithilft und mit seinen weißen Handschuhen etwas unglücklich ausieht.

"Und nun kommt etwas Entsetzliches," sagt Eva und setzt sich sorgenvoll die Brille auf. Sie nimmt eine lange Liste in die Hand: "Sieh dir das in Ruhe an, Fleur, du weißt, Tischordnung ist meine schwache Seite."

Fleur steht im Musikzimmer, auf den Flügel gestützt, und sieht die Namen durch. Eigentlich müßte es heute nett werden. Einige Kollegen von Fred, ein paar Juristen, der Literaturprofessor. Die Leute da kann sie zwar nicht leiden, es sind aber alte Freunde von Eva, und so etwas läuft eben mit unter. Junge Leute sind so gut wie gar nicht auf der Liste, aber schließlich ist dieser Abend nicht für sie gedacht. Dem Redakteur der großen Hamburger Zeitung wird sie sich selbst gegenüber setzen. Ein etwas komischer Kauz zwar, aber sehr lustig. Henry wird das Vergnügen machen. Wenn Henry nur bei solchen Gelegenheiten nicht immer so still wäre.

"Sag einmal, Eva, haben denn all die Leute überhaupt Platz?" Fleur zählt: "Vierzig Personen, das wird schön eng werden!" Es läutet.

"Entsetzlich," sagt Eva, "diese Pünktlichkeit, und Fred ist noch nicht da." Fleur lacht: so ist es immer, wenn sie Besuch haben. Im letzten Augenblick muß Fred noch einen dringenden Krankenbesuch machen. Meistens kommt er zu seinen eigenen Gesellschaften zu spät oder wird während des Essens fortgeholt. Aber das gehört nun einmal zum Arztberuf.

Unten vor dem Haus fährt ein Wagen nach dem anderen vor. Als Henry ankommt, der sich niemals einen Wagen nimmt, bleibt er einen Augenblick stehen und sieht sich das an: ein erfreuliches Bild der Vorbereitung auf eine elegante Gesellschaft. Er hat keine Ahnung, wer alles dasein wird; er hat vergessen, Fleur danach zu fragen. Eigentlich macht er sich gar nichts aus großen Gesellschaften. Man muß aber zugeben, daß die Gesellschaften Freds eine Ausnahme bilden; sie sind in der Stadt berühmt. Die Zusammenstellung der

Gäste ist immer besonders geschickt, alle Fakultäten durcheinander. Immer sind Menschen da, die ihre Geige, ihr Cello mitbringen und nach dem Essen gute Musik machen. Etwas Ähnliches wird es sicher heute auch sein.

Nachdenklich ist Henry stehengeblieben. Gerade fährt ein Wagen vor – einen Augenblick lang sieht man das Aufblitzen einer Uniform, ein Militärarzt wahrscheinlich, ein Kollege von Fred.

Wie ist das eigentlich? denkt Henry. Es ist doch absoluter Unsinn, sich vorzustellen, daß dieses Nazigeschrei nach Ausschaltung der Juden wirklich einmal wahr wird. Vielleicht, vielleicht könnte es irgendwelche Gesetze gegen Leute geben, die nach dem letzten Krieg eingewandert sind, gegen Ausländer oder so. Aber gegen Leute wie Fred und Eva und Fleur? Undenkbar ist das, zu stark sind seit Generationen die Verflechtungen mit dem guten alten Hamburg. So etwas zu entwirren, ist unmöglich.

Und Juden? Er hat neulich mit Fred darüber gesprochen. Warum sind sie überhaupt noch Juden? Nichts halten sie von den jüdischen Gebräuchen. Fleur hat davon überhaupt keine Ahnung. Sie sind Mitglied der jüdischen Gemeinschaft – und damit Schluß. Und die Antwort Freds war ebenso entwaffnend wie überraschend: "Ich hätte es für eine Schande gehalten, eine Gemeinschaft zu verlassen, in der mein Vater und meine Mutter ein ehrenwertes, anständiges Leben geführt haben. Warum? Um vielleicht einige Bequemlichkeiten einzutauschen? Ich würde mich vor mir selbst schämen."

Juden oder nicht: wahr ist, daß in diesem Hause ein Geist aufgeschlossener Freisinnigkeit herrscht, der selbst Henry nach so vielen Jahren manchmal überrascht. Juden hat er hier auch getroffen, natürlich, aber eben nur dann, wenn es kultivierte, aufgeschlossene, in diesen akademischen Kreis passende Menschen waren. "Von mir aus kann einer sein, was er will", hat Fred einmal gesagt. "Wenn es ein kultivierter, anregender, künstlerisch empfindender Mensch ist, dann ist er mir willkommen."

Wen hat er dort nicht alles getroffen: den Kaplan der katholischen Kirche, einen guten alten Freund Freds. Den neulich verstorbenen Professor der Theologie und den jüdischen Professor für semitische Sprachen. Und das gibt dem Ganzen vielleicht seine besondere Note: daß man nicht darauf aus ist, einen "Salon" zu haben. Man hat einfach ein offenes Haus, in dem sich ein paarmal im Jahr trifft, wer einander interessieren könnte. Nein, es ist absurd zu denken, daß dieses Wahnsinnsprogramm einmal durchgeführt werden sollte. So etwas gibt es nur in Alpdruckträumen.

Erleichtert geht Henry die Treppe hinauf, und als Fleur ihm strahlend

entgegenkommt, da sind alle bösen Träume vergessen.

"Was wird schon sein?" hört er seinen alten Professor gerade abschließend sagen, bevor er ihn begrüßt. "Wenn die Nationalsozialisten zur Regierung kommen, dann werden sie die gleichen Sorgen wie die vorigen Regierungen haben, und damit haben sie genug zu tun. Und schließlich ist der alte Hindenburg ja auch noch da. Nur immer die Ruhe bewahren."

Das Stimmengewirr in den weiten Räumen übertönt den Marschgesang der hinter den Hakenkreuzfahnen marschierenden Kolonnen. Der Schein ihrer brennenden Fackeln erleuchtet gespenstisch die winterlichen Straßen, und sie singen ihre blutrünstigen Lieder.



Als Fleur an diesem winterlichen Morgen gerade mitten in ihrem Plädoyer ist, unterbricht ein merkwürdiger Lärm die Stille des Gerichtssaales. Während bisher nur die tiefe Stimme Fleurs im Raum war, ein gelegentliches Räuspern der Zuhörer, das Blättern von Akten und das Scharren der Feder des Gerichtsschreibers, wird das alles plötzlich von einem seltsamen Brausen übertönt, das deutlich von der Straße heraufhallt.

Unwillkürlich stockt Fleur einen Augenblick, räuspert sich, wirft einen Blick auf den Richter, der auf seinem erhöhten Sitz ihr zuhörend unbeweglich irgendwohin ins Leere sieht, und fährt in ihren Ausführungen fort. Sie hat es in ihrer jahrelangen gerichtlichen Ausbildung gelernt, daß etwas Unvorhergesehenes sie in der Ausübung ihres Amtes nicht stören darf. Sie sieht auf ihre Notizen hinunter und spricht nun etwas lauter. Das Brausen kommt näher. Was es ist, kann sie nicht unterscheiden. Es ist schwer genug, sich auf das zu konzentrieren, was sie vorhat, und sie würde auch nicht feststellen können, was es gibt, ohne zum Fenster hinauszusehen. Der alte Gerichtsschreiber hat etwas weniger Disziplin als die anderen. Er reckt den Hals zum Fenster, das aber viel zu

weit entfernt und zu hoch ist, um für ihn erreichbar zu sein. Er sieht zum Richter auf, der keine Miene verzogen hat, dann zu Fleur und fährt in seinem Protokoll fort.

Näher und näher kommt das Brausen. Nun ist kein Zweifel mehr: das Stimmengewirr vieler Menschen, der Marschtritt von Kolonnen, ein Rufen und Schreien, Musikfetzen. Wahrscheinlich der Gesang von Soldaten. Gleich wird es vorbei sein.

Fleur hat ihre Stimme erhoben, steht aufrecht da, fast schreiend spricht sie nun zu dem Richter hinüber, die linke Hand in ihrer Robe vergraben, in der Rechten den Bleistift haltend. Sie zwingt sich mit eiserner Energie weiterzusprechen. Es wäre ja noch schöner, denkt sie einen Augenblick lang, wir sind schließlich nicht in der Schule, daß man aufhört zu arbeiten, wenn Musik vorbeikommt.

Tüchtig, denkt der alte Richter und funkelt mit seiner Brille zu Fleur hinüber. Wirklich, ein tüchtiges Mädchen, nur – man kommt bei dem Krach nicht recht zum Zuhören. Was da unten eigentlich los sein mag? Man ist in der Aufregung dieser Wintermonate, in denen es einen Wahlkampf nach dem anderen gibt, schon reichlich nervös geworden. Er setzt sich zurecht und zwingt sich zuzuhören.

Es gelingt nicht. Die Musik vor den Fenstern behält die gleiche Lautstärke. Da – jetzt wird gesungen, die Stimmen Tausender dröhnen zu den Fenstern herauf. Ob ich die Verhandlung für kurze Zeit unterbruche? Zweifelnd streift sein Blick die Bank, in der die Vertreter der Presse sitzen. Es wäre wohl nicht klug – wer weiß, was in diesen aufgeregten Zeiten für merkwürdige Schlüsse daraus gezogen werden. Und wenn dann etwas Dummes in der Zeitung steht, dann ärgert man sich später über die eigene Nervosität.

Fleur bemerkt, daß sie heiser wird. Hat es einen Sinn weiterzusprechen? Sicher ist, daß niemand mehr zuhört. Alle starren zu den hellen Rechtecken der Fenster hinauf. Die Anwälte flüstern leise miteinander. Der Gerichtsschreiber hat es anscheinend völlig aufgegeben, sein Protokoll zu führen. Was macht man nur? Einen gesetzlichen Grund, das Plädoyer zu unterbrechen, gibt es nicht. Sie muß ihre Sache zu Ende führen, sonst könnten ihre Klienten, die hinter ihr sitzen, Schaden nehmen. Sie muß sich kurz fassen.

Kommandorufe schallen herauf, ein lautes Schreien tausender Stimmen jetzt. Fleur hört ihre eigene Stimme nicht mehr. Sie macht eine hilflose Bewegung, zuckt bedauernd zum Richter hinüber und hört auf zu sprechen. Der alte Mann nickt ihr wohlwollend zu, scheint auch etwas zu sagen, was man aber nicht verstehen kann. Fleur starrt zu den Fenstern hinauf und wird weitersprechen,

wenn alles vorüber ist.

Sie lehnt sich gegen die Rückwand ihrer Bank, die herunterhängenden Hände übereinander gekreuzt, und wartet.

Keine Soldaten, so viel ist sicher nun. Eine Demonstration vor dem Gerichtsgebäude. Und der Grund? denkt Fleur. Die politische Aufregung der vergangenen Wochen hat in den letzten Tagen eine Art Höhepunkt erreicht. Noch gestern hat sie mit Henry darüber gesprochen, wie das eigentlich ausgehen soll. Die Nationalsozialisten haben bei den letzten Wahlen eine solche Mehrheit erreicht, daß es auf Dauer kaum möglich sein wird, sie von der Regierung auszuschließen. Die Nazi-Zeitungen verlangen stürmisch die Beteiligung der Partei an der Regierung; die anderen wenden sich kaum dagegen. Eigentlich ist die allgemeine Meinung, daß diese Partei jetzt die Verantwortung übernehmen soll. Ihre Gegner erwarten, daß die Wähler dann schnell einsehen werden, daß sie nur mit leeren Versprechungen verführt worden sind.⁶

Praktisch hat die Wahlagitation auch nach Beendigung des eigentlichen Wahlkampfes nicht mehr aufgehört, denkt Fleur. Eine hemmungslose Propagandawelle hat sich über das ganze Land ergossen. An jedem Morgen liegen Tausende neuer Flugzettel auf der Straße, die Programmpunkte der **Partei** in immer verschiedener Form wiederholend. Kein Abend vergeht, an dem nicht Demonstrationenzüge singend durch die Straßen ziehen, mit Fahnen, Musik und viel Geschrei. Und alle Hauswände sind über Nacht mit **Hakenkreuzen** bemalt. Schlägereien sind an der Tagesordnung; erst vor zwei Tagen hat man zwei bekannte Gegner der **Partei** rücklings erstochen. "Man wird schwierige Zeiten haben", hat sie zu Henry gesagt. "Wenn auch alles nur vorübergehend sein wird, so wird man sich doch auf etwas gefaßt machen müssen." Und Henry hat sie umfaßt, hat ihr einen Kuß gegeben und gesagt: "Das fehlt auch noch, daß meine Fleur nervös wird. Dummchen, du, es ist alles halb so schlimm."

Sicher, denkt Fleur, was soll schon passieren? Nur eins ist unklar: warum eine Demonstration vor dem Gericht? Es ist schließlich die unpolitischste Behörde, die es gibt. Vielleicht, ja vielleicht will man irgendwelche Gefangenen heraushaben, die bei den letzten Ereignissen verhaftet wurden.

Da – ein Aufschrei geht durch die Menge. Irgendein Wortführer hat etwas gerufen, und jubelnd stimmt die Menge ein. Wird denn das kein Ende nehmen? Zum Essen wird sie heute ohnehin zu spät kommen.

Leise klappt die Tür des Gerichtssaales, ein uniformierter Gerichtsdienstler kommt

⁶ Adolf Hitler wurde am 30.1.33 zum Reichskanzler ernannt.

herein, flüstet mit seinen beiden an der Tür stehenden Kollegen, verschwindet wieder. Jetzt wird es auch im Hause unruhig. Man hört Schlagen von Türen, Menschen laufen auf den Korridoren entlang, lautes Rufen ertönt. Stimmen schreien gegeneinander, und dazwischen das Singen der Menge auf der Straße.

Der Richter hat sich zu dem Protokollführer hinübergebeugt, der die Schultern hebt, den nächsten Gerichtsdienner heranwinkt. Näher jetzt die Schritte auf dem Korridor. Die Tür wird aufgerissen, fällt mit scharfem Knall wieder zu.

Der Richter ist aufgefahren: "Was ist denn los," schreit er, "ich verbitte mir solche Störungen!" Aber der Störenfried ist nicht mehr da, der davon Kenntnis nehmen könnte.

Jetzt ein Rütteln an der Tür, mit lautem Krach fliegt sie auf. Im Türrahmen stehen braune Uniformen der nationalsozialistische Partei. Ein kurzer Wortwechsel mit dem Gerichtsdienner, der zur Seite geschoben wird. Drei, fünf Uniformierte stehen nun am Eingang, den Riemen ihrer Uniformmützen unter das Kinn geschoben, die Gewehre⁷ in der Hand. Andere drängen nach, Gummiknüppel in de Händen. Fleur sieht von einem zum anderen, und als sie diese Gesichter gesehen hat, die von Wut verzerrt sind, spürt sie ihr Herz im Hals.

Der Richter hat sich aufgerafft. "Hier ist Gerichtssitzung!" ruft er zur Tür.

"Das sehe ich," brüllt der Anführer zurück, "deshalb sind wir hier." Wild sieht er sich um: "Sind **Juden** hier?"

Jetzt steht ein Mann neben ihm, der keine Uniform trägt. Wird er den Wütenden beruhigen können? denkt Fleur. Es ist ein Beamter des Gerichts. Er flüstert mit dem Mann in Uniform, zeigt auf die gegenüberliegende Bank der Anwälte. Fünf Männer sitzen dort in ihren Roben, erstarrt auch sie, wie alle. Auf zwei von ihnen weist der ausgestreckte Finger.

Was nun geschieht, dauert kaum ein paar Minuten. Drei, fünf Uniformierte stürzen sich auf die beiden Männer, andere Uniformen drängen nach. Sie packen sie und zerren sie über die Bank in den Gerichtssaal. Jetzt steht die Gruppe unmittelbar vor dem Stuhl des Richters. Ein wildes Schreien hin und her, man sieht die beiden Männer nicht mehr. Ein Zerren jetzt, man hört das Klatschen von Schlägen. Gleich darauf ist der Saal mit Uniformen gefüllt. Hysterisches Schreien der Männer, wieder das Fallen von Schlägen. Ein Schleifen nun, wie wenn ein Körper auf dem Boden entlanggezerrt wird. Die Uniformierten haben sch gebückt. Jetzt, jetzt heben sie einen Körper auf, erst in der einen Gruppe,

⁷ Meines wissens wurden SA und SS erst bei der regierungsübernahme der NSDAP im märz 1933 bewaffnet.

dann in der anderen. Ein Ruf, den Fleur nicht versteht. Über ihren Köpfen tragen sie die Körper. Auf fliegen die Fenster... Eine Sekunde lang sieht man die schwebende, von vielen Händen gehaltene, gestoßene Gestalt in der Robe. Ein Aufschrei geht durch die Menge draußen... Fleur sieht fort, nun doch wieder hinüber. Die Gestalt ist verschwunden; gerade flattert noch das Ende der schwarzen Robe für einen Augenblick im Luftzug des Fensters.

Mit geschlossenen Augen steht Fleur da. Wieder ein Aufschrei der Menge. Sie hört, wie die Fenster zugeschlagen werden, ein Scharren vieler Schuhe jetzt, ein Murmeln von Stimmen, ein Drängen der Menschenmenge im Saal. **"Heil Hitler!"** schreien sie durch den Raum. Dann ein Stoßen und Drängen von vielen Menschen; laut polternd fallen die Saaltüren ins Schloß. Es ist nichts mehr zu hören als das Summen der Menschenmenge draußen.

Noch immer steht Fleur auf ihrem Platz, die Augen nun geöffnet. Niemand rührt sich im Saal. Bleich sitzt der alte Mann dort oben in seinem Stuhl. Er beugt sich vor, setzt zum Sprechen an, räuspert sich und sagt leise, kaum verständlich: "Die Sitzung ist geschlossen."

Fleur packt mechanisch ihre Akten zusammen; ihre Klienten hat sie vergessen. Sie geht dem Ausgang zu, öffnet die Tür. Die Beamten des Gerichts stehen in Gruppen auf dem Korridor zusammen, starren sie an. Bleich ist Fleur, weiß wie die Rüsche ihrer Robe. Ohne einen Gedanken fassen zu können, geht sie dem Anwaltszimmer zu: sie wird ihre Sachen holen und dann nach Hause fahren.

Ein schneller Schritt jetzt neben ihr: "Ich würde Ihnen raten, sofort das Haus zu verlassen." Fleur nickt vor sich hin, zieht im Gehen ihre Robe aus und legt sie irgendwohin auf ein Fenster im Korridor. Dann geht sie mit ihren Akten unter dem Arm, ohne Hut und Mantel, durch einen Nebenausgang auf die Seitenstraße. Während sie mit einem Taxi ins Büro fährt, steigen unter dem Judel der Tausende aus dem Gerichtsgebäude die **Hakenkreuzfahnen** auf.

Es ist ein Wochentag, aber was sie tun, ist etwas ungewöhnlich für einen Arbeitstag. Fleur und Henry stehen vor dem Rehgitter des Zoo, und Fleur füttert die Tiere mit dem, was sie in ihrer Tüte von Hause mitgebracht hat. Die nassen schwarzen Schnauzen drängen sich zum Gitter und schnuppern zur Tüte hin. "Ja," sagt Fleur, "nur nicht so stürmisch!" Futterneid, denkt sie, während Henry durch das Gitter faßt und das zarte Fell des Tieres streichelt. Futterneid sogar hier.

Leer ist die Tüte. Henry hat Fleur untergefaßt, und sie gehen die große Allee

entlang. Lau ist die Luft an diesem ersten Apriltag⁸, und man glaubt wohl, daß die Bäume bald grün sein werden, auch wenn sich noch keine Knospen zeigen.

"Du solltest die Sache nicht so ernst nehmen, Fleur," sagt Henry und sieht im Gehen in die Baumkronen. "Das Ganze ist so unglaublich, so unwahrscheinlich dumm, daß man es einfach nicht ernst nehmen kann. Oder was glaubst du, wie lange soll man das durchhalten, daß man vor jedes Geschäft, vor jedes Büro, vor jedes Arzthaus, vor jede Tür eines Anwalts, den man für einen Juden hält, einen uniformierten Posten stellt? Und das in ganz Deutschland! Nein, so etwas kann nicht so weitergehen. Die Wirkung im Ausland möchte ich sehen! Es ist doch wirklich kein Grund, deprimiert zu sein. Du wirst an mich denken: in ein paar Wochen ist der ganze Spuk vorbei, die Regierung wechselt, und du gehst wieder schön aufs Gericht und hältst schwungvolle Reden." Zärtlich drückt er Fleurs Arm.

"Ich weiß nicht, Henry, ich weiß nicht. Mir ist die ganze Sache unheimlich. Gewiß, was heute in der Stadt und überall in Deutschland geschieht, ist unmöglich und kann nicht so bleiben. Diese Losung **'Kein Arier geht zu einem Juden!'** ist nicht durchzuführen. Wie soll man Leute auf die Dauer daran hindern, Geschäfte, Knos, Kliniken zu besuchen, von denen sie gar nicht wissen können, ob der Inhaber Jude ist oder nicht? Das ist richtig. Aber, weißt du, es zeigt doch, daß man grundsätzlich gewillt ist, diesen Progammpunkt anzuschneiden. Wenn auch natürlich keine Rede davon sein kann, daß man alle Juden ausschalten kann. Und Leute wie wir, die so mit allem hier seit Generationen verwurzelt sind, werden bestimmt nicht betroffen werden."

Sie bleiben stehen. In dem großen Fliederbusch, der noch ganz kahl ist, singt ein Vogel. Jetzt hat er sie gesehen und fliegt fort.

"Aber weißt du, Henry," sagt Fleur im Weitergehen, "erschreckt habe ich mich heute doch. Niemand war bei Fred in der Sprechstunde, denke dir, kein einziger Mensch, und sonst weiß er doch seit dem frühen Morgen nicht, wie er mit allem fertig werden soll. Die Schilder haben sie beklebt, und ein uniformierter Posten steht vor dem Haus und läßt niemanden hinein. Bei Fred, du! Und als der Chauffeur heute kam, war er in Uniform. Wir haben ihn alle angestarrt wie einen

⁸ In der wahl am 5.3.33 erzielte die NSDAP zusammen mit den Deutschnationalen die stimmenmehrheit. Am 23.3. ermächtigte der neue reichstag diese regierungskoalition für vier jahre, mit verordnungen zu regieren ('Ermächtigungsgesetz') und machte sich selbst damit überflüssig. - Nach sporadischen gewaltaktionen gegen "Juden" seit januar 33 begann am 1.4.33 ein von der NS-regierung offiziell verkündeter und durch entsprechende verordnungen legalisierter boykott jüdischer geschäfte, arztpraxen, anwaltskanzleien usw. in ganz deutschland. (Siehe Zeitungsmeldung zu beginn des vorworts.)

Geist. *'Ich denke, es ist für den Herrn Doktor besser'*, sagte er, *'wenn ich ihn heute in Uniform fahre, dann wird er keine Unannehmlichkeiten haben.'* Der Mann ist seit zehn Jahren bei uns. Du weißt ja selbst, wie wir ihn verwöhnt, die Kinder, die Frau beschenkt haben. Und er ist heimlich hingegangen und einer Partei beigetreten, die uns mit Schmutz bewirft! Nein, ich weiß nicht, ich finde das alles schrecklich beunruhigend."

"Ja," sagt Henry, "ich gebe zu, es ist alles merkwürdig. Ich habe mich heute gewundert, wen ich auf der Straße alles in Uniform getroffen habe. Auf dem Gericht wimmelt es von Uniformen, und ich habe gesehen, was kaum zu glauben ist: unter einer Richterrobe eine Parteiuniform. Aber allzu extreme Regierungen halten sich nicht, haben sich nie gehalten, und darum ist kein Grund zur Nervosität. Wir werden weiter arbeiten wie in den letzten Wochen: du gehst nicht mehr auf das Gericht; das tue ich. Dafür machst du die ganze Büroarbeit. Ich finde diese Abwechslung eigentlich angenehm. Und jetzt gehen wir Tee trinken." So sitzen sie dann in dem großen Restaurant am Fenster. Ganz allein sind sie im Lokal. Im Sommer sind hier die Fenster hochgezogen, die Musik spielt, und es ist kein Platz zu haben.

Fleur sieht hinaus auf die leere Promenade: wenige Menschen gehen in den weiten Anlagen spazieren. Ein paar alte Herren schwatzen miteinander; der eine zieht sein lahmes Bein hinter sich her. Ein paar Kindermädchen mit ihren Kinderwagen zu zweien nebeneinander: ein friedliches Bild.

Kann man glauben, daß in der gleichen Stadt ein Schauspiel tobt, das es wohl noch nie in der Welt gegeben hat? Scharen von Neugierigen schieben und drängen sich in den engen, großen Geschäftsstraßen der Stadt und starren die mit großen gelben Sternen gekennzeichneten Geschäfte an, vor denen mit heruntergeschlagenen Mützenriemen unter dem Kinn die jungen Burschen in Uniform Wache stehen. Ein Wirbel ist in der Stadt wie auf einem großen Jahrmarkt.

Einen solchen Ekel hat Fleur im Hals vetspürt, daß sie Henry gebeten hat, mit ihr hierher zu gehen. Wenn vor der Tür ihres Büros auch kein Posten steht, einfach weil es auch Henrys Büro ist, so kann man unter solchen Umständen doch nicht arbeiten. Und eigentlich ist das Ganze ja seit Wochen unerträglich. Seit jenem Vorfall auf dem Gericht ist sie nicht mehr dort gewesen. Es ist wahr, daß sie sich die Arbeit auch anders einteilen können. Aber zu wissen, daß man nicht mehr aufs Gericht gehen kann, ist tief bedrückend. Doch man muß sich zusammennehmen und die Nerven behalten. Henry, der sich ausgezeichnet hält, darf nicht deprimiert werden,.

Fleur sieht auf, nimmt noch ein Stück Kuchen, legt Henry ein anderes auf und sagt munter: "Also, wir wollen den ganzen Kram vergessen."

Als sie nach Hause kommt, sitzen Eva und Fred im Wohnzimmer am Teetisch. Fürsorglich wie immer bedient Eva Fleur.

"Was sagst du zu allem, Fleur?" fragt Fred und sieht sie über die Brille an. Blaß ist sie und nachdenklich.

"Gott," sagt Fleur, "politisch aufgeregte Zeiten. Das wird sich alles geben."

Schweigend trinken sie nun ihren Tee. Fred liest die Zeitung. Eva beschäftigt sich mit ihrer Handarbeit, Fleur träumt vor sich hin.

"Hallo?" ruft sie, als das Telefon neben ihr geht, und dann lebhaft: "Ja, Henry, sehr fleißig?"

"So, so," sagt Henry, "was ich dich noch fragen wollte, Fleur, steht der Posten noch vor eurer Tür?" Und als Fleur das bejaht: "Was meinst du, wäre es nicht ratsamer, dann lieber nicht zu kommen? Ich meine: warum Auseinandersetzungen haben?"

"Stimmt," sagt Fleur, "daran hatte ich nicht gedacht. Wir werden ohnehin früh schlafen gehen." Als sie den Hörer abgelegt hat und sagt: "Henry wird heute doch nicht zum Essen kommen, es ist auch besser wegen des Kerls da unten", da antwortet Eva, ihren Faden einfädelnd: "Gut, daß ich nichts habe vorbereiten lassen."

Und Fred streift beim Umblättern der Zeitung Fleur mit einem nachdenklichen Blick.



Fleur sitzt an ihrem Schreibtisch im Büro und sieht die eingegangene Mittagspost durch. Bald muß Henry vom Gericht kommen, sie werden heute zusammen essen gehen. Sie muß sich beeilen.

Flüchtig blättert sie die aufeinander geschichteten Briefe durch. Nichts Wichtiges darunter, das hat alles Zeit bis zum Nachmittag. Da – eine Gerichtszustellung. Anscheinend hat das Büro vergessen, sie zu öffnen. Neben der Adresse steht in großen roten Buchstaben, mit Rotstift unterstrichen, das Wort "Persönlich". Wahrscheinlich eine Zeugenvorladung in irgendeinem Prozeß. Fleur schneidet den Umschlag auf. Das Papiermesser klirrt, als sie es zurücklegt. Ein Schreiben des Gerichtspräsidenten, wenige Zeilen nur:

"Wegen der wachsenden Anmaßung jüdischer Anwälte wird Ihnen bis auf weiteres jede berufliche Tätigkeit verboten. Zuwiderhandlungen werden entsprechend geahndet werden. Über die grundsätzliche Frage Ihrer Berufsstellung wird ein späterer Bescheid ergehen."

Fleur starrt auf das Schreiben, steht auf, geht, von dem Bogen kein Auge lassend, im Zimmer hin und her, dreht das Papier auf die Rückseite. Sie ist leer. Wieder sieht sie auf die Mitteilung, setzt sich an den Schreibtisch und legt das Schreiben vor sich hin. Sie tastet nach dem Zigarettenkasten, streicht, ohne hinzusehen, ein Streichholz an, raucht und starrt immer noch auf den Brief. Jede berufliche Tätigkeit: das heißt also, daß sie auch nicht mehr hier im Büro arbeiten kann. Bis auf weiteres: also kein endgültiger Bescheid. Wegen der wachsenden Anmaßung? Es ist einfach nicht zu glauben, wahrscheinlich hat sie darin bestanden, daß jüdische Anwälte sich ohne gerichtliche Sühne haben zum Fenster hinauswerfen lassen. Zuwiderhandlungen werden geahndet: das ist deutlich.

Fleur sieht auf den Stoß Akten, der sich auf ihrem Schreibtisch türmt, auf ihr Telefon, hört auf das Klappern der Schreibmaschinen im Nebenzimmer.

Verboten: ein einfaches Schreiben. Unterschrieben von einem alten, im Dienst ergrauten Richter, der genau weiß, daß es keine gesetzliche Grundlage dafür gibt. Er hat nicht getan, was man von ihm hätte erwarten müssen: daß er um seinen Abschied nachsucht, weil man von ihm eine ungesetzliche Handlung verlangt. Er hat an seinem Schreibtisch gesessen, wie sie an dem ihren sitzt, hat den Federhalter genommen und unterschrieben. Es ist nicht zu fassen.

Fleur steht auf, geht in ihrem Zimmer hin und her, das von der Frühjahrs-sonne freundlich beschienen wird. Ihr Schritt ist auf dem Teppich nicht zu hören. Sie geht an den Bücherschrank, sieht durch die Glasfenster auf die bunten Rücken ihrer juristischen Bücher, sieht in das Zeitschriftenfach, setzt sich einen Augenblick in den tiefen Ledersessel und nimmt ihren Rundgang wieder auf.

Verboten: was wird Henry dazu sagen? Es wird nicht anders gehen, er wird nun allein arbeiten müssen. Wie heißt es da? *'Bis auf weiteres.'* Es wird viel für ihn zu tun sein, und er wird kaum damit fertig werden. Fleur öffnet die Tür zum Büro, wirft einen Blick ringsum: alle sind eifrig bei der Arbeit. Sie sieht einen Augenblick in das Zimmer von Henry. Aktenstöße auch dort auf dem Schreibtisch, warm und anheimelnd die ganze Atmosphäre. Nachdenklich geht sie in ihr Zimmer zurück; unangenehm wird das sein vor dem Personal. Ihr Büro: Fred hat es für sie beide mit so viel Mühe und Kosten einrichten lassen. Da ist eben im Augenblick nichts zu machen, bis die *'grundsätzliche Frage'* entschieden ist.

Und sie sitzt noch immer da und starrt auf die wenigen Zeilen, bis Henry ins Büro kommt. "Ist meine Braut da?" hört Fleur ihn fragen. Immer ist es seine erste Frage, wenn er ins Büro kommt. Er geht hinüber in sein Zimmer, legt seine Sachen ab, geht einen Augenblick sinnend auf und ab, sich nervös ein um das andere Mal über die Haare streichend. "Schöne Geschichte", murmelt er, geht durch das Büro, sagt kurz: "Ich kann jetzt nicht", als ein Büromädchen ihn etwas fragen will, und öffnet die Tür zu Fleurs Zimmer.

Fleur sieht von dem Papier auf. Zum erstenmal ist ihr Lächeln etwas gezwungen. Wie hübsch Henry aussieht, frisch und elegant. Er geht auf sie zu, gibt ihr einen Kuß auf die Stirn und legt seinen Arm um ihre Schulter. "Ja," sagt er, "ja, ich weiß."

"Woher, Henry?"

"Alle haben das bekommen, Fleur, alle."

So ist das also. Henry zieht seinen Stuhl heran, setzt sich ganz dicht zu Fleur, legt seinen Kopf an ihr Gesicht und flüstert: "Nicht traurig sein, Fleur, das wird alles wieder gut."

Geschützt, denkt Fleur, wie bin ich geschützt. "Ach Henry", sagt sie leise.

"Sieh einmal, Fleur, das ist doch gar nicht so schlimm. Das ist doch alles nur für eine kurze, vorübergehende Zeit. Und wenn man es recht sieht: du hast doch Ferien schon längst einmal nötig. Du kannst spazieren gehen, kannst mich vom Büro abholen, und wir gehen nach Hause essen. Ein paar Wochen nur, und du wirst wieder hier sitzen..."

Ganz dicht sind seine Augen, sie sehen sich an.

"Und was den Verdienst anbetrifft, Fleur, na, darüber brauchen wir ja nicht zu reden."

"Alles gut und schön," sagt Fleur und löst sich von ihm, "was aber wird, wenn Fred das gleiche geschieht? Wir sind doch auf seinen Verdienst bestimmt

angewiesen. Du weißt, daß wir unser Vermögen in der Inflation verloren haben. Und was er inzwischen hat sparen können, du lieber Gott, der große Haushalt, das Personal..."

"Fleur, das halte ich für ausgeschlossen. Ärzte braucht man, und dein Vater? Nein, das ist ganz ausgeschlossen."

"Und ich?" fragt Fleur, "wenn das nun endgültig ist, soll ich vielleicht von ihm Taschengeld nehmen wie ein kleines Schulmädchen?"

"Aber Fleur," Henry steht auf und geht vor ihrem Schreibtisch auf und ab, "nun wollen wir doch nicht gleich den Kopf verlieren. Erstens bekommst du etwas aus unserer Praxis, zweitens bin ich auch noch da, und endlich: sollte das wirklich hier nichts mehr sein, dann wirst du, als erfahrene Juristin, ja mit Leichtigkeit eine Stelle finden."

"Mag sein, mag sein", murmelt Fleur, sieht wieder auf ihr Schreiben und bleibt so sitzen, während Henry in sein Zimmer geht und noch schnell ein paar Sachen erledigt.

Als Fleur ihn dann fertig angezogen abholt, diktiert er seiner Sekretärin gerade einen eiligen Brief. Fleur steht am Fenster und sieht ihm zuhörend auf die Straße hinunter, die mit **roten Hakenkreuzfahnen** besät ist.

'Bis auf weiteres', denkt sie, *'bis auf weiteres'*. Und wann werde ich hier wieder sitzen und noch schnell einen eiligen Brief diktieren?



"Wollen Sie bitte Platz nehmen, Herr Kollege."

"Danke," sagt Henry und zieht sich einen Stuhl zurecht. Er wirft einen kurzen Blick ringsum. Soviel ist sicher: sein eigenes Büro ist ein Luxusbüro, verglichen mit diesem hier. Ein einfacher Schreibtisch, vor dem er hier sitzt, einfache

Stühle, alles kahl und unwohnlich. In ein paar Monaten wird es freilich hier anders aussehen, darauf kann man sich verlassen.

Henry wirft einen Blick auf sein Gegenüber. Nie hat er den Mann gemocht. Dick und rund ist sein Gesicht, das beginnende Doppelkinn macht ihn viel älter, als er wirklich ist. Er sieht durch seine schwarzgeränderte Brille auf ein Aktenstück, das er vor sich liegen hat. Sein Krächzen im Hals mag Verlegenheit sein. Ab und zu schnuffelt er durch seine kurze Nase, die in dem aufgeschwemmten Gesicht so etwas wie eine verlorene Insel ist. Sein kurzer Scheitel auf dem Rundschädel ist mit Pomade angeklatscht. Er hat irgend etwas mit seinem Kragen, immer wieder fährt sein Finger zwischen Kragen und Hals.

Repräsentabel ist er nicht, denkt Henry, aber jetzt sitzt er in der Wolle. Bis vor einigen Monaten noch hat niemand diesen Mann gekannt: ein kleiner Anwalt, der dann und wann einen bescheidenen Prozeß hatte. Selten war er auf dem Gericht zu sehen. Man sagte von ihm, er versuche in irgendwelchen traurigen Lokalen Kunden zu werben. Niemand hat gewußt, daß dieser Mann seit Jahren **Parteimitglied** war. Es hätte auch niemanden interessiert, wie die ganze Erscheinung niemanden interessierte. Als dann aber diese neue Regierung alles über den Haufen warf, hat er sich zum Vorsitzenden der Anwaltskammer machen lassen. Das konnte bisher nur ein alter, erfahrener Mann mit bestem Ruf und großem Wissen werden. Nun ist also die neue Entwicklung auch hieran nicht vorübergegangen, und dieser Mann ist nun der Vorsitzende der höchsten ehrengerichtlichen Institution der Anwaltschaft. Er nennt sich Präsident und bezieht eine große Aufwandsentschädigung. Als altem **Parteimitglied** geben ihm alle Behörden ihre Rechtsfälle, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen: er wird in wenigen Jahren ein reicher Mann sein. Wenn, nun ja, wenn dieses ganze System eben hält.

Henry schlägt die Beine übereinander und harrt der Dinge, die da kommen werden. Ganz wohl ist ihm nicht. In solchen Zeiten vor die Anwaltskammer geladen zu werden, ist bei der neuen Besetzung ein Risiko. Wahrscheinlich liegt irgendeine Beschwerde gegen ihn vor, an der bestimmt nichts dran sein kann. Aber unangenehm sind solche Dinge doch.

"Ich habe Sie hergebeten," sagt der Mann und schnuffelt mit der Nase, "um eine standesrechtliche Frage mit Ihnen zu besprechen." Er sieht Henry nicht an, sondern starrt beim Sprechen auf seinen Schlips.

"Es handelt sich um eine persönliche Frage, die Sie selbst betrifft."

Ihre Blicke kreuzen sich. Was wird nun kommen, denkt Henry, da bin ich aber neugierig...

"Sie werden sich wahrscheinlich denken können, worum es sich handelt. Ihre persönlichen und beruflichen Beziehungen zu Ihrer Partnerin." Er macht eine Pause, krächzt, zieht umständlich ein Taschentuch, nimmt seine Brille ab und säubert sie, mit seinen kurzsichtigen Augen blinzelnd.

Henry sitzt wie vom Schläge gerührt da. O Gott, denkt er, was haben sie sich jetzt ausgedacht?

"Ihre Partnerin hat ein Berufsverbot erhalten, und ich verrate keine Geheimnisse, wenn ich sage, daß es bald, wie in allen diesen Fällen, ein endgültiges sein wird. Das ist ja auch selbstverständlich, denn natürlich kann in unserem Staat eine **Jüdin** keine Anwältin sein. Das aber nur nebenbei. Es handelt sich hier vor allem um die Frage, wie Sie in Zukunft die Beziehungen zu dieser Dame, gegen deren persönliche Eigenschaften übrigens nicht die geringsten Bedenken vorliegen, zu gestalten gedenken." Er setzt sich seine Brille auf und sieht Henry einen Augenblick fragend an.

Henry, dem die Schweißstropfen auf der Stirn stehen, sagt nach einer kleinen Pause des Nachdenkens: "Darf ich mir die Frage erlauben, warum das – abgesehen von der beruflichen Seite – hier zur Debatte steht?"

"Warum?" wiederholt der Mann und schlägt wie bei einem gutgelungenen Scherz mit beiden Händen auf die Stuhllehne. "Ich wundere mich über Ihre Frage, Herr Kollege. Zunächst einmal beruflich: wir wissen, daß diese Dame dem Verbot der Berufsausübung nachgekommen ist. Sie arbeitet nicht mehr in Ihrem Büro. Das ist in Ordnung so weit. Wenn sie erst – wie ich annehme, in wenigen Wochen – entgültig aus der Anwaltschaft ausgeschieden sein wird, dann ist die Frage ja auch abschließend geklärt. Selbstverständlich werden Sie nicht in der Lage sein, sie in anderer Form, etwa als Sekretärin, zu beschäftigen. Denn **nichtarische** Angestellte zu haben, ist standeswidrig und würde unmittelbaren Ausschluß aus der Anwaltschaft zur Folge haben.

Aber deshalb hätte ich Sie nicht herzubemühen brauchen, das versteht sich nach den neuen Grundsätzen ja alles von selbst." Er schnuffelt. "Der Grund unserer Unterhaltung liegt auf persönlichem Gebiet. Soviel ich weiß, sind Sie mit der Dame verlobt."

Und als Henry wortlos nickend zustimmt: "Ich wollte diese Frage mit Ihnen erörtern. Bevor Sie etwas dazu sagen, nur folgendes: ich verstehe, Sie befinden sich in einer nicht einfachen Lage. Die Dame ist, wie ich weiß, aus sogenanntem guten Hause, ihr Vater ist der bekannte Arzt, bisher bekannte Arzt. Es ist natürlich eine etwas delikate Frage. Aber über eines müssen Sie sich in klaren sein: wenn Sie Wert darauf legen, in der Anwaltschaft zu verbleiben, dann werden

Sie diese Beziehungen lösen müssen."

Ins Gesicht müßte man ihm schlagen, denkt Henry, mit der Faust müßte man ihm ins Gesicht schlagen. Aber dann wäre es zu Ende mit dem Beruf.

Und wieder öffnet sich dieser Mund: "Es besteht nach den Grundsätzen des neuen Staates kein Zweifel, daß es der Würde unseres Standes zuwiderläuft, irgendwelche Beziehungen persönlicher Art zu **Nichtariern** zu unterhalten, geschweige denn mit einer **Jüdin** verlobt zu sein. Und Sie wissen ja selbst, daß ein persönlicher Verstoß gegen die Würde der Anwaltschaft eben mit Berufsausschluß bestraft wird. Ich weiß nicht, ob Sie sich in einem solchen Falle Vorstellungen über Ihre weiteren Aussichten machen können. Glauben Sie wirklich, daß im **nationalsozialistischen** Staat jemand, der gegen solche Grundprinzipien verstoßen hat, überhaupt noch eine Berufsaussicht hat? Wird man ihn nicht als Gegner des Staates behandeln? Und was solche Gegner zu erwarten haben, das brauche ich Ihnen ja wohl nicht besonders vor Auge zu führen."

Schweigen im Raum.

"Sind das," sagt Henry, und seine Stimme zittert, so sehr er auch dagegen anzukämpfen versucht, "sind das Ihre persönlichen Ansichten, oder sagen Sie mir das alles in amtlicher Eigenschaft?"

Sein Gegenüber räuspert sich: "Ich bin von der Anwaltskammer beauftragt worden, Ihnen das amtlich mitzuteilen."

Wieder dieses Schweigen; gerade steigt der Tabakrauch zur Decke.

"Und wenn ich heute, statt verlobt zu sein, verheiratet wäre?"

"Sie sind es nicht, und was im übrigen in solchen Fällen geschehen wird, steht noch dahin. Heute zu heiraten, wäre glatter Selbstmord für Sie. Abgesehen davon, daß die zu erwartenden Gesetze in kürzester Zeit solche Ehen unmöglich machen werden, würde eine Heirat bedeuten, daß Sie den Grundsätzen des Staates zuwiderhandeln. Ausschluß aus der Anwaltschaft wäre dann selbstverständlich. Wenn ich aber dazu eine freundschaftliche, persönliche Ansicht äußern darf: ich wäre dann an Ihrer Stelle sehr um meine persönliche Sicherheit besorgt. Sie kennen das Institut der **Schutzhaft**, man braucht es ja nicht gerade **Konzentrationslager** zu nennen... Aber wie gesagt, das ist meine rein persönliche Ansicht. Amtlich ist zu sagen, daß eine Heirat sofortigen Ausschluß aus dem Beruf zur Folge haben würde."

Henry steht einen Augenblick lang auf, er kann einfach nicht mehr still sitzen; er fährt sich mit dem Taschentuch über die Stirn, rückt seinen Stuhl zurecht und

setzt sich wieder hin. Beide Arme stützt er auf den Schreibtisch und beugt sich zu dem Mann hinüber, so weit er kann.

"Hören Sie einmal," sagt er, "hören Sie einmal! Es ist doch einfach unmöglich, von mir zu verlangen, daß ich einen Menschen von heute auf morgen aufbebe, der mir nahesteht wie niemand in der Welt. Abgesehen davon, was mir meine Braut persönlich bedeutet, kann ich Ihnen vertraulich sagen, was nicht einmal sie weiß. Nie hätte ich studieren können, wenn ihr Vater mir nicht das Studium ermöglicht hätte. Er hat mir meine Bücher gekauft, meine Studien bezahlt, mich zum Repetitor gehen lassen, mich in sein Haus aufgenommen und mir mein heutiges Lebensniveau ermöglicht, als meine Braut und ich noch Kinder waren. Und das alles nur aus Mitleid mit einem armen, begabten Jungen, der sonst hätte Heringe verkaufen müssen. Das haben Juden für mich getan. Finden Sie, daß es deutsch und anständig wäre, solche Menschen in einem Augenblick im Stich zu lassen, in dem es anfängt, ihnen schlecht zu gehen? Ich bin der Meinung, daß ein solches Verhalten standeswidrig wäre."

Ganz still ist es im Zimmer. Von irgendwo kommt das Schlagen einer Uhr herüber.

"Ihre Äußerungen", sagt der Mann leise, "will ich als persönliche Mitteilung auffassen. Als amtliche Äußerung würden sie, nun, sagen wir einmal, zeigen, daß Sie nicht die Anschauungen angenommen haben, die im neuen Staat bei einem Vertreter der Rechtspflege selbstverständlich sind. Da Sie jung und, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, eine beruflich und persönlich sehr sympathische Erscheinung sind, verlangt man von Ihnen ja auch nicht, daß Sie diese Beziehungen von heute auf morgen lösen. Sie selbst gebrauchten diesen Ausdruck. Einstweilen wird es genügen, daß Sie sich mit Ihrer früheren Braut und deren Familie nicht in der Öffentlichkeit sehen lassen. Wie Sie alsdann die allmähliche Trennung herbeiführen, das bleibt Ihnen natürlich überlassen. Eins ist nur sicher: erfolgt sie nicht in absehbarer Zeit, sagen wir, in einem halben, dreiviertel Jahr, dann ist es aus mit Ihrer Karriere."

Totenbleich ist Henrys Gesicht, die Schweißstropfen stehen ihm auf der Stirn, die Augen sind weit geöffnet und sehen irgndwohin ins Leere. "Ist das unabänderlich?" fragt er leise.

Der Mann hebt die Schultern und läßt die breite Hand klatschend auf die Stuhllehne fallen: "So leid es mir persönlich tut: es ist unabänderlich, und es scheint mir schon ein großes Entgegenkommen zu sein, daß man Ihnen zur Regelung der Frage eine angemessene Zeit gibt."

Henry steht auf und knöpft seinen Rock zu. Sie stehen sich gegenüber und sehen

sich nicht an.

"Ich danke Ihnen," murmelt Henry und macht eine kurze Verbeugung. Der Mann bringt ihn in den Korridor, Henry nimmt seinen Hut und die Handschuhe und geht.

"Heil Hitler!" sagt der Mann hinter ihm her und hebt die Hand. –

Während Fleur dabei hilft, den Abendbrottisch zu decken – es gibt etwas Gutes heute, Henry wird erwartet –, irrt er planlos und mit sich selbst sprechend in den Straßen der Stadt umher.



Als Henry morgens die Zeitung aufschlägt und den Bericht findet, den er nun seit Wochen schon in jeder Zeitung sucht, da hat er sofort Fleur angerufen und sich für den Nachmittag zum Tee angemeldet. Vor diesem Augenblick hat er die ganze Zeit über Angst gehabt, jede erhältliche Zeitungsausgabe hat er sich gekauft. Und nun ist es also so weit: mit allen anderen zusammen ist Fleur aus der Anwaltschaft ausgeschlossen worden. Ein einfacher Erlaß des neuen nationalsozialistischen Ministers, der bisher ein untergeordneter Sekretär war. Wenige Sätze haben ihre Berufsträume beendet. Wie sie es nur aufnehmen wird?

Fleur, die geborene Juristin, der ihr Beruf Lebensinhalt geworden war, soll nicht mehr arbeiten dürfen? Man kann es kaum fassen. Gewiß, es wird nicht für lange sein, aber jedenfalls so lange, wie der neue Staat hält, der in seinen Grundfesten wankt. Immerhin: eine berufliche Lähmung auf unbestimmte Zeit, und man kann es sich nicht vorstellen, daß Fleur nun zu Hause sitzen soll, ohne etwas zu tun zu haben. Finanziell, nun ja, im Augenblick ist es nicht gerade entscheidend, obgleich man da auch nicht klar sehen kann. Was ihr aus der Praxis zusteht,

wenn sie alles auseinanderrechnen werden, ist sehr wenig; schließlich fingen sie erst an. Und Fred?

Da sind gewisse Schwierigkeiten. Fleur hat, wie er weiß, seit ihren ersten Studienjahren niemals Taschengeld von Fred genommen. Das war der einzige ihm jemals bekannte Streitpunkt zwischen Fleur und Fred. Manchmal war das Unabhängigkeitsbedürfnis von Fleur fast krankhaft. Als sie neunzehn Jahre alt war, erklärte sie eines Tages, nun werde sie sich selbst verdienen, was sie brauche, und fing an Stunden zu geben: Nachhilfestunden, Sprachstunden, Literaturstunden. Und es ist ihr damals wirklich gelungen: immer hat sie alles durch ihren eigenen Verdienst ermöglicht, sogar ihre bescheidenen kleinen Studentenreisen. Damals, als sie vor dem Examen standen, da hat sie ihnen beiden eine Hilfsarbeiterstelle bei einem Anwalt verschafft, und so konnten sie denn die in Berlin verlebten Wochen vom eigenen Geld bezahlen.

Immer war sie es, die in allen Dingen die Initiative ergriff: sie hielt darauf, daß sie beide das Dokorexamen machten, sie hatte den Gedanken mit der gemeinsamen Niederlassung. So unbequem manchmal ihre Energie war, so war sie es immer, die sie beide vorwärts trieb. *'Keine Zeit verlieren,'* pflegte sie zu sagen, *'je früher wir zu etwas kommen, um so mehr können wir vom Leben haben.'* Eigentlich, wenn er sich selbst gegenüber ehrlich sein soll, hat sie auch den leitenden Gwdanken für seine Examensarbeit gehabt. Und sicher ist, daß er bisher keinen beruflichen Schritt unternommen hat, ohne Fleur zu fragen.

"Wo ist Fleur?" sagt Henry, als er in den großen Eßsaal kommt. Eva und Fred sitzen am Teetisch und ärgern sich über die Zeitungen, in denen es nur noch Propaganda gibt.

"Lieb von dir, daß du kommst", antwortet Eva, einen Blick auf Henrys Blumen werfend. "Fleur ist in ihrem Zimmer, etwas Aufheiterung wird ihr gut tun."

Unschlüssig dreht Henry sich herum. Zum ersten Male in all den Jahren ist hier eine bedrückte Stimmung. Eva hat verweinte Augen und Fred ist einsilbig und nachdenklich. "Eine schwierige Zeit, Henry," sagt er, "man kann nicht wissen, was noch alles kommen wird."

"Kommen?" Henry steckt sich eine Zigarette an und fächelt das Streichholz aus, "kommen? Das Ganze ist eine Frage von Wochen, das ist die allgemeine Meinung, und dann wird alles wieder beim alten sein."

"Liebe Fleur," sagt Henry einen Augenblick später und legt seinen Arm um sie, "nicht traurig sein, wir halten doch zueinander, und die paar Wochen, die das

Ganze dauern wird, gehen schnell vorüber."

Die großen braunen Augen Fleurs, die ihr Gesicht so anziehend machen, sehen gerade in seine Augen. Es tut fast weh. "Ich weiß nicht," sagt sie kaum hörbar, "manchmal habe ich solche Angst."

Aber als sie dann am Teetisch sitzen, Fleur hat ihren Kopf einen Augenblick still an Henrys Schulter gelegt, da scheint sie etwas ruhiger zu werden. Bläß sitzt sie in ihrer Ecke.

"Fleur," sagt Henry nach einer kleinen Weile, "man muß nicht gleich so verzweifeln, man wird abwarten müssen, wie die Dinge sich entwickeln."

"Abwarten," grübelt Fleur und umfaßt mit einer Handbewegung ihr Zimmer, "abwarten, die vier Wände anstarren, nichts tun? Wie ist das, das habe ich noch nie gemacht."

"Nein, Fleur, das natürlich nicht. Du mußt dich für kurze Zeit beschäftigen, das ist ja klar. Ich weiß nur im Augenblick nicht recht womit. Es muß jedenfalls etwas sein, was dir nützen kann, wenn du erst wieder im Büro sitzt. Wie wäre es mit internationalem Recht? Englisches Recht, französisches Recht. Du müßtest das mit Sprachstunden verbinden, das würde uns später sehr nützen."

Nachdenklich sieht Fleur Henry an. "Ja," sagt sie leise, "das wäre vielleicht eine Möglichkeit."

Henry merkt gar nicht, daß Fleur in ihrem sicheren Instinkt aus seinem Vorschlag viel mehr entnommen hat, als er hat sagen wollen. Sie hat sich eine Zigarette angesteckt und raucht still vor sich hin.

Internationales Recht, hat er gesagt? Warum macht er ihr nicht den Vorschlag, der so naheliegt, daß sie die Akten für ihn zu Hause bearbeiten soll? Niemand im Büro merkt, wenn er sich die Akten zur Arbeit nach Hause nimmt, sie ihr bringt und mit ihren mit Schreibmaschine geschriebenen Gutachten wieder mitnimmt. Sie würde so in der Praxis auf dem laufenden bleiben, ihre gemeinsame juristische Arbeit wäre aufrechterhalten, und schließlich würde er ihr dafür einen kleinen Betrag abgeben können. Auf die Dauer ist es für ihn ohnehin unmöglich, allein die Praxis weiterzuführen.

"Man könnte auch daran denken, Henry, für andere Anwälte Gutachten zu machen, vielleicht für Firmen oder so. Ich kann das gut zu Hause erledigen."

"Leider," sagt Henry, "das wird nicht gehen. Siehst du, Anwälte können das nicht tun, weil es mit Berufsausschließung bestraft wird, wenn man mit jetzt ausgeschlossenen Anwälten irgendwie zusammenarbeitet; man darf sie nicht einmal im Büro empfangen. Und Firmen – nun, da wird es nicht viel anders sein." "Das bedeutet also, Henry, daß ich dich nicht mehr im Büro besuchen kann?"

Erst jetzt merkt er, wie weit er sich da eingelassen hat. Er legt die Zigarre fort und faßt sie um.

"Hör mal, Fleur," sagt er in die klaren, brennenden Augen hinein, "nun wollen wir doch einmal ehrlich und ruhig miteinander sprechen. Ich weiß doch, du bist ein vernünftiges Mädchen. Sieh einmal: die ganze Sache ist doch nur vorübergehend, und man soll sich der Gesellschaft nicht unnötig ausliefern. Was hat es für einen Sinn, wenn ich auch den Beruf verliere, ich liege dann einfach auf der Straße. Es kommt doch zwischen uns auf Äußerlichkeiten nicht an. Dann wirst du mich eben nicht vom Büro abholen, und wir werden uns bei dir treffen. Macht das einen Unterschied? Im Gegenteil, es wird netter sein. Warum die Leute zu Dingen reizen, die man vermeiden kann, indem man sich etwas in seine eigenen vier Wände zurückzieht? Die unerfreulichsten Horden sind jetzt auf der Straße. Macht es unter solchen Umständen Spaß, zusammen auszugehen? Komm also nicht ins Büro, und es stürzt deswegen noch nicht der Himmel ein."

Fleur schüttelt den Kopf. "Ach Henry", sagt sie nur.

Mein Büro, denkt sie, das ich mit so viel Liebe eingerichtet habe. Wie hat Fred sich gefreut, es uns so nett zu machen!

"Aber schließlich", sagt sie schwach, "wissen die Leute doch alle, daß wir verlobt sind."

Henry steht auf, gießt vorsichtig zwei Kognakgläser voll und sagt dabei: "Natürlich wissen die Leute das, aber Beruf und Privatleben, da macht die Gesellschaft eben einen Unterschied. Und nun, Fleur, wollen wir uns einmal Mut antrinken." –

Als er auf dem Weg zum Büro ist, denkt er: wie man sich mit Fleur doch in acht nehmen muß. Ich ging hin, um ihr etwas Gutes zu tun. Ob mir das gelungen ist? Und während Fleur in der Ecke ihrer Couch irgendwohin ins Leere starrt, sitzt Henry im hell erleuchteten, durchwärmten Büro und weiß vor lauter Arbeit nicht, wo er beginnen soll.



Fleur, die von ihrem Spaziergang nach Hause kommt, findet die Handwerker in der Wohnung noch immer bei der Arbeit. Die ganze Zeit hat sie unterwegs dieses unerfreuliche Bild vor Augen gehabt.

Die Spaziergänge, die sie jetzt regelmäßig mit Sir, dem Foxterrier, macht, sind gar keine rechte Erholung. Es ist kein Vergnügen, durch diese belebten Straßen zu gehen, in denen die großen **Hakenkreuzfahnen**, die nun fast täglich aus irgendeinem anderen Grunde gehißt werden, die Unruhe des Straßenverkehrs nur noch verstärken. Und es kommt immer häufiger vor, daß Menschen, die sie seit Jahren kennt, Freunde von Fred und Eva, Studienkollegen, plötzlich sehr interessiert an einem Schaufenster stehenbleiben, wenn sie ein paar Schritte von Fleur entfernt sind.

"Warum ist das eigentlich so?" hat sie neulich Fred und Eva gefragt, "haben diese Menschen ihre Ansicht über uns wirklich so plötzlich geändert?"

"Mein Kind," sagt Fred, streckt die Hand vor, in der er im Sessel sitzend den Kopf gehalten hat, und läßt sie resigniert wieder zurückfallen, "ihre Ansichten über uns werden sie kaum geändert haben. Angst, erbärmliche Angst, sich zu uns in irgendeiner Form zu bekennen, Angst, berufliche Schwierigkeiten zu haben, Vernehmungen vor den Parteistellen, was weiß ich. In dieser Zeit ist etwas zutage gekommen, was ich nicht geahnt habe: diese private, persönliche Feigheit, sich einem Druck entgegenzusetzen, von dem jeder spüren muß, daß er vom Schlechten kommt und zu Schlechtem führen wird. Diese Besorgnis um die Futterkrippe, dieses Denken in Massen, dieses Betrunkensein von leeren Schlagworten. Männer? Ich weiß nicht, wo sie geblieben sind, wenn Menschen, die noch vor einigen Wochen unsere Gäste waren, uns heute nicht mehr grüßen, nur weil sie Angst haben, es könnte sie jemand sehen."

Fred sieht ins Lampenlicht: "Menschen", sagt er bitter, "taugen im allgemeinen

nur etwas, wenn es einem selbst gut geht. Aber wehe, wenn einen das Glück zu verlassen droht: ungeschützt ist man und allein."

"Es gibt Ausnahmen", erwidert Fleur, und Fred hat genau verstanden, daß sie an Henry denkt.

"Die gibt es," sagt er, "hoffentlich."

Fleur liebt solche Unterhaltungen nicht und geht ihnen aus dem Wege. Bei ihren einsamen Spaziergängen bemüht sie sich, sich aus der Untätigkeit und Leere ihrer Tage herauszuträumen in eine Zeit, die ja eben erst war und die bestimmt bald wieder kommen wird: die Zeit eines freien Lebens, einer befriedigenden persönlichen Arbeit und einer unantastbaren Privatsphäre.

Mit dem Gedanken an eine gemeinsame glückliche Zukunft geht sie dann am Büro vorbei und starrt, in einem Hausflur auf der anderen Seite der Straße stehend, hinauf zu den erleuchteten Fenstern. Sie weiß genau, wie es jetzt da oben aussieht, fast den Geruch des Büros hat sie in der Nase, so in der Zeit zwischen vier und fünf Uhr nachmittags, wenn die Mädchen zwischendurch ihren Tee trinken. Manchmal ist ein Schatten am Fenster zu sehen, und dann redet sie sich gern ein, daß es Henry ist. Gut, daß er nicht weiß, daß ich hier stehe, denkt Fleur; es würde ihn bedrücken. Als sie neulich sagte: "Henry, heute bin ich am Büro vorbeigegangen, haben wir denn jetzt eine neue Lampe?", da hat er sie einen Augenblick lang so merkwürdig angesehen. Vielleicht ist es ihm nicht recht, wenn ich hier stehe. Sie ruft Sir und geht weiter.

Merkwürdig, von seiner Arbeit spricht Henry jetzt ungern. Vielleicht glaubt er, es fällt mir schwer. Dabei ist das Gegenteil richtig. Sie würde gern wissen, wie diese Sache steht und was aus jener geworden ist. Wenn sie ihn aber fragt, dann weiß er nicht Bescheid. Was er sich eigentlich denkt, wie ich lebe?

Ja, wie lebe ich? Abwartend, wenig lesend, außer den paar juristischen Zeitschriften, die noch immer ins Haus kommen. Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, regelmäßig auf die juristische Bibliothek zu gehen, hat es dann aber nicht mehr getan, seitdem sie damals zufällig in den amtlichen Mitteilungen auch ihren Namen unter den vielen fand, die im Anwaltsregister gestrichen sind. So kommt sie nun jeden Tag ermüdet von ihren Spaziergängen nach Hause, in der Erwartung, in der Zeitung etws zu finden, was darauf hindeutet, daß dieser schlechte Traum bald zu Ende ist.

Fleur sieht sich auf dem Weg zu ihrem Zimmer in dem großen Saal um, der bisher das Musikzimmer war. Nein, das sieht hier gar nicht nach dem Ende des schlechten Traumes aus. Auf dem hohen Gerüst stehen die Maurer und richten

die Wand, die gezogen wird, um die Räume zu verkleinern. Das in seinen Farben abgestimmte Zimmer sieht wie eine Baustelle aus. Einer der Arbeiter klopft gerade seine Pfeife auf dem Parkettfußboden aus.

Tagelang hat Fred rechnend in seinem Zimmer gesessen. In den neun Monaten des Hitlerregimes ist seine Praxis so zurückgegangen, daß man sich einschränken muß. Nicht, als ob die alten Patienten, die nun schon seit Jahrzehnten zu ihm kommen, kein Vertrauen mehr haben. Sie können ihn nur zum größten Teil nicht mehr aufsuchen. Der Beamtenschaft ist die Konsultierung eines jüdischen Arztes bei Androhung der Dienstentlassung verboten.

Parteimitglieder dürfen nicht zu ihm kommen. Diejenigen, die noch nicht **Parteimitglieder** sind, erklären ihm bedauernd, sie könnten nicht mehr zu ihm kommen, weil sie persönliche Schwierigkeiten befürchten: der Druck der **Partei**, die ihre Spitzel überall hat, ist so groß, daß jeder seine Stelle verlieren kann, der irgend etwas tut, was ihren Grundsätzen widerspricht, mag er nun **Parteimitglied** sein oder nicht. Es kommt oft vor, daß alte Patienten heimlich abends im Dunkeln wieder zu ihm kommen, um ihrem alten Arzt ihr Leid zu klagen über den Zwang, unter dem sie jetzt alle, **Arier** und **Nichtarier**, leben. Stundenlang sprechen sie sich flüsternd aus. Keine ruhige Stunde haben sie mehr. In Märschen in der Nacht und am Sonntag müssen sie die Übungen der **Partei** zu einer Zeit mitmachen, in der sie sonst mit ihren Familien zusammenwaren oder ihren kleinen Liebhabereien nachgingen. Sorgenvoll sprechen die Eltern über die Entwicklung ihrer Kinder, die ihnen entfremdet werden. Der ganze tiefe seelische Druck, der über allen liegt, die nicht Fanatiker sind, kommt als eine Art Trost zu Fred: man ist doch nicht allein von dem Unglück betroffen.

Aber wirtschaftlich erfordert der Umschwung die größten Einschränkungen, und so haben sie dann zu dreien dagesessen, gerechnet und wieder gerechnet und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß ein Teil des Hauses vermietet werden muß. Der Chauffeur ist entbehrlich und die Assistentin. Und Eva wird Fred in der Sprechstunde helfen.

Für Fleur ist dies alles besonders deprimierend. Vielleicht ist es das: es könnte so aussehen, als ob man sich wirklich darauf einrichtet, daß diese neuen Dinge von Bestand sind. Und dagegen wehrt sie sich mit allen ihren Gedanken. Niemand glaubt an einen Bestand des neuen Staates, mit Ausnahme der wenigen, die erst durch ihn zu einer Existenz gekommen sind. Und einmal, einmal muß doch diese Lähmung von dem großen Volk weichen, das wie hypnotisiert ist von der

Peitsche, die über ihm schwingt.

"Glaubst du wirklich an eine Änderung?" hat sie Fred neulich gefragt. "Wir wollen es hoffen. Aber manchmal, Fleur, frage ich mich, ob es wirklich nur Angst ist, was niemanden aufbegehren läßt. Wie wäre es, wenn irgend etwas in dieser neuen Bewegung liegt, das wirklich einem deutschen Urinstinkt entspricht, der früher nur schlummerte? Als Arzt muß man mit bösartigen Veranlagungen rechnen."

Fleur ist darauf nicht eingegangen: es kann und darf nicht sein, man darf diesen Pessimismus gar nicht erst aufkommen lassen. Henry, den sie in einem deprimierenden Augenblick fragte, was er denn von allem halte, hat ihr einen Kuß gegeben und gesagt: "In ein paar Monaten wirst du wieder im Büro sein, Fleur, hab keine Sorgen."

Und dieser Optimismus Henrys ist für sie alle ein Trost und eine Hoffnung. Jeden Tag kommt er nun zum Abendessen. Eva läßt kochen, was er gern ißt, und man wartet auf ihn, wenn er lange zu tun hat. Ab und zu deckt Fleur auch in ihrem Zimmer den Abendbrottisch für sie allein. Sie hat sich daran gewöhnt, mit Henry nicht mehr auszugehen. Auch auf der Straße lassen sie sich nicht mehr zusammen sehen. Vielleicht hat er recht, daß man das besser vermeidet, und sie hat ja auch zu Hause mehr von ihm.

Merkwürdig ist es schon, wenn sie ihm, wie sie es immer getan hat, ein Konzertbillet oder eine Theaterkarte schenkt und sein Platz weit entfernt von dem ihren ist. Gewöhnlich kauft sie für ihn einen sehr guten Platz. Sie selbst sitzt dann irgendwo im Rang und sieht zu Henry hinunter, der Bekannte begrüßt und sich mit ihnen unterhält. Früher, denkt sie dann, habe ich dort neben ihm gestanden. Nun, man muß bescheiden sein.

Kein Wort verliert sie je über diese Dinge, und die Eltern brauchen nichts davon zu wissen. Fleur freut sich, wenn Henry sich im Konzert vorsichtig nach ihr umsieht und mit seinen etwas kurzsichtigen Augen einen Augenblick zu ihr hinüberstarrt. Nacher treffen sie sich dann in der Haustür, und statt wie früher in ein Restaurant zu gehen, sitzen sie in Fleurs Zimmer, die vorher alles vorbereitet hat, hören Tanzmusik und sprechen über das, was sie eben sahen.

Und würde Fred wirklich das fragen, was er immer gern wissen möchte, wie sie dieses Leben nun eigentlich trägt, dann würde sie sagen: "Ich bin glücklich mit Henry." Denn, nicht wahr, was daran schwer ist, das hat man mit sich allein auszutragen.

Die "*paar Monate*" sind nun vergangen, und noch immer sind keine Anzeichen

dafür da, daß die Prophezeiung Henrys von der Wiederaufnahme ihrer Arbeit wahr wird. Fleur sitzt auf ihrer Couch und träumt vor sich hin, wie immer jetzt am frühen Nachmittag. Sie hat in diesen Monaten nichts getan, und trotzdem fühlt sie sich wie zerschlagen.

Immerhin war es eine Zeit, in der sie eines gelernt hat: verzichten. Sie weiß nun, wie es ist, in fast allen Dingen, die das Leben bisher lebenswert machten, daneben zu stehen und zuzusehen.

Daß sie nicht mehr in ihr Büro gehen kann, ist ihr fast zur Selbstverständlichkeit geworden. Sie ist nun auch daran gewöhnt, zuzuhören, wenn Henry abends komische Ereignisse berichtet, die der Gerichtsbetrieb mit sich bringt. Von weitem zuzusehen, wie Henry im Theater oder Konzert seine Freunde begrüßt, ist nichts Besonderes mehr. Im Winter hat sie sich von den Festen berichten lassen, auf denen sie früher gemeinsam waren und die sie jetzt nicht besuchen kann. Henry als junger Anwalt, der Verbindungen braucht, kann sich natürlich nicht von allem fernhalten. Das versteht sie. Sie freut sich, wenn er von dem Fest zwischendurch einmal anruft, schon etwas animiert, und sie fragt, wie es ihr geht. Als es im Winter die Eisbahn gab, hat sie auch aus der Entfernung zugesehen, wie Henry, der ein glänzender Eisläufer ist, seine Kreise zog. Und im zweiten Sommer ihrer Untätigkeit, der jetzt zu Ende geht, hat sie an seinem Tennisplatz gestanden und, scheinbar andere Spieler beobachtend, zu ihm hinübergeschielt.

Sie hat sich in dieser Zeit gezwungen, sich nicht selbst zu bemitleiden. Manchmal, ja manchmal, wenn sie Henry mit anderen Mädchen zusammen sieht, auf dem Eis oder auf dem Tennisplatz, dann ist sie schnell fortgegangen, mit sich selbst böse über diese Welle der eifersüchtigen Angst, die jedoch bald überwunden ist.

Denn wie hält Henry zu ihr! An fast allen Wochentagen ist er den Abend über da und kommt nur an den wenigen Tagen nicht, an denen er wirklich Unaufschiebbares vorhat. Es ist in seiner Einstellung zu ihr alles beim alten geblieben. Vielleicht ist er noch zärtlicher zu ihr, zarter. Er muß sich ja denken können, wie schwer das alles für sie ist: zuzusehen und zu lächeln. Vielleicht leidet sie am meisten unter dieser Heimlichkeit, die über allem liegt, was ihn angeht. Und so herrlich die Sommertage waren, an denen sie sich weit draußen, wo kaum jemand hinkommt, an der See trafen und tagsüber im Badeanzug in der heißen Sonne lagen – manchmal hat sie das Gefühl, als ob er sich heimlich umsieht, ob sie auch wirklich niemand zusammen bemerkt. Und wenn es Abend ist, dann trennen sie sich, lange bevor sie auf belebtere Wege kommen. Den

Bademantel über die Schulter geworfen, geht sie in die fallende Dunkelheit des heißen Sommerabends, an jungen Burschen und Mädchen vorbei, die untergefaßt zusammen den Heimweg antreten. Fleur hat es sich angewöhnt, still vor sich hin zu summen; man fühlt sich dann nicht so allein. Sie kehrt gewöhnlich in einem Lokal ein, ißt eine Kleinigkeit und achtet auf die Promenade des kleinen Seebades, um Henry nicht zu versäumen, der hier vorbeikommen muß. Geschieht das, so ist alle Traurigkeit für diesen Augenblick verfliegen. Und wenn sie neulich zufällig gehört hat, wie Fred zu Eva sagte: "Weißt du, Fleur benimmt sich eigentlich bewundernswert", so ist das gar nicht wahr. Sie liebt Henry eben, wie man einen Menschen nur lieben kann, und dann, nicht wahr, muß man verzichten können, wenn es nötig ist. Und was macht das aus, gemessen an dem Glück, das sie mit ihm empfindet?

Auf die Dauer kann das aber nicht alles sein. Fleur hat heute beim Durchzählen ihres Geldes und der Nachprüfung ihres Bankkontos eine Entdeckung gemacht, die sie sehr beunruhigte: sie hat nur noch wenig Geld. Es reicht höchstens für zwei Monate. Fred hat sie neulich gefragt, ob sie Geld braucht, zum erstenmal seit langen Jahren. Sie ist rot geworden und hat das entrüstet verneint. Glaubte Fred vielleicht, sie würde Taschengeld von ihm nehmen?

Ja, das Geld geht ihr aus, und sie muß etwas unternehmen. Aus der Praxis hat sie wenig herausbekommen. Sie hat sich darauf beschränkt, Henrys Scheck entgegenzunehmen. Der sehr niedrige Betrag erklärte sich offenbar daraus, daß Henry vergessen hatte, daß ihr eigentlich die ganze Büroeinrichtung gehörte. Aber soll sie wirklich in diesen Zeiten solche Dinge mit ihm erörtern? Vielleicht kommt er später selbst darauf zurück.

Sicher ist: sie muß etwas anfangen, sonst steht sie eines Tages ohne Geld da. Von Henry etwas zu nehmen, steht gar nicht zur Debatte, und auch Fred kann sie nicht belasten. Seine Einnahmen gehen immer mehr zurück, und er spricht schon von einer weiteren Einschränkung in der Wohnung. Seit einigen Wochen meldet sie sich heinlich auf die in der Zeitung ausgeschriebenen freien Stellen. Da sie aber, um spätere unangenehme Auseinandersetzungen zu vermeiden, immer schreibt, daß sie **Nichtarierin** ist, hat sie auf ihre zahllosen Briefe noch nie eine Antwort erhalten. Auch die große Ausgabe einer eigenen Annonce war gänzlich erfolglos.

Mit einer Stelle ist nicht zu rechnen. Sie muß also etwas Selbständiges unternehmen. Aber was? Rechtsberatung ist ihr in jeder Form verboten, wie alles, was der früheren Anwaltstätigkeit entspricht. Was aber sonst? Früher hat sie Stunden gegeben, doch jetzt ist sie zu sehr aus allem heraus.

Fleur stutzt, springt von ihrer Couch auf und geht im Zimer auf und ab. Ja, wie wäre das: sie müßte ein Repetitorium eröffnen, das könnte sie sehr gut. Es gibt noch keine gesetzlichen Bestimmungen, die sie daran hindern. Es wird zu überlegen sein; ein gutes Thema für ihren Spaziergang. Sie pfeift Sir und begibt sich auf die gewohnte ziellose Wanderschaft. Von guten Zeiten zu träumen, ist ja noch nicht verboten.



Es ist Sonnabend nachmittag und Teezeit. Eva und Fred sitzen am Teetisch und lesen, beide die Brille auf der Nase, die Zeitung. Das Ticken der Uhr, das Rascheln der Zeitungen und das pustende Atmen von Sir, der in seinem Körbchen in der Ecke schläft, hängen im Raum. Immer war diese Teestunde am Sonnabend etwas Besonderes für sie alle, auch damals, als Fred noch kaum wußte, wie er seine Praxis bewältigen sollte. Äußerlich ist alles beim alten geblieben. Noch immer macht Eva sich fein und bemüht sich, jenen Schein von Geborgenheit aufrechtzuerhalten, der stets über dieser Stunde gelegen hat. Aber die Geborgenheit ist eben nur ein Schein. Sie wissen beide, daß sie schwere Sorgen haben. Ihr Leben ist so anders geworden in der letzten Zeit, und es ist kaum zu fassen, daß man nun bald zwei Jahre unter diesen veränderten Umständen lebt. Noch immer kämpft Fred in der Praxis mit dem Gespenst des Rückganges. Wenn er früher zwei Wartezimmer hatte, in denen die Patienten dicht gedrängt saßen, so ist es jetzt schon ein guter Tag, wenn er überhaupt ein paar Patienten hat. Die Zahl der Krankenbesuche ist klein, sehr klein geworden, und es ist ein Glück, daß man den Chauffeur rechtzeitig entlassen hat. Nun, es

geht auch so. Man hat den großen Wagen gegen einen kleinen eingetauscht, und Fleur fährt Fred auf Praxis. Eigentlich wollte Fred den Wagen ganz abschaffen. Seitdem Fleur aber ihre juristischen Kurse hält, trägt sie die Unkosten und läßt sich von ihm hier und da einen Beitrag geben, wenn sie mit ihm gefahren ist.

Wenn Fred und Eva es sich eingestehen wollten, dann würde es ihnen bewußt werden, daß das Wort Einschränkung, das jetzt solch eine Rolle in ihrem Leben spielt, auch über diesem Teetisch waltet. Es gibt keinen Kuchen mehr, und die paar Kekse tun es auch. Es gibt nur eine Sorte Marmelade, und man brennt auch nur noch die eine Lampe, die über dem Tisch hängt. Schließlich war es eigentlich ein Unsinn, daß man früher die ganze Zimmerflucht erleuchtet hatte, nur weil Fred den Blick auf das große Bild so liebte, das im Musikzimmer hing. Das Musikzimmer haben sie ohnehin mit ein paar anderen Zimmern vermietet, und Fred spricht von dem Verkauf des Bildes. Ja, diese Sonnabendnachmittage sind beschattet von Sorge. Die Frage, wie das werden soll, wenn Freds Verdienstmöglichkeiten noch kleiner werden, wird zwischen ihnen nicht erörtert, schwebt aber ständig über ihrem Leben.

"Ich muß einmal sehen, ob Post von Fleur da ist", sagt Eva, nimmt ihre Brille ab und steht auf. Als sie dann nach wenigen Augenblicken wiederkommt, sind ihre Hände leer, und sie murmelt nur: "Wieder nichts." Fleur, die nun schon fünf Tage in Berlin ist, hat erst einmal geschrieben, und das ist ungewöhnlich. Fred ist so in seine Zeitung vertieft, daß er wahrscheinlich gar nicht gemerkt hat, daß Eva aufgestanden ist. Eva gießt sich noch eine Tasse Tee ein und sieht über die Zeitung hinweg ins Leere.

Fleur... was sie jetzt tun mag? Die letzten Monate waren für sie eine solche Anstrengung. Wie tapfer sie sich gehalten hat! Nach den ersten Monaten der Apathie, des Abwartens, des Hoffens auf eine baldige politische Änderung hat sie sich aufgerafft. Schwer genug mag ihr der Übergang gefallen sein. Aber sie spricht ja nie über sich selbst, und als Eva sie neulich gefragt hat, ob sie sich nicht einmal aussprechen wolle, da hat sie ihr nur über die Haare gestreichelt und lächelnd gesagt: "Da ist nichts auszusprechen, Eva, man muß nur so tapfer sein, wie es unsere gute Erziehung von uns verlangt." Bei alledem, ist es noch ein Glück, daß diese juristischen Kurse, die sie nun schon ein paar Monate hält, zu gehen scheinen. Nun ja, die Fülle der damit verbundenen Arbeit entspricht nicht im entferntesten den kleinen Einnahmen. Doch immerhin: sie hat ihr eigenes Taschengeld, kann sich den Wagen halten, sich die wenigen Sachen kaufen, die sie benötigt, und Fred braucht ihr nichts zu geben. Wahrscheinlich könnte er es auch gar nicht. Man muß nur hoffen, daß sie die Kurse beibehalten kann.

Einstweilen hat man ihr keine Schwierigkeiten gemacht. Aber es ist nicht damit zu rechnen, daß sie ausbaufähig sind. Überall gibt es Neid und Verhetzung. Kaum zu glauben, daß das an Fleur diesmal vorbeigehen sollte.

Und dann hat sie die Idee mit dem Buch gehabt. Wer weiß, was daraus wird! Stundenlang hat sie mit Henry in ihrem Zimmer gesessen, debattiert, Möglichkeiten erwogen. Da es nicht der Familienübung entspricht, sie selbst zu fragen, hat Fred nur manchmal leise zu Eva gesagt: "Was wird da schon herauskommen?" und hat unbeteiligt in die Zeitung gesehen, wenn Fleur mit vor Eifer gerötetem Gesicht durchs Zimmer ging, um sich schnell ein Buch zu holen. Als dann Fleur eines Tages wie beläufig sagte: "Wundert euch nicht, wenn ich jetzt viel arbeite, ich schreibe ein Buch", da hat es sich nach und nach herausgestellt, daß sie ein juristisches Buch über Fragen des internationalen Rechts schreiben wird. Sie hofft, wenn es wirklich ein Erfolg wird, die Erlaubnis zu erhalten, sich als Spezialistin niederzulassen. Es hat neulich in der Zeitung gestanden, daß **Nichtarier** das können.

Als Fred dann später mit Eva allein war, hat er den Kopf geschüttelt: "Ich fürchte, ich fürchte, das alles sind verzweifelte Bewegungen eines Fisches, der sich im Netz verfangen hat. Aber gut, wenn sie beschäftigt ist und eine Aufgabe vor sich sieht."

So hat denn Fleur in fliegender Hast neben den Kursen, die sie tagsüber hält, bis spät in die Nacht hinein gearbeitet, blaß, übermüdet, abgehetzt. Es ist vorgekommen, daß sie in dieses plötzliche starrende Nachdenken verfiel, das Eva am Anfang so erschreckt hat. Sie ist still geworden, die früher so lebhaft Fleur. Sie spricht nie über sich, wenig über die politischen Ereignisse, zuckt nur mit den Schultern und sagt: "Man muß eben abwarten." Lebhaft wird sie nur, wenn Henry da ist. Dann ist diese Wand, die zwischen ihr und der Außenwelt zu liegen scheint, verschwunden; sie ist lebendig und unterhaltend. Manchmal könnte man glauben, es sei die alte Fleur, die man vor sich hat, wenn auch eine blasse, überarbeitete und müde Fleur.

Und als Eva neulich nach einem solchen Abend zu Fred ganz zufrieden sagte: "Wie elastisch so ein junger Mensch ist. Fleur ist doch eigentlich bisher über alles ganz gut hinweggekommen", da hat er zunächst gar nichts gesagt und dann mit den Achseln gezuckt: "Sie nimmt sich eisern zusammen, Eva. Sieh dir einmal das Zucken ihrer Augenlieder an. Ich weiß nicht, wie lange man das durchhalten kann."

"Verstellung, Fred?"

"Keine Verstellung, aber sie glaubt es Henry schuldig zu sein, sich nichts

anmerken zu lassen. Sie will es ihm hier nett machen, damit ihm das Herkommen nicht verleidet wird." Und wenn Eva das auch für übertrieben hält, so mag doch schon etwas Wahres daran sein.

So sind die Monate vergangen. Fleur hat gearbeitet wie in den schwersten Examenszeiten. Nach den stundenlang dauernden Kursen, aus denen sie zuweilen ganz heiser vor Anstrengung herauskommt, folgt bis tief in die Nacht hinein das Diktieren des Buches. Sie hat sich eine Stenotypistin engagiert, die ihre Stenogramme zu Hause überträgt. Auch das Wochenende ist jetzt – von den mit Henry verbrachten Abenden abgesehen – nichts als Arbeit für sie gewesen: Lesen, diktieren. Allmählich, ganz allmählich ist dann das Buch entstanden, im ersten Entwurf zunächst, im umgeschriebenen zweiten und schließlich in der Reinschrift, in der alles so selbstverständlich aussieht.

"Taugt das Ganze eigentlich etwas?" hat Fred Henry einmal unter vier Augen gefragt und der hat eine etwas vage Handbewegung gemacht und gesagt: "Ich verstehe auch nicht viel davon. Weißt du, das ist so ein Spezialgebiet. Ich habe aber den Eindruck, daß es ausgezeichnet ist."

Die Reinschrift ist größer und größer geworden, Hunderte von Seiten stark, eingebunden in einen großen blauen Aktendeckel. Fleur hat rauchend dagegessen, nächtelang korrigierend, verbessernd. Und dann war der große Augenblick da, als sie eines Abends mit einer Flasche Wein erschien, strahlend "Fertig!" sagte und das Ergebnis aller Mühe auf den Tisch legte. Sie haben miteinander angestoßen und ihr guten Erfolg gewünscht. Fleur hat eigentlich zum erstenmal seit Monaten gelacht.

Jetzt ist sie also in Berlin, um das Buch bei einem Verleger unterzubringen. Hoffentlich erholt sie sich etwas; sie hatte es so nötig. Sie ist so gern in Berlin und weiß noch wochenlang davon zu erzählen. Viel Geld wird sie nicht haben. Es ist ohnehin kaum zu glauben, wie sie das alles mit den kleinen Einnahmen fertig bekommt. Aber diesmal wird doch etwas dabei herauskommen. Finanzielle Erfolge kann man von einem wissenschaftlichen Buch nicht erwarten, das weiß Eva sehr gut, vielleicht ist es aber etwas für die Zukunft.

Fred legt die Zeitung fort, sieht zu Eva hinüber und fragt: "Verstehst du das, daß Fleur nicht schreibt?"

"Gott," meint Eva, "das will nichts sagen, vielleicht hat sie noch nichts erreicht. Vielleicht ist sie sehr erschöpft, es wäre nach allem kein Wunder."

"Aber schreiben, Eva, kann man doch."

Und als Eva mit den Achseln zuckt: "Weißt du, ich fürchte, mit dem Buch wird es nichts werden. Heutzutage – ich kann mir nicht denken, daß man dafür Interesse hat."

"Nicht alles gleich immer so schwarz sehen," erwidert Eva und reicht ihm ihre Hand hinüber, "irgendwie muß man doch einmal etwas Glück haben."

"Glück?" murmelt Fred, "Glück – ich weiß nicht, woher es kommen soll. Vielleicht ist Fleur mit Henry glücklich, obgleich ich nicht weiß, wie sie das alles trägt. Es gehören fast übermenschliche Kräfte dazu, sich nie zu beklagen, immer zu lächeln, wie sie es in seiner Gegenwart tut. Vielleicht kann das wirklich nur eine Frau. Und es ist wahr, er benimmt sich gut, einstweilen wenigstens. Was soll aber werden, wenn alles so bleibt, wie es ist? Heiraten werden sie doch unter solchen Umständen nie können. Ich kann mit Henry gar nicht darüber sprechen, es ist einfach unmöglich für ihn, er kann es nicht, selbst wenn er es wollte. Aber das alles mit anzusehen, ist für Eltern auch nicht einfach. Nicht weinen, Eva, es hat ja keinen Zweck, mal muß man doch darüber sprechen, es drückt uns sonst das Herz ab. Und die Zukunft?... Es ist vielleicht besser, nicht daran zu denken. Wenn meine Praxis weiter so geht, dann können wir uns ja einigermaßen einrichten. Aber später – Henry wird Fleur nicht verhungern lassen, obgleich ich nicht den Eindruck habe, daß er sehr großzügig ist. Vielleicht verdient er auch nicht so viel, wie man glaubt. Die Geschichte mit Fleurs Anwaltsrobe fand ich reichlich geschmacklos: sie zu verkaufen, ohne Fleur zu fragen. Ich könnte mir denken, daß diese Robe so etwas wie ein Symbol für Fleur war. Sie tat mir so leid, als er es ganz harmlos erzählte, aber sie hat sich gut gehalten,"

"Fred," sagt Eva, "du solltest dir das alles nicht so ausmalen. Vielleicht sollten wir uns an Fleur ein Beispiel nehmen. Wir haben ein Schicksal zu tragen, das schwer ist, unverdient und erbarmungslos, aber wir sollten jene Tapferkeit des Herzens zeigen, für die Fleur ein so guter Beweis ist."

"Tapferkeit des Herzens," murmelt Fred, "das sagst du als Frau. Ich aber werde mich mit diesem sogenannten Schicksal bis zu meinem letzten Atemzug nicht abfinden."

Während jeder wieder in seine eigenen Gedanken versinkt, sitzt Fleur auf ihrer Rückreise im Zug. Ihr Manuskript liegt obenauf im Koffer. Es war schwer genug, einen Verleger für das Buch zu finden, dem aber von dem zuständigen Ministerium die Genehmigung verweigert wurde: dieses Buch einer **Nichtarierin** dürfe nicht gedruckt werden. Und als sie selbst im Ministerium vorsprach, da hat sie der Dezernent hinausgeworfen.

Die unbeschriebenen Rückseiten des Manuskripts wird sie als Notizpapier verwenden können.



Henry sitzt im Büro und versucht zu arbeiten. So sehr er sich aber bemüht, sich zu konzentrieren, es will nicht gelingen. Dicht neben ihm steht ein Lautsprecher und überträgt eine Hitler-Rede.

Niemals würde er auf den Gedanken kommen, sie sich anzuhören. Wenn man das auszugsweise am nächsten Tag in der Zeitung liest, ist es auch noch genug. Die Regierung hat aber angeordnet, daß jeder verpflichtet ist, die Rede zu hören, und dem kann man sich nicht entziehen. Würde man es doch tun, dann würde man als Saboteur gelten, und das bedeutet Ausschaltung aus dem Beruf, **Konzentrationslager**, Gott weiß was sonst. So hat er nun für das Büro ein Radio anschaffen müssen. Der Apparat steht im Zimmer der Büroangestellten, und er hat nach vielen Überlegungen, ob er das auch wirklich tun kann, sich einen eigenen Lautsprecher in sein Zimmer legen lassen. Niemals würde er es wagen können, nun etwa den Lautsprecher nicht anzustellen. Ganz bestimmt ist einer seiner Angestellten ein Spitzel, der das sofort der **Partei** melden würde.

Henry sitzt bei seiner Arbeit auf dem Sprung, weil jederzeit irgend jemand an seine Tür klopfen kann, und er darf während der Rede nicht bei der Arbeit angetroffen werden. Dann wird er sich schnell zurücklehnen müssen, die Augen schließen, damit es nicht so aussieht, als ob er in den Akten liest. Die Stimme im Lautsprecher hat sich heiser geschrien, immer wieder unterbrochen von den Sprechchören der Zuhörer, die wie auf Kommando einsetzen.

Diese Stimme, denkt Henry – wie oft haben wir sie alle nun schon gehört. Der Haßgesang eines Besessenen. Es ist nicht die Stimme eines Soldaten, nicht die

Stimme eines Staatsmannes, es ist die Stimme eines Mannes, der heraufgekommen ist auf dem Wege ungezählter Massenversammlungen, in denen es nicht darauf ankommt, wirkliche Argumente zu entwickeln, sondern eine Schaustellung zu geben, die Massen zu hypnotisieren, in sinnlose Wut zu versetzen. Wogegen, das ist ziemlich gleich: gegen angebliche Staatsfeinde, gegen die Katholiken, gegen die Pfaffen, gegen die Juden. Heute sind es diese, morgen jene. Und wenn er sein innenpolitisches Ziel erreicht hat, dann wird das gleiche Spiel in der Außenpolitik beginnen.

Henry legt sich in seinem Stuhl zurück und hört nun wirklich zu. Merkwürdig, denkt er, merkwürdig, die geringe Reaktion des Auslandes. Alles hat man bisher stillschweigend hingenommen, was hier geschieht. *'Innere Angelegenheiten'* nennt man das und vertritt die Meinung, daß man sich nicht einmischen könne. Front sollte das Ausland machen, unter diesem oder jenem politischen Vorwand; in der Politik gibt es immer Möglichkeiten. Statt dessen sitzt man draußen da, schweigt, registriert und glaubt sogar paktieren zu können. Erkennt man denn wirklich nicht das in der innenpolitischen Entwicklung liegende sichere Zeichen hemmungsloser Gewalt, die nur darauf wartet, sich dem anderen Gebiet mit den gleichen Mitteln zuzuwenden, sobald die Zeit dafür gekommen ist? Sollte den Staatsmännern da draußen das entgangen sein, was hier in Lande jeder erkennen kann, der einen klaren Verstand hat?

Henry steht auf und sieht zum Fenster hinaus. Die Straßen sind menschenleer; niemand würde es wagen, um diese Zeit woanders zu sein als vor dem Rundfunkapparat.

Die Stimme übersteigert sich, bebt vor Erregung, sprengt das Fassungsvermögen des Apparates. Ein kratzendes Geräusch nur noch, bis sich die Stimme wieder findet. Gibt es so etwas, daß ein Mann sich Mal für Mal so maßlos erregt? Wer kann es wissen, menschlichen Leidenschaften sind keine Grenzen gesetzt. Wieder diese Hetze gegen die Juden! Hoffentlich hört Fleur das nicht, aber schließlich ist sie vernünftig.

Vernünftig? Als die Stimme nach einer halben Stunde schweigt, ist Henry es selbst nicht mehr. Schwankenden Schrittes ist er zur Bürotür gegangen, hat mit zitternden Händen leise den Schlüssel im Schloß umgedreht und sitzt nun an seinem Schreibtisch, den Kopf tief in den Armen vergraben. Es ist über ihn gekommen wie ein Sturmwind, die Spannung all dieser Monate lösend. Und er kann nicht dagegen ankämpfen, so sehr er sich bemüht. Er preßt das Taschentuch gegen den Mund, damit die Aufpasser jenseits der Tür nichts merken. Ein hemmungsloses Schluchzen schüttelt seinen Körper, und dieses

Zittern ist nicht zu überwinden, so sehr er mit den Zähnen knirscht. Ein Mann weint nicht, hat er gelernt, ein Mann hat keine Nerven, ein Mann hat nicht weich zu sein. Weich hin, weich her - dieser Zusammenbruch ist das Ergebnis einer Zeit, die mit all ihrem Zwang, mit all ihrer unnatürlichen Spannung die Nerven unerträglich belastet hat. "Ihr Hunde," flüstert Henry leise vor sich hin und schlägt mit der geballten Faust auf das Aktenstück, "was macht ihr aus uns!"

Als er eine Weile so dagelegen hat, bringt ihn das Klappern der Schreibmaschinen im Nebenraum allmählich wieder zur Besinnung. Er darf sich nicht so gehen lassen. Er geht zum Waschtisch, taucht den Kopf ins Wasser, kämmt sich die durcheinandergeratene Haare, gießt einen Kognak hinunter, einen zweiten, geht ruhelos im Zimmer auf und ab.

Wie ist die Lage; - soeben sind im Rundfunk neue Gesetzesbestimmungen verkündet worden, die das Ende seiner Verlobung mit Fleur bedeuten. Die Schließung einer Ehe ist verboten, die Unterhaltung persönlicher Beziehungen wird als Verbrechen bestraft.

Der juristisch geschulte Verstand beginnt zu arbeiten. Was bedeutet das alles? Daß ich Fleur unter diesen Umständen nicht heiraten können, habe ich gewußt. Auf den Tatbestand der formalen Verlobung kommt es zwischen uns nicht an. Gut soweit, wir sind nicht verlobt. Aber weiter: werde ich ohne die Gefahr einer strafrechtlichen Verfolgung noch weiter Fleur treffen können? Kein Zweifel: nein. Immer, wenn ich mit ihr zusammenkomme, wird man sagen können, daß ich zum mindesten versuche, als Verbrechen bestrafte Beziehungen aufrechtzuerhalten. Und kommt es heraus, daß ich mich mit ihr treffe, dann ist alles zu Ende: Beruf, Karriere, Familie. Im braunen Kittel werde ich im Zuchthaus sitzen und durch ein vergittertes Fenster starren. Das bedeutet: ich kann Fleur nicht mehr sehen, wenn ich dieser Gefahr entgehen will. Der Tatbestand ist klar.

Henry sieht sich wie wild um. Er muß ins Freie. Er reißt den Mantel aus dem Schrank, stülpt den Hut auf und entflieht durch die Seitentür.

"Ob der Chef einen guten Empfang gehabt hat?" fragt im Büro grinsend der Laufjunge eine Stenotypistin und zeigt mit dem Daumen auf Henrys Tür.



Seit jenem Tage, an dem Fleur nach dem Abendessen sehr blaß und gefaßt, tief in ihren Sessel vergraben, leise zu Eva und Fred gesagt hat: "Ich muß euch leider etwas wenig Angenehmes mitteilen. Ich werde bis auf weiteres nicht mehr mit Henry zusammenkommen", hat sich vieles geändert. Vielleicht hat es noch nie einen Augenblick in ihrem gemeinsamen Leben gegeben, in dem sie gefühlt haben, wie stark die Taktgesetze sind, die ihr Zusammensein beherrschen.

Erst als eine Weile vergangen war, in der man nur das Klappern des Geschirrs aus der weit entfernte Küche hörte, hat Fred, ohne Fleur anzusehen, mit ebenso leiser Stimme geantwortet: "Es gibt auch seit diesen neuen Gesetzen für Henry keine andere Lösung, Fleur", und dann hat er die Zähne wieder hart aufeinandergebissen, und in seinem blassen Gesicht haben unter den Backenknochen die Muskeln gespielt. "Nein," hat Eva irgendwohin ins Leere gesagt, "eine andere Lösung gab es nicht." Nicht einmal haben Eva und Fred zu Fleur hinübergesehen.

Als sie dann noch eine Weile schweigend miteinander gesessen hatten, ist Fleur aufgestanden, in ihr Zimmer gegangen und nicht mehr wiedergekommen. Fred und Eva aber haben stumm, in ihren Sesseln vergraben, nebeneinander gesessen, blaß, verhärtet, wortlos. Und während Fred unablässig rauchend in seinen Gedanken den Kopf schüttelte, hat er die Hand Evas genommen und sie zärtlich gestreichelt.

Ja, seitdem ist es still bei ihnen geworden. Besucher haben sie nun überhaupt nicht mehr. Fleur hat noch immer ihren Kursus. Klein ist die Zahl der Teilnehmer; manche bleiben fort, andere finden sich ein. Meistens finden die Stunden nun in den Wohnungen der verschiedenen Studenten statt, weil sie Angst haben, zu Fleur heraufzukommen. Immerhin, sie hat ein paar Stunden am Tag damit zu tun, hat ihr eigenes Geld, ist unabhängig. Sie fährt Fred zu den wenigen Krankenbesuchen, die er noch zu machen hat, lebt still und einsilbig vor sich hin.

Und doch: Fred und Eva sprechen häufig darüber – es ist beinahe unfaßbar, wie Fleur diesen Schlag getragen hat. Gewiß, sie ist sehr nervös, spricht wenig, man

merkt ihr an, wie sehr sie sich zusammennimmt. Aber sie ist dabei von jener geduldigen Heiterkeit, die für Eva und Fredd fast schlimmer ist, als es ein Ausbruch hätte sein können. An manchen Abenden muß sie etwas vorhaben; sie kommt dann gar nicht oder sehr spät zum Abendbrot und ist danach von einer stillen Beschaulichkeit, die zwar am nächsten Tag wieder verfliegen ist, aber doch eine aufflackernde Besserung bringt. Sie spricht dann über dieses oder jenes, sagt auch ein Wort über die politische Lage, zu der sie sich sonst nie äußert. Sie zu fragen, was sie vorhat, würde gegen die Regeln ihres Zusammenlebens verstoßen, und die an Eva gerichtete häufige Frage Freds: "Wo mag sie nur hingehen?" bleibt lange unbeantwortet.

Erst als Fleur eines Tages vom Teetisch aufsteht und – schon im Fortgehen – sagt: "Übrigens, ich habe heute abend Besuch und möchte gern ungestört sein", da beginnt sich das Dunkel zu lichten. Fleur ist mit vielen Paketen nach Hause gekommen, raschelt mit dem Papier in ihrem Zimmer, borgt sich von Eva Teller und Gläser aus und richtet sich für den Abend in dem winzigen Zimmer neben dem Eingang ein, das man sonst nie benutzt.

Die Vermutungen von Eva und Fred sind richtig: ja, Henry besucht sie. An jenem schrecklichen Tag, der die neuen Gesetze brachte, hat er stundenlang mit Fleur gesprochen, was nun zu tun sei. Kein Zweifel: es bleibt zwischen ihnen alles beim alten. Er ist sich der Gefahr bewußt, die ein Zusammensein mit Fleur mit sich bringt. Aber er kann Fleur nicht allein lassen. Und Fleur liebt Henry zu sehr, um die Kraft zu haben, sich dagegen zu wehren. Oft genug macht sie sich deshalb Vorwürfe, denn wenn jemand entdeckt, daß sie noch zusammenkommen, dann ist Henry verloren, wird verhaftet, bestraft. Eigentlich, denkt Fleur, wenn ich eine Heldin wäre, dann müßte ich zu ihm sagen: "Nein, Henry, dein Leben ist wichtiger. Wir müssen uns eben fügen." Aber sie ist keine Heldin, und so hat sie nun seinen Vorschläge zugestimmt. Sie wird sein Opfer durch verstärkte Liebe doppelt vergelten müssen.

Auf diese Art sind ihre heimlichen Autofahrten zustande gekommen. Henry hat sich einen Wagen gekauft; er ist unabhängiger so, und man kann ihn weniger kontrollieren. Die Hauptsache bei allem ist, daß niemand, aber auch niemand etwas von ihren Zusammenkünften merkt, denn jede Mitwisserschaft ist gefährlich. Sie treffen sich irgendwo draußen im Dunkeln. Fleur läßt ihren Wagen neben der Chaussee stehen, steigt in den Henrys, und sie fahren ins Blaue.

Sie legt die Pakete mit den guten Sachen, die sie zum Essen mitgebracht hat, auf den Rücksitz, und sie tun so, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß man bis zur Unkenntlichkeit mit Autokappe und Autobrille verumumt sich seine

Tageserlebnisse erzählt. Wenn ein beleuchteter Wagen an ihnen vorbeifährt, beschattet Fleur ihr Gesicht mit der Hand: vielleicht kann man sie doch beim hereinfliegenden Licht erkennen. Es kommt dann vor, daß sie irgendwo draußen aussteigen, ein paar Schritte im Dunkeln machen, zu den hellen Sternen hinaufsehen, auf die Geräusche der Landstraße lauschen und das von Fleur Mitgebrachte in aller Eile essen. Dann ein flüchtiger, stürmischer Kuß, und sie sind auf der Rückfahrt.

Es ist wahr, daß es bei diesen Fahrten keine Zeugen gibt; sie sind aber von jener Unruhe erfüllt, die auf die Dauer unerträglich ist. So hat denn Henry eines Tages erklärt, er werde zu Fleur heraufkommen. Eine Bedingung hat er nur dabei: es darf niemand etwas davon wissen, auch die Eltern nicht. Es ist ganz klar, daß sie nicht darüber sprechen würden. Man muß sie aber gutgläubig erhalten. Jeden Tag kann es sich ereignen, daß die **Behörden** Nachforschungen anstellen, ob Henry Fleur noch sieht. Vielleicht werden die Eltern und das Personal vernommen, und da muß man dafür sorgen, daß sie alle mit gutem Gewissen bestätigen können, daß Henry niemals mehr zu Fleur gekommen ist.

So geschieht es denn alle paar Wochen einmal, daß Henry mit Fleur vorn in dem kleinen Zimmer sitzt. Solche Besuche sind für ihn mit der Aufregung eines Menschen erfüllt, der eben etwas Verbotenes, Strafbares tut. Schon den ganzen Nachmittag über ist er von einer kaum zu überwindenden Nervosität. Zum Arbeiten kommt er gar nicht, geht in seinem Büro auf und ab und verfolgt den Zeiger der Uhr. Wenn es endlich soweit ist, dann beginnen die Vertuschungsmanöver.

Henry fährt zunächst kreuz und quer in der Stadt herum, in rasender Fahrt draußen in den Vororten, für den etwaigen Verfolger unerreichbar, und zurück in die Mittelstadt. Eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit ist er dann schon in der Nähe von Fleurs Haus, bleibt an den Schaufenstern stehen, die Vorübergehenden mißtrauisch musternd. Bis zum letzten Augenblick wartet er, ist schließlich auf der Straßenseite des Hauses, geht, als ob er es sehr eilig hätte, den Bürgersteig entlang und ist plötzlich in der Haustür verschwunden. Dort nimmt er die Brille ab, die ihn fast unkenntlich gemacht hat, fährt sich mit dem Taschentuch über die heiße Stirn, lauscht, ob auch niemand von den neuen Hausbewohnern die Treppe herunterkommt, und geht auf Zehenspitzen hinauf, von Fleur schon an der Wohnungstür erwartet und sofort in das kleine Zimmer geleitet. Hier legt er seine Sachen ab, damit weder Fred noch Eva im Korridor seinen Mantel erkennen können.

Und so sitzen sie dann an dem von Fleur in aller Heimlichkeit festlich gedeckten

Tisch mit den guten Sachen, trinken Wein und leben für ein paar Stunden auf einer Insel des Glücks, an deren Horizont schon der gefährliche Rückweg und das einsame Morgen mahnend aufsteigen.

Tagelang danach geht Henry noch mit dem Angstbild herum, es könnte ihn doch jemand gesehen haben, und er sitzt an seinem Schreibtisch und grübelt vor sich hin, welchen Fehler er gemacht haben könnte. Bei jedem amtlichen Schreiben fürchtet er, es könnte sich auf seinen Besuch bei Fleur beziehen. Bis dann dieser Alpdruck bis zum nächsten Mal etwas verblaßt.

An den vielen Tagen, an denen sie sich nicht sehen können, läutet Fleur mit verstellter Stimme Henry im Büro an, vormittags und abends. Wenige Worte nur hin und her, bei denen der Name Fleurs nicht fallen darf. Aber das genügt, um den Kontakt aufrechtzuerhalten, der beiden so unentbehrlich ist.

Wenn Fleur nur noch mit dem Gedanken an Henry lebt, so ist auch für ihn Fleur das einzige, was den unerträglichen Druck etwas mindert, unter dem er, wie ein jeder jetzt, lebt. Das neue System, in der Angst, seine Gegner könnten aus ihrer Lähmung erwachen, läßt alle Mittel spielen, um den einen gegen den anderen einzusetzen. Das mit allem Raffinement durchgeführte Prämiensystem, das in der Verleihung gut bezahlter Posten für solche besteht, die Gegner der Partei namhaft machen, stellt auch die intimsten Bindungen in Frage. Niemand kann wissen, ob der langjährige Mitarbeiter, der Freund, ja die eigene Frau und die Kinder nicht aus irgendeinem Grunde plötzlich einen Anteil an dieser Prämie haben und selbst etwas erreichen wollen. Ein offenes, unter diesen Umständen an sich so nötiges Wort ist unmöglich. Morgen schon kann die **Gestapo** da sein und wegen der ganz harmlosen Äußerung Rechenschaft verlangen. Und dieses tiefe Mißtrauen des einen zum anderen, erzeugt und genährt durch die primitive Angst um die persönliche Sicherheit, macht das Leben unerträglich.

Was Wunder also, daß Henry die Zusammenkünfte mit Fleur in dieser seelischen Not, die alle ergriffen hat, ein besonderes Bedürfnis sind. Mit ihr kann er sich aussprechen über das, was ihm das Herz abdrückt. Sie ist durch die Umstände ein unversöhnlicher Gegner des Systems geworden, von dem sie in keinem Fall etwas erwarten kann. Trotz aller Schwierigkeiten ist Henry immer wieder froh, wenn Fleur neben ihm im Wagen sitzt, unter ihrer Vermummung in die dunkle Nacht oder ins Scheinwerferlicht sieht und ihm zuhört. Und Fleur mit ihrem feinen Spürsinn hat längst gemerkt, wie nötig ihm diese Aussprache ist. Sie läßt ihn reden, tröstet, lindert. Daß von ihren eigenen Sorgen und ihrem harten Schicksal auf diese Weise nicht gesprochen wird, ist ihr nur lieb. Gebessert wird

dadurch doch nichts, und sie sieht schon zu, daß sie mit sich selbst fertig wird. Aber in den vielen Stunden des Alleinseins fragt sich Fleur wieder und wieder, wie lange das alles tragbar ist. Gewiß, Henry hält zu ihr, an seinem guten Willen ist nicht einen Augenblick lang zu zweifeln. Wird er sich aber all dieser Überorganisation der **Partei** auf die Dauer entziehen können? Was geschieht, wenn dieses Bedürfnis nach Aussprache erlahmen sollte, weil der neue Zustand zur Gewohnheit wird?

So grübelt Fleur nach dem Abendessen stundenlang vor sich hin, in ihrem Zimmer oder an dem Tisch der Eltern, die versuchen, eine Entspannung zu finden. Wenn Eva oder Fred eine Frage an sie richten, dann kommt sie weit her aus ihren Gedanken, geht vielleicht auch auf die Frage ein, um zurückzufallen in jenes Schweigen, das über diesen Stunden lastet.

So ist es auch ihrer Anteilnahme entgangen, daß Fred in den letzten Tagen eine besondere Geschäftigkeit entfaltet hat. Stundenlang hat er mit Eva in seinem Zimmer gegessen, Pläne erörtert und wieder verworfen. Und alles, was er immer wieder zu sagen hat, ist: "Geschehen muß etwas, es ist nicht zum Ansehen."

Als Fleur an diesem Wochenende zu ihm in sein Sprechzimmer kommt, rückt er einen Sessel heran und sagt: "Gut, Fleur, daß du kommst, ich wollte etwas mit dir besprechen."

Und als Fleur es sich bequem gemacht hat und ihn aufmerksam ansieht: "Sieh einmal, Fleur, ich will dir in deine Sachen nicht hineinreden, du bist ein selbständiger Mensch, und ich kenne deine Abneigung, über dich selbst zu sprechen. Aber weißt du, Fleur, als Vater einer erwachsenen Tochter hat man manchmal die Pflicht zu reden, auch wenn man nicht gefragt wird. Siehst du, für Eltern ist es nicht leicht, deine jetzigen Lebensumstände auf die Dauer schweigend mit anzusehen. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie man dir helfen könnte, und ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich mit dir besprechen muß. Wie wäre es, wenn du im Ausland studieren würdest? Pekuniär wäre es für mich nicht leicht, aber möglich. Man müßte dann eben das kleine Kapital angreifen. Wohin du gehst, das überlasse ich dir; auch was du studieren willst, ist mir gleich. Du bist jung, und in wenigen Jahren bist du mit dem Studium fertig. Du bist aufnahmefähig genug, um es zu schaffen. Vor allem: du kommst aus diesen unerträglichen Verhältnissen heraus, in denen dich alles an Zeiten erinnert, die eben im Augenblick vorbei sind. Wird hier wieder einmal alles ganz anders, dann schaden ein paar im Ausland verbrachte Jahre bestimmt nicht." Fleur sitzt in ihrem Sessel, raucht und schweigt.

"Siehst du, Fred," sagt sie nach einer Weile, "ich bin dir für deine Fürsorge sehr dankbar. Aber ich habe darauf nur eins zu sagen: ich gehöre zu Henry, wie die Umstände auch immer sein mögen, und ich weiß, daß er zu mir gehört. Von ihm fortgehen kann ich nicht."

Und als Fred etwas dagegen sagen will: "Sag nichts, es mag schon sein, daß alles hoffnungslos aussieht, ich sehe die Umstände so klar wie du. Aber das kann nichts daran ändern, daß meine Antwort endgültig ist."

"Und du weißt, Fleur, was das unter Umständen bedeutet?"

"Ja", sagt Fleur und sieht ihn mit ihren großen Augen an, "ja, ich weiß..." So klar ist diese Antwort, daß Fred nur resigniert die Hand auf die Lehne seines Sessels fallenläßt.

So vergehen die Wochen und Monate. Noch immer kämpft Fred um seine Praxis, noch immer hat Fleur eine bescheidene Beschäftigung mit ihren Kursen. Der Druck der Verhältnisse ist fühlbarer geworden, in kleinlichster Weise wird der Lebenskreis eingeschränkt. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlen diese drei Menschen das allzu nahe Beieinandersein. Die Jahre ohne Entspannung machen sich bemerkbar. Noch stiller ist Fleur geworden, eingespannt zwischen den kurzen Arbeitsstunden und der langen, freien Zeit, mit der sie wenig anzufangen weiß. Fred schlägt ihr eine längere Auslandsreise vor; sie soll sich einmal von allem lösen. Doch Fleur schüttelt lächelnd den Kopf: "Lieb von dir, aber eine Erholung habt ihr mindestens so nötig wie ich."

Es kann nicht ausbleiben, daß dieser Gedanke einer gemeinsamen Erholung, der erste positive Vorschlag, den sie seit langem gemacht hat, bei Fred und Eva festere Formen annimmt. Vielleicht ist das ein Weg, Fleur aus allen diesen Dingen, in die sie so hoffnungslos eingespannt ist, einmal herauszubringen.

Wochenlang trägt sich Fred mit dem Gedanken einer gemeinsamen Reise, sitzt an seinem Schreibtisch, rechnet und fragt sich immer wieder, ob sich das mit ihrer Finanzlage verantworten läßt. Aber schließlich liegen die Dinge ohnehin so, daß es auf eine Sonderausgabe auch nicht mehr ankommt. Eva muß endlich einmal aus dieser bedrückenden Umgebung heraus, tapfer genug hat sie sich gehalten. Und wenn das ein Mittel ist, um Fleur auf andere Gedanken zu bringen, dann ist es schon Grund genug für eine solche Ausgabe.

Fred spricht mit Eva, spricht mit Fleur, die entgegen seiner Erwartung sofort auf den Gedanken eingeht. Zum erstenmal seit langer Zeit hat sie an etwas Interesse, macht Vorschläge, redet zu. Wie stark muß sie den Druck empfinden, über den sie nie spricht! Und wenn auch ihrer sprunghaften Art nicht zu trauen ist, so kann

man doch froh sein, wenn es etwas gibt, was sie ablenkt. Mogen schon mag sie müde sagen: "Erholungsreise? Ich finde, man sollte mit den knappen Mitteln, die man hat, vorsichtig sein." Aber – erfreulich genug, sie sagt es nicht. Immer wieder geht sie auf Freds Vorschlag ein, und es gehört nicht viel dazu, um Fred und Eva davon zu überzeugen, daß sie eine Erholung nötig haben.

Über das Ziel der Reise sind sie sich von vornherein einig: bei dem herannahenden Winter kommt nur Berlin in Frage, wo niemand sie kennt, wo man sich noch frei bewegen kann. Fred freut sich, daß Eva und Fleur sich über Pläne unterhalten. Das ist schon lange nicht geschehen, und schon das allein ist der Gedanke wert.

Als sie sich an einem dieser Abende wirklich entschließen, Freds Geburtstag diesmal in Berlin zu feiern, da ist es zum erstenmal wieder lebhaft an ihrem Tisch. Und so groß ist das Bedürfnis dieser Menschen, sich frei zu machen von dem, was sie umgibt, daß jeder von ihnen auf seine Art mit Reiseträumen zur Ruhe geht.



Fleur liegt auf ihrer Couch, die Tür ist verschlossen, die Vorhänge sind zugezogen. Von jeher liebt sie dämmeriges Licht. Berlin... was wird Henry sagen? Sie wird wieder ausgehen können, wird richtig verreist, wird aus allem heraus sein. Und wenn sie zurückkommt, wird sie ihm viel erzählen können. Was wird sie ihm mitbringen? Nein, richtiger ist es, ihm gleich etws Nettos zu schenken, es ist eine Art Vorfreude für sie selbst. Was er braucht? Wahrscheinlich nichts, er verdient jetzt sicher so viel, daß er sich alle Wünsche selbst erfüllen kann. Aber vielleicht eine gute Tanzplatte.

Fleur macht sich fein, zieht das neue Kostüm an, betupft sich mit dem guten Parfüm von der letzten Berliner Reise.

Im Nebenzimmer träumt Eva im großen Sessel auf ihre Art von Berlin. Man wird einkaufen, Schaufenster besehen. Viel Geld darf ja nichts kosten. Aber doch, vielleicht, was weiß man... Wie Fleur sich freut! Wie schön könnte alles sein...

Während die Kaffeemaschine brodeln und von allen dreien, wie immer, schweigend beobachtet wird, erklärt Fleur so nebenbei, sie fahre morgen nach Berlin, um Quartier zu machen. Schweigen. Fred denkt: schade, ich komme um die gemeinsame Reise. Eva überlegt schnell: schaffe ich das noch mit allen Sachen, die besorgt werden müssen? Ja, also morgen mittag. Warum, denkt Fleur, eigentlich schon morgen? Sie will nicht als Familientochter fahren. Sie geht in ihr Zimmer und zählt ihr Geld. Es sind nur wenige Scheine, es reicht aber, wenn man weniger ißt. Etwas wird Fred auch bezahlen...

Henry sitzt in seinem Büro, die Kaffeetasse vor sich. Zu tun ist im Augenblick wenig. Daß aber gerade Fleur in seine deprimierte Stimmung hinein telefonieren muß, ist überflüssig. Er sagt, er sei besetzt, und auf ihre Mitteilung, sie fahre morgen nach Berlin, erwidert er eilig: "In einer Stunde." Er legt den Hörer hin, schaltet das Radio ein und hört bei seiner Zigarre der Nachmittagsmusik zu. Gut, daß Fleur auf ein paar Tage herauskommt. Dann kann er selbst endlich einmal ausschlafen, tun, was er will, ohne Unruhe und Depressionen. Fleur... wie ist es ihr zu gönnen! Wie gern sie nach Berlin fährt, ihrem Berlin. Wieviel wird sie zu erzählen haben, wenn sie zurückkommt...

Die Wagen halten hintereinander in der Dunkelheit. Fleur ist tief verschleiert; sie öffnet behende die Tür zu Henrys Wagen. Henry fährt sofort ab, die Autokappe tief über die Augen gezogen, die Autobrille nach alter Gewohnheit im geschlossenen Wagen auf. Er ärgert sich gleich über die weißen Handschuhe, die Fleur anhat. Kann sie denn nicht lernen, daß alle auffallenden Sachen bei solchen Fahrten gefährlich sind? Man kann das so leicht beschreiben: "Dame mit weißen Handschuhen."

Und Fleur? "Guten Tag, lieber Henry, ich bin ja so froh, daß wir uns noch vor meiner Reise sehen." Sie sieht zärtlich zu ihm hinüber; die Scheinwerfer der vorbeifahrenden Wagen lassen Henrys Umrisse nur undeutlich erkennen.

Henry sagt brummend: "Einen Augenblick bitte, bis wir auf der Chaussee sind." Er ist so nervös bei diesen Fahrten. "Und tu mir einen Gefallen, Fleur: zieh deine Handschuhe aus, sie sind zu deutlich zu sehen."

Als ob nicht jedes Mädchen solche Handschuhe hätte, denkt Fleur bitter und streift sie ab. Immer muß er mir zeigen, wie schwierig alles ist. Stille... der Motor surrt. Henry fährt geschickt über die belebte Straße. Fleur sieht zu ihm hinüber. Die Stadt ist zu Ende.

Leise sagt Fleur mit ihrer dunklen Stimme: "Lieber Henry!"

Ekelhaft bin ich wieder, denkt Henry, es ist aber für mich auch nicht leicht. Arme Fleur!

"Na, Fleur, leg los."

Fleur hat sich blitzschnell überlegt: ich sehe ihn so selten, es darf keine Mißstimmung aufkommen, sonst graut ihm noch vor unseren Fahrten.

"Also, Henry, wir fahren morgen nach Berlin."

Henry, etwas entsetzt, fragt: "Wer: wir?" Sie glaubt doch nicht etwa, daß ich mit ihr fahre?

"Nun, die Eltern und ich. Fred hat doch am nächsten Sonntag Geburtstag."

"Na, Fleur, da freue ich mich wirklich für dich. Schade, daß ich nicht mitkommen kann. Wir könnten uns dann dort treffen. Aber es geht leider nicht, ich habe zuviel zu tun."

"Ach, Henry, es wäre herrlich, aber das wird ja doch nichts."

Und dann erzählt Fleur, was sie tun wird: ins Theater wird sie gehen, "ganz groß essen" und abends eine Bar besuchen.

"Mit wem, Fleur?"

"Allein natürlich."

"Geht denn das, Fleur?"

"Was ich tue, geht immer. Und zum Geburtstag werde ich die Eltern einladen, zum Essen oder so."

"Hast du denn soviel Geld, Fleur?"

"Natürlich habe ich," sagt sie obenhin, "würde ich es sonst können?"

Henry überlegt einen Augenblick. Wieviel mag er bei sich haben? Wenig. Na, sie würde auch nichts von ihm nehmen.

Fleur denkt: wenn er mir etwas dazugibt, sage ich nicht nein; vielleicht freut es ihn.

Stille... Ungern hält Henry auf offener Landstraße, als Fleur ihn darum bittet. Es könnte sie jemand sehen.

Fleur faßt auf den Rücksitz und gibt Henry die für ihn eingekaufte Platte: "Ich habe dir etwas mitgebracht, Henry."

Er faßt ihre Hand und streichelt sie zärtlich: "Du sollst das doch nicht! Aber ich danke dir sehr, liebe Fleur."

"Ach, Henry," sagt Fleur, "nun bange dich nicht, ich bin bald wieder da und habe dann viel zu erzählen." Sie merkt seine Unruhe: "Nun fahren wir zurück, ja, Henry?"

Er fährt an und möchte gern etwas Liebes sagen, weiß aber nicht was.

Fleur fragt leise: "Kommst du heute zu mir, Henry?"

Lange keine Antwort. Dann: "Nein, Fleur, heute lieber nicht, ich bin so schrecklich nervös. Du fährst ja auch morgen und hast sicher noch viel zu tun."

Der Motor surrt, der Regen fällt im Licht der Scheinwerfer. Fleur ist traurig: warum kommt er heute, gerade heute nicht? Und laut sagt sie: "Natürlich habe ich viel zu tun. Fahr nicht so schnell, sonst ist alles gleich vorbei, und ich habe mich doch so auf dich gefreut."

"Ja," sagt Henry, "kleine Reisende."

Der Wagen gleitet über die regennasse Straße. die entgegenkommenden hellen Scheinwerfer blenden, man muß aufpassen.

"Morgen bin ich in Berlin", sagt Fleur.

Stille. Henry hupt.

"Genieße die Zeit," antwortet er, "damit du nachher viel erzählen kannst."

Da steht schon Fleurs Wagen. Ein Händedruck, und Fleur steigt aus. Henry fährt sofort weiter. Am Steuer sitzend sagt sie vor sich hin: "Lieber Henry." Und nach einer Weile: "Morgen fahre ich nach Berlin." Dann fährt sie ab, daß die Straße spritzt.



Die junge Dame, die sehr elegant, wie immer auf einer Reise, in Berlin ankommt, ist eine veränderte Fleur. Wenn ein Wille so groß ist, mit offenen Augen zu genießen, dann verändert das. Der so beherzten, allem Schlimmen gewachsenen Fleur kommen die Tränen, als sie aus dem Bahnhof heraustritt und das helle Weltstadtbild sieht: die Lichtkaskaden der Reklamen, das bunte, weltstädtische, anonym machende Gewimmel.

Sie ist sparsam und fährt, statt sich das früher programmäßige Taxi zu nehmen, mit der Untergrundbahn, den schweren Koffer schleppend. Wer weiß, wozu sie

das Geld noch brauchen wird. In der Pension steht in ihrem kleinen Zimmer ein Blumenstrauß, und ihr erster Gedanke: "wie nett von Henry", ist falsch: ein Geschenk der Pension an die alte Kundin. Fleur steckt sich übermütig eine Nelke ins Knopfloch, als sie auspackt...

Und dies ist dann der erste Ferientag: Fleur sitzt am ersten Morgen in ihrem kleinen Zimmer und spielt Erholung. Bekanntlich ist das erste Frühstück das beste von den Ferien. Aber merkwürdig: sie ist gar nicht so froh, wie sie es eigentlich zu Hause geglaubt hatte. Jetzt sitzt Henry im Büro und arbeitet. Sicher vermißt er ihren Anruf. Sie hat niemanden hier, den sie anrufen könnte.

Ja, was erwartet sie eigentlich von diesem Berliner Aufenthalt? Gewiß, sie wird ausgehen, für kurze Zeit die drückende Atmosphäre vergessen, die zu Hause auf ihr lastet. Aber dann wird wieder alles beim alten sein: heimliche Anrufe mit Stichworten an Henry, vielleicht Fahrten mit der Autokappe. Oder wenn es ganz dunkel ist, noch ein kleiner Spaziergang auf der Landstraße in der Nähe des Wagens. Vielleicht, vielleicht kommt er auch wieder einmal zu ihr...

Fleur ist traurig. Sie ist nicht mehr so jung, es muß doch etwas geschehen! Wird denn dieser Wahnsinn immer so weitergehen? Soll sie ihre besten Jahre im Schatten verleben?

Sie wird diesen Gedanken auch nicht los, als sie dann vor dem Haus die Stände auf dem Markt besucht und prüfend die Preise vergleicht. Hausfrauen kaufen sorgsam zum Mittag ein. Kinder mit Körbchen an den Händen helfen wichtig mit oder essen an der Hand der Mutter, verträumt in die Sonne starrend, frisches Obst. Fleur hat Sehnsucht nach Menschen. Sie möchte einmal wieder mit jungen Menschen ihres Alters zusammensein können, ohne das erstickende Gefühl zu haben, daß sie sich ängstlich umsehen, ob auch niemand bemerkt, daß man mit ihr zusammen ist. Das ist es.

Ob es möglich ist, in dieser großen Stadt, in der niemand sie kennt, Menschen zu finden? Unverbindliche Stunden zu verleben, auszugehen, endlich einmal diesen Druck loszuwerden, der sie traurig macht und alle ihre guten und reichen Möglichkeiten lahmlegt? Vielleicht, vielleicht, sagt sich Fleur, und sie versucht mit ihrem gesunden Temperament über die deprimierte Stimmung hinwegzukommen.

Und doch, etwas bleibt von diesem Morgen hängen. Es wird besser, als sie dann in der Sonne auf der Straße sitzt, in einem Lokal unter fremden Menschen, von denen niemand sie kennt. Es ist schon so, daß um sie herum alle irgendwelche Verabredungen haben. Man grüßt sich, man trifft sich oder sieht nach der Uhr,

um den verabredeten Anruf rechtzeitig vorzunehmen. Nur Fleur sitzt, wenn auch sehr behaglich, allein in der Sonne. Es ist warm, und wenigstens die Sonne weigert sich nicht, auch sie braun zu brennen.

Fleur, sagt sie zu sich selbst, verdirb dir nicht die wenigen Tage. Sieh dich um: dein Berlin. Wie oft hat sie zu Hause davon geträumt, wie es wäre, hier zu sitzen. Nun ist es soweit, und Fleur taucht unter in dem Gewimmel der Straßen. - Es wird ein Tuch gekauft, ein neuer Schleier.

Dies bezaubernde Mädchen, es fällt selbst in den Straßen der Weltstadt auf. Ganz einfach angezogen, ist Fleur selbst hier etwas Besonderes: nicht schön, aber ungemein anziehend mit ihren großen Augen. Sie weiß es und freut sich darüber. Gewiß, sie liebt Henry. Aber Fleur ist eine Frau, die ihre Lage nicht verkennt. Sie kennt Henry, und sie weiß, wie ängstlich er ist und wie abhängig von der Meinung anderer. Sie weiß, wie wenig Kraft er im Grunde hat, um zu ihr zu halten, wenn er sie auch liebt und in ruhigen Zeiten immer geliebt hätte. Nie war es ihr vielleicht klarer als in diesem Augenblick, wie allein sie letztlich ihrem Schicksal ausgeliefert ist.

Kann man es Fleur verdenken, wenn sie sich an diesem herrlichen Herbsttag mit seinem Sonnenschein dennoch ihrer selbst freut und unternehmungslustig in die Welt sieht? Sie kauft ein, geht durch die Tauentzienstraße und freut sich der gutangezogenen Leute. Ganz frei jetzt an diesem Nachmittag... Von der Gedächtniskirche läuten die Glocken: die *heure bleue* ist da.

Es ist um diese Straße etwas Besonderes. Man kann sie mit anderen Straßen in anderen Weltstädten nicht vergleichen, sie hat ihre eigene Atmosphäre. Hier ist das Zentrum des neuen Berlin. Sieh einmal jetzt: es beginnt zu dämmern, die Lichtreklamen flammen auf und kämpfen ihren täglichen siegreichen Kampf mit dem vergehenden Tageslicht. In den blauen Himmel ragen die Türme der Gedächtniskirche, und dumpf hallen die Glockentöne über die weiten Straßen. Die untergehende Sonne malt blaue Schatten in die Kirchturmecken, und man sieht die Glocken, wie sie hin und her schwingen. Unten kreist der Weltstadtverkehr ständig, unaufhörlich rund um die Kirche. Die hohen Omnibusse mahlen sich ihren Weg durch das Gewimmel. Die Verkehrszeichen blinken und bilden gleichsam den Grundton für die schillernden Farben, die bunte Lichtersymphonie ringsum. Die Weltstadt erwacht zu ihrem eigentlichen Leben.

Denn diese Stadt wird, so will es scheinen, erst zur Nachtzeit zum eigentlichen Berlin. London: nun, es kennt kein eigentliches Nachtleben, es ist eine Stadt des

Tages. Und Paris ist im ganzen eine Nachtstadt. Berlin aber nur in dieser Straße und ihrer Peripherie; Straße der Eleganz: nur hier. Straße der schönen Menschen: nur hier. Straße des Reichtums: nur hier. Hier in den Cafés ringsum war vor dem Dritten Reich die Literatur zu Hause; das ist aber lange her. Diese Straße: Straße des eleganten Lasters jeder Färbung. Eine Spannung liegt in der Luft, eine erotische Spannung schlechthin, der niemand entgeht, der selbst Fluidum hat.

Es läuten die Glocken einen Abend ein, von dem noch niemand weiß, wie er enden wird: alle Möglichkeiten sind offen. Du kannst gut werden oder schlecht. Du kannst dein Glück finden. Du kannst untergehen. Du kannst Menschen finden oder verlieren. Das Leben ist offen mit all seinen wunderbaren, verruchten Möglichkeiten. Du aber läßt dich vom Strom treiben, genießest das Fluidum der Stunde. Und nur die Jugend hat recht. Straße der ewigen Jugend: ist sie gealtert, dann ist eine neue Generation da, mit neuen Redensarten, die sie für die einzig richtigen hält, eine neue, schlanke, treibende Jugend. Einziger Trost für den Lebenden, daß auch sie binnen kurzem vergeht. *L'heure bleue*.

Und Fleur, ja – Fleur geht mitten in diesem brausenden Verkehr, mitten unter den sich drängenden und schiebenden Menschen. Niemand kennt sie, ihr Leid, ihre Tapferkeit und ihrer Sehnsucht nach einem kleinen, fest fundierten Glück. ein sehr bezauberndes junges Mädchen, wie viele - nichts mehr.

Fleur überkommt etwas wie ein Taumel. Sie ist sich plötzlich dessen bewußt, daß sie jung ist und nur einmal lebt. Und es darf nicht geleugnet werden, daß sie die Vorübergehenden etwas herauausfordernd ansieht. "Liebe, kleine Fleur," würde Henry jetzt sagen: "du tust ja doch nichts."

In diesem Augenblick bleibt Fleur vor einem Handschuhgeschäft stehen und besieht sich die Auslagen: schöne Sachen. Zufällig sieht sie auf.

Neben ihr steht ohne Hut, die blonden Haare glänzen im Licht der Auslage, ein junger Mann in einem langen blauen Herbstmantel. Ein junger Mann? Ein Junge, höchstens dreiundzwanzig Jahre alt. Fleur sieht ihn noch immer an. Der Junge mit seinen hellen Augen in dem schmalen, weichen Gesicht lächelt und zeigt seine Zähne. Die Hände nachlässig in den Taschen seines Mantels, steht er da, den Kopf etwas geneigt, und prüft die Auslagen. Fleur sieht fort, sieht wieder zu ihm hinüber und merkt erst jetzt, daß jemand bei ihm ist: ein junges Mädchen, das auf ihn einredet. Anscheinend wollen sie etwas kaufen.

Fleur hat einen merkwürdigen Gedanken: wie wäre es, diesen Jungen einmal streicheln zu dürfen? Einmal ganz sacht... Kleines Boylein.

Fleur sieht sich um: sie ist in Berlin, die *heure bleue* ist da, sie wollte einkaufen und hat Pakete in der Hand. Henry, sagt sie zu sich selbst. Und: was fällt dir ein, Fleur, du bist doch nicht irgendwer.

Fleur flüchtet. Sie läuft, bis sie in den Stuhl einer Konditorei fällt. Allmählich erst findet sie sich wieder, sieht in eine Modenzeitschrift, trinkt ihre Schokolade und raucht nervös. So – und jetzt schnell Blumen einkaufen und zur Bahn: die Eltern kommen.



Nun hat trotz der große Hetze doch noch alles geklappt. Fleur steht auf dem Bahnsteig und wartet auf den Zug, der die Eltern bringen soll. Mit einem großen Nelkenstrauß für Eva in der Hand, die neuen Handschuhe aufgezogen, geht Fleur, sehr hübsch anzusehen – der Abend ist immer ihre beste Zeit – auf dem Bahnsteig auf und ab. Sie weiß nicht so recht, ob ihr gut oder schlecht zumute ist, und sie ist im ganzen in der Stimmung, von der sie zu sagen pflegt: "Ich habe vergessen, mich über etwas zu ärgern."

Aber als der Zug dann einläuft, finden die Eltern, zum Fenster hinaussehend, eine vorschriftsmäßig strahlende Fleur, wie die Familientradition es vorschreibt, wenn man in Berlin ist. Fleur lacht und winkt und sieht so glücklich aus, wie man sie lange nicht mehr gesehen hat. Das ist es ja auch, was man sehen wollte, und das ist der ganze Zweck dieser Reise.

So ist eben das glückliche und kluge Temperament dieses Mädchens Fleur: sie ist immer so, wie die anderen sie gern sehen möchten. Das ist nichts Unnatürliches bei ihr, keineswegs etwas Gemachtes, sondern sie ist ganz instinktiv wirklich in der Stimmung, die der andere bei ihr voraussetzt. Wenn man will, ist es eben das, was Fleur zur richtigen Frau macht. Sie war und ist immer in der Lage auszuschalten, was im Augenblick nicht dazugehört, auch jede Sorge und Aufregung. Fleur hat niemals eine Überlegung in diesen Dingen, sondern einen gesunden Instinkt, der sie allen so angenehm macht und sich selbst so verhältnismäßig einfach.

Wie sollten die Eltern merken, daß Fleur gar nicht so guter Stimmung ist, oder

gar, daß sie vor einer Stunde völlig verwirrt vor einem wildfremden Menschen geflüchtet ist. Das kann man von Eltern nicht verlangen, die doch herkommen, um eine strahlende Fleur zu sehen – und da ist sie nun.

Ja, in technischen Reisedingen ist Fleur zum Verzweifeln erfahren. Das findet wenigstens Eva, die es nun wieder überflüssig findet, einen Gepäckträger zu nehmen. Und als man dann im Taxi sitzt, das sich langsam durch den starken Abendverkehr schlängelt, zeigt Fleur lebhaft alles Sehenswerte; die armen Eltern sind in wenigen Minuten völlig verwirrt. Sie müssen links die riesige Kinoreklamen und rechts die Cafés sehen, was sie denn auch bereitwillig tun. Fred findet wieder einmal das richtige Wort, als er beim Aussteigen sagt: "Ich freue mich, Fleur, daß du so munter bist."

In dem großen Zimmer der Eltern stehen überall Blumen, ein nach Fleurs Art gedeckter Abendbrottisch mit allem, was die Tradition erfordert. Vor jedem Gedeck eine Eintrittskarte zum Varieté für heute abend, auf Evas Nachttisch eine Schachtel Konfekt und auf Freds Tisch die für ihn unentbehrliche Flasche Wasser. Es gibt viel zuviel zu essen, und Fleur macht sehr umständlich etwas auf dem von ihr mitgebrachten Spirituskocher heiß. Natürlich haben die Eltern bereits im Zug gegessen, sagen aber kein Wort, um Fleur nicht zu enttäuschen.

Nach einigem Hin und Her über ein von Fleur doch erwischtes Taxi, das Eva für überflüssig erklärte, sitzt man dann wohlbehalten in der Mittelloge des Theaters. Die teuren Plätze sind ein Geschenk von Fleur, die "*Ouverture*", wie sie sagt. Der große Augenblick ist da: der Berliner Aufenthalt beginnt.

Ganz groß werden Fleurs Augen, als es nun dunkel wird und die Scheinwerfer den Vorhang bunt färben. Was geht in diesem Mädchen vor, als die Musik spielt, und man hat noch alles, das ganze Programm vor sich? Fleur erlebt an solchen Abenden viel mehr als das gebotene Programm. Sie erlebt sich selbst, sie sieht sich selbst in diesem großen halberleuchteten Raum sitzen, elegant, gespannt und sehr begeisterungsfähig. Alles ist und muß nun vergessen sein, und sie und die Eltern gehören mit dazu, wie ehemals. Dieser Abend wird bei ihr schon zur Erinnerung, während Eva nach Wochen sagen wird: "*Wißt ihr noch, wie wir...*"

Und wer sie so dasitzen sieht - Fred wendet sich oft unmerklich zur Seite, um Fleur zu sehen -, der kann nur neidisch sagen: könnte ich doch auch einmal so genießen. Es liegt ein solches Stück unverbrauchter Jugend in diesem ungehemmten Genuß, beschattet von dem Gedanken Fleurs: wie lange wird man uns noch an alledem hier teilnehmen lassen? Fleur ist bemüht, sich in den kurzen Pausen die Bilder zu den einzelnen Ankündigungen des Programms

einzuprägen, damit sie Henry alles erzählen kann, und sie kraust die Stirn, weil das wirklich nicht so ganz einfach ist. Wenn die anderen ringsum "*mal eben ins Varieté gehen*", dann ist es für Fleur eine Art Wiedergeburt schlechthin. Wie fühlt sie sich Henry in diesen Stunden verbunden, wie immer, wenn sie etwas Gutes erlebt. Ach, Henry...

Fleur lehnt ganz still im Wagen, als man zurückfährt. Es geht ihr endlich wieder einmal gut, das spüren auch Eva und Fred.

Als sie dann in ihrem Zimmer ist, wirft sie sich in den Sessel und träumt vor sich hin, alles durcheinander. Ihr Fläschchen Reisekognak steht vor ihr, der "*Seelentröster*", wie sie es nennt, und spendet der angeregten Phantasie neue Nahrung.

Was Wunder, daß sie auf den durchaus richtigen Gedanken kommt, einen solchen Abend dürfe man eigentlich nicht so beschließen, so allein in ihrem Zimmer! Man müßte elegant ausgehen und reden dürfen, worüber man will, selbst ein Stück dieser jugendlichen Welt sein, die man eben als Bild gesehen hat. Fleur hat eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Menschen, nach Menschen ihres Alters.

Und ohne daß sie es eigentlich selbst weiß, steht sie auf, macht sich zurecht, wirft einen Mantel über, stülpt ihre Mütze auf und beschließt etwas Luft zu schnappen. "*Verrückt*", würde Fred jetzt sagen, und er hätte nach gewöhnlichen Maßstäben recht damit, wie immer. Es ist halb ein Uhr nachts, denkt Fleur, setzt dann aber gleich hinzu: na, was denn, für Berlin ist das doch keine Zeit.

Fleur lacht vor sich hin und nickt ihrem Spiegelbild unternehmungslustig zu. Dann schleicht sie sich durch den dunklen Korridor auf den Treppenflur, ohne Licht zu machen – und steht auf der Straße.

Milde Oktobernacht draußen, hell und anheimelnd. Fleur geht auf dem freien Platz vor dem Haus auf und ab. Parkende Wagen in Mengen. Von irgendwo kommen verwehte Musikfetzen aus einem der vielen Nachtlokale ringsum. Und Fleur hat sozusagen Sorgen: sie überlegt sich, wohin man jetzt gehen würde, wenn man nicht so allein wäre.

Sie geht langsam die Straße hinauf und bleibt vor einer Bar stehen, aus der Stimmengewirr zu hören ist und lautes Lachen. Der Ventilator surrt und schleudert Zigarettenrauch und leichten Parfümgeruch zu Fleur hinüber. Jetzt setzt Klaviermusik ein, und Fleur geht näher zur Tür, um besser hören zu können. Lautes Lachen unterbicht die Musik. Schade, denkt Fleur und: ihr habt gut lachen. Sie sieht zu der grünflimmernden Reklame auf, und ihr fällt ein, daß

sie hier vor langer Zeit einmal mit Henry war.

Sie geht vor dem Lokal auf und ab. Ein Wagen fährt vor, neue Besucher steigen aus, die jungen Männer ohne Hut, mit wehenden Haaren, die Frau in einem langen Abendkleid. Fleur drückt sich beiseite. Sie möchte auch hineingehen. Schickt sich das? Sie überlegt: im allgemeinen geht ein Mädchen da wohl nicht allein hin, oder nur dann, wenn sie eben *"so ein Mädchen"* ist. Na und? Sie hat hier niemanden, der mit ihr ausgeht. Ist sie dazu nach Berlin gekommen, um wie eine alte Frau früh schlafen zu gehen? Henry würde sie auslachen. Wie sagte sie damals zu ihm: *"Ganz groß ausgehen, in Bars und so."* – *"Geht denn das, Fleur?"* – *"Natürlich, was ich tue, geht immer."*

Da – eben gehen wieder Leute in die Bar, zwei Männer und zwei Mädchen, so alt wie sie selbst. Fleur reißt sich die Mütze vom Kopf und geht tapfer hinterher. Den Kopf wird es nicht kosten, und sie ist ja unbekannt hier.

In der winzigen, engen Garderobe gleich am Eingang haben die fünf Menschen kaum Platz. Fleur wartet, bis die anderen fertig sind, dann läßt sie sich von dem Pagen den Mantel abnehmen. Sie zieht ihre Handschuhe ab, dreht sich zum Spiegel, macht sich zurecht und blinzelt sich zu.

Sie hat doch etwas Herzklopfen, als sie zur Portiere geht, die das Lokal von der Garderobe trennt. Ein schmaler Spalt steht oft und gibt den Blick zum Bartisch frei, der unmittelbar an der Portiere steht. Ein schneller Blick Fleurs. Ob sie sich an die Bar setzen kann?

Nur ein Gast sitzt dort, der ihr den Rücken zukehrt. Jetzt dreht er sich halb zur Seite und lacht. Fleurs Blick erstarrt. Noch immer steht sie in den Falten der Portiere: das ist doch der Junge von heute nachmittag, vor dem sie davongelaufen ist? In diesem Augenblick geht die Tür zur Straße wieder auf. Es zieht schrecklich. Zugleich kommt solch ein Windhund von Empfangschef zur Portiere, um die neuen Gäste zu begrüßen. Fleur kann solche Leute nie leiden. "Bitte sehr, gnädige Fau", sagt er albern zu Fleur, die noch immer dasteht. Die Klaviermusik setzt ein.

Nun muß etwas geschehen. Und Fleur geht richtig zu dem nächsten Barstuhl und setzt sich mit Mühe zurecht. Sie wird das nie lernen. Zwischen ihrem Nachbarn und ihr steht ein leerer Stuhl.

Fleur holt zunächst einmal eine Zigarette heraus, bekommt von dem weißblonden, fürchterlich angestrichenen Mädchen, das hinter dem Bartisch steht, ein Streichholz, brennt die Zigarette an und sieht, ohne etwas zu lesen, in die ihr hingereichte Barkarte. Das dauert wohltätige Minuten. Dann bestellt sie

leise einen Kognaksoda. Henry sagt immer, das sei das billigste.

Jetzt sieht sie sich im Lokal um, um zu zeigen, daß sie noch nie hier war und nicht *"so ein Mädchen"* ist. Mildes rotes Licht und recht gute Zeichnungen an den Wänden. Freilich – sie kennt das Lokal doch. Langsam tastet sich ihr Blick zu ihrem Nachbarn, der sich laut mit dem Barmädchen unterhält. Von den beiden Klavieren im Nebenzimmer kommt die Musik zu Fleur herüber.

Der Junge lächelt gerade und zeigt seine Zähne. Fleur nippt an ihrem Glas, in dem die Eisstücke schwimmen, bittet um einen Strohhalm und sieht wieder hinüber. Sie hört zu.

"Ja," sagt er, "heute erst zurückgekommen. Ich hatte ein kleines Häuschen am Strand, daher bin ich auch so braun. Reizend, immer Betrieb und viel Geselligkeit. Jeden Sonnabend eine Menge Wagen vor der Tür."

Hm, denkt Fleur, dreht sich zu den Klavieren und überlegt dabei: schickt es sich eigentlich, so zuzuhören? Sie nimmt einen Schluck aus ihrem Glas.

"Ja, ich wohne jetzt sehr nett," sagt ihr Nachbar, "über dem Café, zwei Zimmer mit Bad und Küche, nur hundertfünfzig Mark. Ist doch billig?"

Fleur sieht nachdenklich zu, wie die Eisstücke in ihrem Glas schmelzen. Hundertfünfzig Mark? Damit kommt sie drei Monate lang aus.

Der Junge lacht über irgend etwas, er trinkt sehr viel. Eine Hand hat er in der Tasche, die Zigarette hält er unnachahmlich im Mundwinkel. "Meine Aufnahmen", hört Fleur als Satzende, "fangen in der nächsten Woche an."

Also Film: das könnte sein. Sicher ist, daß sie dieses Gesicht noch nie in einem Film gesehen hat; es wäre ihr sofort aufgefallen.

Schweigen jetzt drüben in der Ecke. Neue Gäste bestellen bei dem angestrichenen Mädchen, das hantierend hinter der Bar hin und her geht, ihre Drinks. Die beiden Klaviere hämmern den Takt der Tanzrhythmen. Fleur rührt in ihrem Glas, dessen Außenseite beschlagen ist, und sieht teilnahmslos zu, wie sich die Eiswürfel zu Tode quälen.

Und sie fühlt den Blick, der aus der Ecke zu ihr herüberkommt. Wie hätte es dort auch unbemerkt bleiben können, daß Fleur mit ihren großen Augen immer wieder hinübersah? Man sitzt da, die Hände über dem Knie verschlungen, die Zigarette in einem Mundwinkel, geschickt auf dem hohen Barstuhl wippend, und besieht sich ungeniert die Nachbarin, die in dieser Umgebung etws ungewöhnlich ist.

Nicht *"so ein Mädchen"*, das sieht man sofort. Nicht besonders hübsch und gar nicht der mondäne Typ, den man hier gewöhnt ist. Was ist aber mit diesen

Augen?

Man nimmt die Zigarette aus dem Mund, um besser sehen zu können. Und aus dem verfliegenden Rauch zeichnet sich das Gesicht dieses Mädchens im halben Profil ab. Welche Augen: Mädchen aus gutem Hause, nicht ganz unerfahren, sehr allein. Man kennt sich aus mit Menschen, wenn man ein Berliner Junge ist und so weltgewandt auf seinem Barstuhl sitzt. Ja, ja, jedenfalls kein Grund, sich mit diesem Mädchen zu beschäftigen, das – na, sagen wir – anders ist als alle, die man kennt. Schluß, nach Hause gehen.

In diesem Augenblick sieht Fleur hinüber und ganz gerade und offen in diese blauen Augen. Der Welt menschlicher Wärme und möglicher Bindung in ihrem Blick hat sich noch kaum jemand entzogen. Die vier Augen verfangen sich ineinander. Der Junge nimmt langsam die Zigarette aus dem Mund, streicht die Asche ab und sagt leise, aber ganz deutlich: "Warum so traurig?"

Fleur erschrickt. Gilt das ihr? Sie hat sich überhaupt nicht gedacht, wie dieser Abend enden soll. Und nun? Sie faßt sich schnell und antwortet tapfer lächelnd, den Kopf etwas geneigt: "Ich? Gar nicht traurig, nur etwas nachdenklich!"

Fleur fühlt sich unbehaglich. Angesprochen hat sie noch nie jemanden. Sie nimmt mit langsamen Bewegungen aus ihrem Jackett ein Zigarettenetui, klopft ihre Zigarette sorgfältig auf. Tief und sachverständig atmet sie den Rauch ein, als man ihr aus der Ecke, sich herüberneigend, das Streichholz reicht. Die blonden Haare sind ihr nun ganz nahe. Fleurs Augen sind halb geschlossen, als sie das Feuer nimmt. Man sieht die langen Wimpern, und mit Dank öffnen sich diese Augen ganz.

Stille. Die Zigarette wird aus dem Mundwinkel genommen: "Kann ich Ihnen beim Nachdenken helfen?" Man macht eine leichte Geste auf den freien Barstuhl, der zwischen ihnen steht, und – es geschieht: Fleur zieht mit einem Ruck um. Man sieht sich an, jeder prüft das Gesicht des anderen. Ein halbes Lächeln kommt bei beiden auf, man streift die Asche ab.

Und Fleur startet. Wie sagte doch Henry immer: "Alte Menschenfischerin." Er hat schon recht gehabt. Fleur hat eine Art mit Menschen umzugehen, daß dumme oder gar banale Unterhaltungen mit ihr unmöglich sind. Tochter aus gutem Hause? Gewiß, seit frühester Jugend an den Umgang mit den verschiedensten Menschen gewöhnt und von jener Gewandtheit, die man aus der Kinderstube hat oder eben nicht hat.

Sie sagt: "Ich weiß, Häuschen am Strand, mit Schwimmen und Besuch, heute

zurückgekommen, eigene Wohnung, die ich gar nicht billig finde, und jetzt ein kleiner Schwips. Ja – und sonst? Wenn man Sie so sieht, müßte man meinen, es ginge Ihnen gut."

Ihr Nachbar lächelt, sieht ernster werdend Fleur an und sagt: "Ja, man müßte." Und dann die plötzlich an Fleur gerichtete Frage: "Und Sie sind aus Hamburg?"

Es ist Fleur nicht anzusehen, wie sehr sie sich erschreckt hat. Ein Spitzel der **Gestapo**? Und als sie fragt:"Warum?" erhält sie die Antwort: "Ich dachte nur." "Nein", sagt sie, "aus Breslau, aber ich kenne Hamburg sehr gut." Und es ergibt sich, daß die Eltern des Jungen in Hamburg wohnen, der Vater ist hoher Offizier, und die Eltern sollen demnächst besucht werden.

Fleur wird wieder leichtsinnig: "Ich fahre auch bald nach Hamburg, um Freunde zu besuchen, da kann ich Sie in meinem Wagen mitnehmen."

Es ist wirklich kein Raffinement, und Fleur weiß gar nicht, was diese Antwort in dieser Umgebung bedeutet: daß man sich zum mindesten wiedersehen wird: Wie sollte ihr Nachbar das auch anders verstehen, man kann ihm keinen Vorwurf machen. Er sieht Fleur in die Augen und sagt nur lächelnd: "Einverstanden!"

Fleur lacht ihr gutes Lachen: "Na, na", sagt sie.

Ja, wie soll dieser Abend nun eigentlich enden? Ihr Nachbar hat viel getrunken, auch Fleur hat Kaffeedurst, aber leider sehr wenig Geld in der Tasche. Sie merkt jetzt selbst den Alkohol und – was denn, sie hat jetzt einen Begleiter und kann überall hingehen. Und als man ihr vorschlägt, in die wenige Straßen weiter liegende Bar '*Chez Louis*' zu gehen, ist sie sehr vergnügt über diese Lösung.

Man bricht auf. Fleur bezahlt. Um ihren Nachbarn erhebt sich ein Getuschel, das aber schnell damit endet, daß er stehend, die Zigarette unnachahmlich im Mundwinkel, etwas auf seine Rechnung schreibt.

Draußen vor dem Lokal zieht man die warme Nachtluft in die verrauchten Lungen. Der Ventilator surrt noch immer, nur das grüne Licht über dem Lokal ist erloschen. Es ist zwei Uhr.

Jetzt hat Fleur zwar jemanden, mit dem sie ausgehen kann, aber kein Geld bei sich. Und sie ist doch nicht "*so ein Mädchen*". Das Resultat dieser Überlegung ist, daß sie vereinbart, gleich in die Bar nachzukommen.

Fleur läuft über die Straße, die Treppen zur Pension hinauf, diesmal nicht im Dunkeln. Sie schließt in aller Eile die Wohnungstür auf, die sie offen läßt, stürzt in ihr Zimmer, an ihren Koffer, steckt einen großen Geldschein ein, kämmt sich in größer Hast das Haar, pudert sich, nimmt Parfüm, trinkt einen Kognak, dreht sich selbst im Spiegel um, sagt dabei: "Fleur, Fleur" und stürzt schon wieder auf die Straße. Ob der Junge wirklich auf sie wartet? In Berlin kann man das nicht

wissen. Doch, man wartet auf sie an der Bar, die Zigarette in Mund und sich durch die Haare fahrend. Das kleine Lokal ist um diese Zeit überfüllt, und im Schimmer der Kerzenbeleuchtung wird getanzt, getrunken und gelacht.

Was ist das eigentlich für ein Mädchen? fragt man sich. Komisch, von diesen Augen geht ein solches Vertrauen aus! Mit der, siehst du, mit der könnte man seine schrecklichen Sorgen besprechen. Aber – wenn sie alles wüßte – würde sie aufstehen und mich sitzenlassen. Sicher, vielleicht... ich weiß nicht. Bin ich verliebt? Nein, ganz und gar nicht. Es ist nur dies: ich glaube, ich habe einen Menschen gefunden, einfach gefunden. Ist das möglich? Da ist sie. Keine 'große Frau', wie man sie hier, wo er Stammgast ist, von ihm erwartet. Und vielleicht ist das Ganze Unsinn...

Als man aufsteht, um Fleur Platz zu machen, merkt man doch, daß man zuviel getrunken hat. Man raucht, Fleur bestellt den verabredeten Kaffee, ihr Nachbar die berühmte Suppe, weil ihm scheußlich schlecht ist. Wenige Worte hin und her, und Fleur sitzt dann allein da, als man behauptet, Bekannte begrüßen zu müssen.

Ja, da ist sie also im '*Chez Louis*', dem Höhepunkt aller Berliner Träume. Die Kerzen sind hier neu. Dann war früher hier nur ein Klavierspieler statt der großen Kapelle. Der frühere Besitzer des Lokals war Jude, den man zwang, diese Goldgrube, seine eigene mühselige Gründung, in einer Stunde für nichts abzugeben. Jetzt sind seine früheren Kellner die Besitzer. Fleur erinnert sich noch sehr gut ihrer tiefen Verbeugungen, wenn man ihnen ein Trinkgeld gab. Jetzt stehen sie an der Bar und geben sich Mühe, die erfahrenen Männer von Welt zu spielen. Ja, damals war sie mit Henry oft hier. Wie haben sich ihre Lebensumstände inzwischen geändert. Ach, Henry...

Nun sitzt aber nicht Henry, sondern dieser Junge neben ihr. Sehr bleich, sicher ist ihm nicht gut, - die Haare frisch gekämmt. Die blauen Augen sind klar und jung wie je. Und schweigend sieht Fleur zu, wie er heißhungrig die Suppe löffelt. "Joi, war das gut", sagt er und dreht sich ganz zu Fleur hinüber, als die neue Zigarette brennt.

Sie sitzen ganz dicht nebeneinander. Der Raum ist gedrängt und an der Bar kein Stuhl frei. Sie sitzen in der Ecke und müssen ganz leise sprechen, damit Fleurs Nachbarn nicht jedes Wort verstehen. Sie sehen sich an.

"Mir war sehr scheußlich", kommt es zu Fleur hinüber. Fleur ist eine Arztochter, wie sie sein soll. Sie sagt: "Ich weiß, aber jetzt ist hoffentlich alles gut", und sie

setzt vorsichtig hinzu: "was man so gut nennt."

"Ja," sagt er, "nun trösten Sie mich, und wir wissen gar nichts voneinander!"

"Doch," sagt Fleur, "ich sehe Sie ja, und das ist im Augenblick genug."

Schweigen.

"Wissen Sie, daß mir auch sonst im Augenblick sehr schlecht ist?" flüstert der Junge.

Fleur bewegt fragend den Kopf. Drüben verziehen sich die Mundwinkel resigniert, die Augen sehen sie voll an.

"Wissen Sie was, Mädchen, jetzt werden Sie gleich aufstehen und fortgehen wollen. Wenn Sie wüßten, wer und was ich bin, würden Sie nämlich gar nicht mit mir zusammensitzen."

Fleur sieht zu ihm hinüber; sie ist nun ganz wach und merkt den Alkohol gar nicht mehr. "Mit mir können Sie alles besprechen."

Schweigen wiederum.

Die Musik spielt, aber sie paßt gar nicht zu ihrer Unterhaltung. Wer wollte raten, über welche ernsten Dinge diese beiden eleganten jungen Menschen hier sprechen?

"Ich muß mich mit Ihnen aussprechen. Ich habe, warum weiß ich nicht, einfach Vertrauen zu Ihnen. Ich bin nämlich, bitte, erschrecken Sie nicht – **Nichtarier**.

Mein Vater war **Jude**. Alles, was Sie vorhin gehört haben, war nur teilweise richtig. Ich war Kameramann beim Film, hatte gerade ausgelernt und kann als **Nichtarier** nun nicht mehr arbeiten. Ich bin seit über einem Jahr ohne Verdienst."

Seine Augen senken sich: "Ich habe zwar an der See gewohnt, aber bei Freunden, und meine elegante Wohnung über dem Café gehört mir auch nicht. - Ich wohne mit einem Freund zusammen, der mich aus Mitleid aufgenommen hat. Der jetzige Mann meiner Mutter ist Offizier in Hamburg, darf mir aber nichts geben, sonst verliert er seine Stellung. Und jetzt fängt ein neuer Winter an, und ich habe keine Aussichten, etwas zu werden. So ist das. Und jetzt dürfen Sie aufstehen und mich sitzenlassen."

Die Kerzen vor ihnen knistern. Stimmengewirr dringt zu ihnen herüber und lautes Lachen; die Musik setzt gerade ein. Der Mixer vor ihnen schüttelt einen neuen Drink, und es ist eigentlich alles wie vorher. Fleur umfaßt dieses Bild vor sich: der Junge – sein Gesicht ist halb gesenkt, seine Augen sehen starr auf einen Punkt der Glasplatte des Bartisches, seine Hand zittert, als er die Zigarette zum Mund führt.

Es ist ihr eigenes Schicksal, das vor ihr sitzt, vernichtet, ausgestoßen wie sie. Wie gut versteht sie, wie ihm zumute ist! Mehr als sie kann es niemand wissen. Wenn

sie ihm nur helfen könnte...

Fleur spricht mit ihrer tiefen Stimme leise zu dem gesenkten Kopf vor ihr: "Mein Junge, reden Sie sich ernstlich ein, ich werde jetzt aufstehen und fortgehen? Ach, ich weiß, wie gut es ist, sich einmal richtig auszusprechen. Und Sie haben Glück gehabt, daß Sie an mich geraten sind."

Stille einen Augenblick.

"Sehen Sie einmal," sagt sie dann, "ich bin weit herumgekommen, ich habe für alle diese neuen Dinge kein richtiges Verständnis. Und es ist schwer zu sagen, wie bitter ich empfinde, daß man Ihnen Unrecht tut. Ich habe viele Freunde, denen es genau so geht wie Ihnen, und ich habe immer versucht zu helfen. Ich hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß ich Ihnen auch werde helfen können. Bitte, nicht traurig sein jetzt. Kommen Sie, wir wollen einmal nachdenken."

Sie sehen sich an.

"Ich habe Freunde beim Film. Sie kennen den Namen – Norden, der bekannte Filmregisseur. Ich werde mit ihm sprechen, vielleicht kann er Ihnen helfen. Ich kann Ihnen natürlich keine Versprechungen machen, aber tun werde ich alles, was in meiner Macht steht."

Leise und zögernd kommt es herüber: "Es wäre wunderbar."

Dann sieht er sie an und lächelt traurig: "Ist es nun sehr schlimm?"

"Dummer", sagt Fleur leise.

Langsam finden sie sich ins Lokal zurück, mit halbem Ohr hört man zur Musik hin.

"So," sagt ihr Nachbar, "sagen Sie einmal, Mädchen, und was sind Sie eigentlich?"

Fleur zuckt nicht mit der Wimper: "Ich bin Ärztin, ich komme gerade aus London, wo ich gearbeitet habe, und will nun einmal sehen, was ich unternehmen kann."

Langes Schweigen... die Musik spielt.

"Kleiner Blaustrumpf," sagt der Junge, "aber wirklich, das merkt man Ihnen gar nicht an, und – ach, tut das gut, sich einmal ausgesprochen zu haben. Und jetzt wollen wir gehen."

Fleur steckt ihm, als die Rechnung vor Ihnen liegt, schweigend ihr Portemonnaie zu. Als auch das erledigt ist, stehen sie wieder auf der Straße.

Es ist nun früher Morgen. Der Himmel ist schon hell, aber die Gaslaternen brennen noch. Fleur geht mit offenem Mantel, die Mütze in der Hand, auch ihr Begleiter ist ohne Hut. Er faßt sie leicht unter und sagt dabei: "Darf ich doch?"

Fleur lächelt: "Klar", sagt sie. So gehen sie die Straße hinunter. Und als er sagt: "Nun wollen wir noch einen Kaffee bei mir trinken", da sieht Fleur ihn von der Seite an: "Sie sind sehr nett, Boylein, aber danke, nein."

Wenige Schritte, der Junge läßt Fleur los, bleibt stehen. Sie stehen gerade vor einer Gaslaterne. Er sieht Fleur an, und sie kann in dem Licht seine klaren Augen sehen. Das Licht der Laterne, die leise singt, spiegelt sich in seinen Haaren.

"Ich heiße René", sagt er. "René Mellon." Er fat in seine Brusttasche: "Hier ist mein Ausweis."

Er schlägt das Buch auf und gibt es Fleur. Sie nimmt es und – der juristische Instinkt erwacht in ihr: sie sieht wirklich hinein. Ja, das ist sein Bild, es muß ein oder zwei Jahre alt sein. Stimmt: René Mellon, dann und dann geboren - sie merkt sich sein Geburtsdatum. Sie schlägt das Buch zu und gibt es ihm zurück.

Als sie aufblickt, sieht sie ein amüsiertes Lächeln über ihre Gründlichkeit. "Danke, René", sagt sie.

Sie gehen weiter. René hat sie wieder untergefaßt, er drückt leise ihren Arm. "So, mein Mädchen, und wie heißen Sie?"

"Ich heiße Fleur."

Sie gehen durch die menschenleeren Straßen, ihr Doppelschritt hallt wider. Die Bäume über ihnen rauschen im Wind des Herbstmorgens.

"Und was ist mit unserm Kaffee, Fleur?"

Sie schüttelt den Kopf: "Nein, wirklich, René, es ist viel zu spät, ein andermal."

Sie stehen nun vor seiner Haustür. René hat den Schlüssel in der Hand. Er steht über ihr auf der Stufe zum Haus, und Fleur sieht ihn in dem Türrahmen wie ein Bild.

"Na, Fleur, dann muß ich Sie doch nach Hause bringen."

"Kommt nicht in Frage," sagt Fleur, "ich nehme mir ein Taxi."

Er gibt ihr die Hand. So stehen sie einige Augenblicke.

"Ich sehe Sie doch wieder, Fleur?"

"Ja, natürlich, René, ich bin doch bei Ihnen zum Kaffee eingeladen. Und vielen Dank für den schönen Abend, René. Nicht traurig sein, wir werden es schon schaffen."

René macht übermütig eine sehr tiefe Verbeugung. "Ich bedanke mich vielmals," sagt er, "und gute Nacht."

Die Haustür fällt zu, René macht innen Licht, winkt, und Fleur sieht ihn den Gang hinunterlaufen.

Sie steht allein auf der menschenleeren Straße und geht zurück. Jetzt bleibt sie stehen, schöpft tief Luft, streift ihre Handschuhe über.

"Aus", sagt sie laut, winkt einem Taxi und fährt fort.

Ein sonniger Herbstmorgen in Berlin hat fast die Fröhlichkeit eines Frühlingstags. Nur der Wind weht schärfer, er fegt die braunen Blätter zusammen, die sich im Kreis miteinander drehen. Die klare Helle durchdringt die leichten Nebelschwaden. Im Tiergarten riecht es feucht und gut, nach Pilzen und frischer Erde. Der Wind schüttelt die Bäume auf dem Kurfürstendamm, und die Klarheit des neuen Tages teilt sich auch dieser Nachtstraße mit.

In den Vorgärten der Cafés sitzen wenige Durchreisende in der Morgensonne. Die Tische sind zum Teil noch ungedeckt und zusammengestellt. Es wird sauber gemacht, und dieser Drang nach Sauberkeit liegt über dem ganzen Stadtviertel. Die Nachtlokale liegen mit heruntergelassenen Jalousien verlassen und ausgestorben da. Die Männer der Straßenreinigung fegen die Zigarettenreste von den Eingängen fort. Alles, was im Dunkel der Nacht geschah, sieht im Licht dieses Herbstmorgens ganz anders aus: die Straßen, die Dinge, die Menschen. Die Herbstsonne lugt um die Gedächtniskirche, deren Türme hoch in die Luft ragen, lugt in alle Ecken, in schmutzige und saubere Fenster der ringsum liegenden Häuser, der Büros, der Wohnungen.

Und in diesem hellen Licht kann René nicht ordentlich schlafen. In der eben bezogenen Wohnung fehlen noch die Vorhänge an den Fenstern, und die Sonne scheint voll ins Zimmer. René wälzt sich auf seiner Couch im Halbschlaf hin und her, sie ist unbezogen, und er liegt ohne Decke zusammengerollt da. Ihm ist kalt. Sein heller durcheinander geratener Haarschopf leuchtet in der Sonne. Er steckt die Nase in die dunkle Ecke zur Wand hin.

Diesem Licht ist aber nicht zu entgehen. René wacht nun völlig auf, streckt die Arme weit über den Kopf, dehnt sich, schüttelt sich vor Frost und blinzelt zum Fenster hinüber. Er knurrt vor sich hin und sagt: "Gräßlich."

Ein Blick auf die Uhr: zehn Uhr. sehr früh noch. Wieder ein Versuch zu schlafen. Es ist unmöglich bei dieser Kälte und dem Licht, das dem Kopf weh tut. René hat einen faden Geschmack auf der Zunge, es schmeckt nach Alkohol und vielen Zigaretten. Er springt mit einem Ruck auf, sitzt nun auf der Couch. Die Jacke seines Schlafanzuges ist offen, er hat die Ellenbogen auf die Knie gestützt und reibt sich die Augen. Jetzt fährt er sich mehrmals durch die Haare, reckt sich wieder, sieht zum Fenster, gähnt laut und sagt; "Joi, bin ich hungrig."

Ein Sprung der nackten Füße zur Badezimmertür, und vor dem großen Spiegel über dem Waschtisch stehen sich nur zwei Renés gegenüber, die beide gähnen und ihre Zähne zeigen. Beide fahren sich durch die Haare und rümpfen die Nase, als sie sich ansehen. Sie suchen nach der Zahnbürste, füllen das Glas mit

Wasser und putzen sich schäumend und mit großem Eifer die Zähne. Und dann ist das einzige Geräusch in der Wohnung ein sehr heftiges und energisches Gurgeln. Etwas Parfüm jetzt in die Haare, über das Gesicht, und die erste Morgentoilette ist fertig.

Ja, nun müßte eigentlich das Frühstück kommen. René geht wieder durch das Zimmer, zum Korridor, mit seinen nackten Füßen über den kalten Steinfußboden der Küche, wo in wildem Durcheinander alles halb ausgepackt dasteht. Er bleibt nachdenklich vor der Wasserleitung stehen, die leise tropft.

Er kann, so sehr er sich auch umsieht und nachdenkt, nichts Eßbares entdecken. Es kann gar nicht da sein, man ist hier doch erst gestern eingezogen. Halt – das wäre möglich. Irgendwo muß die Teekanne eingepackt sein, vielleicht hat er vergessen, den alten Tee in der Eile des Einpackens herauszunehmen. Ein eiliges Suchen, die Papierstücke fliegen nur so herum, und schließlich findet er wirklich die Teekanne, und – wahrhaftig, ein zusammengetrockneter Teerest ist darin. "Siehste", sagt er laut, setzt das Wasser auf, läuft nach dem Feuerzeug in seinem Zimmer – und das Gas brennt.

Es wird dann noch so etwas wie ein richtiger Morgentee daraus. Dazu gibt es nichts, oder doch: eine Zigarette. René kauert auf seiner Couch, ihm wird wärmer und – komisch, die Zigarette schmeckt schon wieder. Er sieht in die Sonne, freut sich über das schöne Wetter, über seinen Tee und seine Zigarette.

Es sind noch vier da, die müssen verteilt werden. René sieht anerkennend zu der Zigarettenschachtel hinüber, die noch so viel Möglichkeiten bietet. Er trinkt vor Behagen stöhnend und sieht sich liebevoll die Schachtel an, die auf dem Stuhl dicht vor ihm liegt.

Plötzlich hält er im Trinken inne, den Schluck hat er noch im Mund, und starrt wieder die Zigarettenschachtel an: das ist doch eine ganz andere Marke, als er sie sonst raucht? Statt der grünen Packung seiner englischen Zigaretten eine rote. Woher denn? René überlegt sich zum erstenmal: wie war denn das gestern? Ja, einen Schwips gehabt, und dann war doch...

René trinkt mit einem Ruck die Tasse leer, legt sich auf den Rücken, eine Hand unter dem Kopf, die andere mit der Zigarette am Mund. Wie war das doch? René hat den Blick an der Decke und denkt nach. Er streut die Asche auf den Teppich und raucht, die Augen halb zugekniffen. Ja, also dieses Mädchen. Ein merkwürdiger Abend. Der Mund ist ihm durchgegangen, das ist unwahrscheinlich genug bei solch hellem Tageslicht. Ja, dieses Mädchen weiß also nun Bescheid; er spricht sonst nie darüber. War das eigentlich nötig? Merkwürdig, ein wildfremder Mensch. Aber er muß doch einen Grund gehabt

haben, warum er gerade mit ihr darüber sprach. Da sind wieder diese Augen vor ihm. Wie hieß sie doch? So ein komischer Name: wie war doch nur der Name? Richtig: Fleur.

Und wie war das? Sie wollte sich für ihn verwenden. Nur keine Hoffnungen; Bargeschwätz.

Er geht zum Grammophon, dreht den Hebel, legt eine Platte auf und tanzt die ersten Schritte vor sich hin. Er wird nachdenklich. Ja, dieses Mädchen Fleur. Ein gutes Mädchen. René malt mit seinem rechten großen Zeh nachdenklich die Blumen auf dem Teppichmuster nach. Ein gutes Mädchen; eigentlich sehr hübsch. Älter als man selbst, aber das ist gleich. Was sagte sie? Ärztin? Hm. Die Platte wird umgedreht.

Mit lautem Krach fällt René auf die Couch zurück und starrt wieder zur Decke. Ärztin? Warte mal. Nun ja: man kann mit dreiundzwanzig Jahren fertig sein. Ja... Aber etwas stimmt da doch nicht. Ich muß einmal genau nachdenken. Ärztin? Man hat schließlich seine Erfahrungen. Eine Ärztin gießt den Kaffee viel geschickter, nein, anders ein. Sie ist mehr daran gewöhnt, Flüssigkeiten zu mischen. Und er mußte ihr beim Eingießen aus der kleinen Kanne in die Mokkatasse helfen. Weiter: eine Ärztin steckt sich auch ein Streichholz anders ein, aber das ist vielleicht Unsinn. Und dann? Vor René taucht das Bild unter der Laterne auf: Fleur mit seinem Ausweis in der Hand.

René springt auf und geht im Eifer des Nachdenkens auf dem Teppich hastig hin und her. Ausgeschlossen: keine Ärztin. Nie hätte sich eine Ärztin mit solcher Sachlichkeit und – wie soll man das nennen – Übung, seinen Ausweis angesehen. Da ist die schwache Stelle: keine Ärztin, sicher nicht.

Die Platte ist längst abgelaufen, das Grammophon dreht sich im kratzenden Leerlauf. René geht mechanisch hin und stellt es ab. Was kann sie sonst sein? Vielleicht Philologin, Juristin. Studium möchte ich glauben. Jedenfalls keine kleine Stenotypistin oder Nichtstuerin. Juristin wäre am wahrscheinlichsten: die genaue Durchsicht der Rechnungen in den Lokalen, das Mißtrauen bei der Prüfung seines Ausweises und – die bestimmt falsche Angabe, Ärztin zu sein. Nur Juristen sind so vorsichtig, und das ist schließlich ihr Beruf.

Warum aber diese Tarnung? Nun – René dreht eine neue Platte an – Furcht vor Spitzeln, was weiß ich. Ja, richtig, ihren vollen Namen hat sie mir nicht genannt, ich weiß auch gar nicht, wo sie wohnt. Aber ich könnte sie ja einfach prüfen, indem ich sie um ein Rezept bitte. Ob sie sich meldet? Wahrscheinlich; sie ist zu ernst und durch mein Geständnis etwas verpflichtet. Man muß abwarten. Wenn sie sich nicht meldet, dann ist es auch gut.

René pfeift zur Musik: was könnte man jetzt machen? Man hat Hunger. Geld? Er kramt in allen Taschen seines Anzuges, der auf einem Sessel liegt. Eins, zwei – es kommen zwei Mark fünfzig zutage. Kann man damit essen gehen? Nein: Zigaretten, nochmals Zigaretten und, wenn dringend nötig, dann abends ein Paar Würstchen.

René sieht nachdenklich das Telefon an. Er ruft auf dem Rücken liegend ein paar Bekannte an; die Telefonnummer weiß er auswendig. Man ist nicht zu Hause oder verabredet. Er hat heute Pech.

Als alles nichts wird, holt sich René eine Decke auf die Couch, blinzelt, macht die Augen zu und schläft gleich ein. Die Sonne ist fort, man hat nichts zu versäumen und verschläft so wenigstens die Mahlzeiten.



Das Fenster in Fleurs Zimmer ist noch tief verhängt. Wenn sie trotzdem gegen ihre Gewohnheit so früh aufwacht, so liegt das an dem ständigen Hin und Her in der Pension. Das Telefon auf dem Korridor dicht vor ihrer Tür gibt keine Ruhe.

Bim dritten Telefongespräch wacht Fleur endgültig auf. Der Kopf tut ihr weh von den vielen Zigaretten und – sie ist gar nicht mit sich zufrieden. Sofort, als sie völlig wach wird, denkt sie: René. Fleur hat immer morgens ihre nachdenkliche Stunde.

Also – das geht nicht, sagt sie sich. Erstens: man geht nicht allein in solche Lokale, und zweitens macht man schon gar keine Bekanntschaften dort. Ich weiß

- und nur so war das gestern möglich - , du bist sehr allein gewesen in den letzten Jahren und möchtest gern etwas mit jungen Menschen zusammensein, aber so nicht. Absolut ausgeschlossen. Und überhaupt will man lustig mit Menschen zusammensein und nicht in die gleichen Probleme hineingeraten, von denen man schon zu Hause nicht loskommt.

Gut, ein sehr netter Junge, zugegeben, aber viel jünger als du, und das Ganze ist überhaupt unmöglich. Die ganze Schwindelei: er wußte sofort, daß ich aus Hamburg bin. Ich spreche gar keinen Dialekt. Wahrscheinlich ein Spitzel. Das fehlte auch noch, dich, Henry und die Eltern unglücklich zu machen. Freue dich, daß du so davongekommen bist. Und teuer war der Abend auch, viel zu teuer. Einfach verrückt.

Fleur geht zu ihrem Koffer, holt das Bild von Henry heraus und sagt: "Guten Morgen, lieber Henry." Der sieht ernst drein und sagt natürlich nichts. Fleur findet, daß er irgendwie älter aussieht, geht duschen und ist mit ihrem Entschluß glücklich, das Thema René endgültig begraben zu haben.

So finden denn Eva und Fred eine gutgelaunte Fleur am Frühstückstisch vor. Beide sind noch erfüllt vom gestrigen Abend im Varieté. Richtig, das Varieté, denkt Fleur, das war ja auch erst gestern. Merkwürdig.

Eva und Fred sitzen in aller Behaglichkeit da, wie seit langem nicht mehr: man hat mindestens eine Woche geruhsamen Genießens vor sich. Fred raucht seine Morgenzigarre und freut sich über den ungewöhnlichen Appetit von Fleur. Er und Eva sind entschlossen, diese lange Woche wahrzunehmen, keine Zeitungen zu lesen - es ist ja doch alles nur Propaganda- und so zu tun, als hätte man keine Sorgen und lebte unabhängig wie früher. Beide merken jetzt, wie nötig ihnen diese Entspannung war.

Fleur hat gegenüber dieser Beschaulichkeit wegen des gestrigen Abends so etwas wie ein schlechtes Gewissen. sie hat darüber kein Wort erzählt; wie sollte sie das auch erklären. Das ist es aber nicht. Sie hat sich von jeher ihren Privatlebenskreis vorbehalten, und die Eltern sind auch keineswegs daran interessiert, alles von ihr zu wissen. Bei dieser stillen, geruhsamen Fröhlichkeit von Fred und Eva kommt ihr aber zum Bewußtsein, in welche Gefahr sie sich gestern begeben hat. Und wenn dieser René wirklich ein Spitzel war, wie schnell kann dann die Behaglichkeit der Berliner Reise vorbei sein.

Wie war das? Hat sie eigentlich etwas gegen die Regierung gesagt? Nein, über politische Dinge haben sie nicht gesprochen. Oder doch: sie erinnert sich nicht mehr genau, was sie über die Judenfrage geäußert hat. Es war sicher nichts Schlimmes, sie ist schon ohnehin immer vorsichtig genug. Sie hat aber wohl

eindeutig zum Ausdruck gebracht, daß sie für die Behandlung der Juden in Deutschland kein Verständnis hat. Und das würde genügen, um die schrecklichsten Dinge herbeizuführen. Man kann sie verhaften, Fred die Ausübung der Praxis verbieten, von Henry gar nicht zu reden.

Wenn man Fleur sieht, würde man nicht auf den Gedanken kommen, welche Sorgen sie jetzt eben hat. Sie ist von jeher, auch beruflich, daran gewöhnt, sich nichts anmerken zu lassen. Und weder Fred noch Eva könne wissen, daß sie Zeit gewinnen will, um nachzudenken, als sie vorschlägt, den geplanten Ausgang um eine kleine Weile zu verschieben. Sie werde sich melden.

Im Vorübergehen nimmt Fleur das Telefonbuch in ihr Zimmer mit. Sie raucht, was sie sonst nie tut, eine Zigarette nach der andern und sieht zunächst einmal im Telefonbuch den Namen Mellon nach. Mellon, Mellon, ja, den Namen gibt es. René Mellon natürlich nicht. Aber sonst: ein Geschäft, ein Arzt.

Fleur sitzt in ihrem Sessel und ist gar nicht lustig. Sie macht, ganz klar denkend, aus der Angelegenheit einen juristischen Tatbestand. Also wollen wir doch einmal sehen: daß der Junge den Auftrag hat, mich zu bespitzeln, ist ausgeschlossen. Ich bin durch reinen Zufall in das Lokal gegangen. Gut. Es gibt aber Spitzel, die allgemeine Aufträge haben. Wie kam er auf Hamburg? Vielleicht habe ich doch etwas Hamburger Dialekt gesprochen? Die Tatsache, daß er **Nichtarier** ist, wird durch den Paß nicht bewiesen. Der kann absichtlich so ausgestellt worden sein, um **Nichtarier** zu unvorsichtigen Äußerungen zu verleiten. Das wäre möglich. Wenn ja, dann habe ich auch nichts gesagt. Ich weiß doch, wie man sich im Dritten Reich zu verhalten hat. Und weiter: er weiß weder meine Adresse noch meinen vollen Namen. Daß man sich in Berlin zufällig wiedertrifft, ist nicht sehr wahrscheinlich. Übrig bleibt nur, daß ich mich nicht als **Nichtarierin** zu erkennen gegeben habe. Dazu bestand aber keine gesetzliche Verpflichtung. Soweit ist alles einigermaßen in Ordnung, und die Sache ist damit endgültig abgeschlossen. Sie hat noch einmal Glück gehabt.

Fleur ist fertig. Sie ist froh, sich nun im klaren zu sein. Doch es kann nicht ausbleiben, daß sie sich vorsichtig umsieht, als sie mit Eva das Haus verläßt. Ob sie jetzt beobachtet wird? Sie ist heute besonders zärtlich zu den Eltern, als ob sie etwas gutzumachen hätte. Henry müßte man jetzt hier haben und mit ihm die Sache besprechen. Aber er ist unerreichbar, sie kann ihn weder anrufen noch an ihn schreiben. Nun fährt man schon einmal nach Berlin, und gleich ist es kompliziert. Aber sie allein hat Schuld.

Es läßt sich nicht vermeiden, am *'Café Imperial'* vorbeizugehen, über dem René wohnt. Sie sieht die Häuserfront hinauf: ein Riesenhaus mit vielen Fenstern; es

liegt kalt und unpersönlich da. Ja, wenn alles wahr ist, dann hat René jetzt Hunger. Aber wenn er sie nicht getroffen hätte, hätte er sich auch irgendwie einrichten müssen...

Kurz bevor man abends ins Theater geht, sitzt Fleur in ihrem Zimmer und denkt noch einmal alles durch. Sie kommt sich schlecht vor. Sie ist gut angezogen, satt, hat einen netten Abend vor sich. Eigentlich hat sie das alles nicht verdient. Warum hat sie gestern den Jungen so angelogen? Zum Teil, um sich zu tarnen, und das war nur richtig, vor allem Henrys wegen. Und warum hat sie ihm nicht gesagt, daß sie in der gleichen Lage ist? Sicher wohl, weil sie sich selbst aus diesen Problemen heraushalten wollte. Und wenn sie sich selbst gegenüber ehrlich sein will - : weil sie sich in der Beschützerrolle gegenüber diesem netten Jungen gefiel, eine Rolle, die man ihr gegenüber sonst immer annimmt. Ja, das sind wohl die Gründe: nicht sehr entschuldigbar, aber auch nicht allzu schlimm, findet Fleur. Und das mit der Ärztin? Ja, Juristinnen sind für Dritte zumeist sehr komisch.⁹ Sie ist Arztochter genug, um nötigenfalls auch die Arztrolle durchzuhalten.

Fertig angezogen, wie sie ist, sagt sie, als Eva durch die Tür ruft: "Ja, in fünf Minuten." Nach einer Weile geht Fleur über den Korridor zur Eingangstür und bleibt, den Türdrücker in der Hand, nachdenklich stehen. Hat sie eigentlich genug Zigaretten? Nein. Sie verläßt das Haus, überquert die Straße und kauft Zigaretten, englische in grüner Packung. Als sie den Weg zum Haus zurückgeht, bleibt sie vor der Telefonzelle stehen. Sie geht tief in Gedanken hinein, öffnet die Zigarettschachtel und steckt sich eine Zigarette an.

Mit dem süßlichen Duft der Zigarette wird Fleur leichtsinnig. Sie hebt den Hörer ab und wählt die Auskunft, und als die kühle und geschäftsmäßige Stimme der Beamtin ihr versichert hat, daß ein Anschluß für René Mellon nicht existiere, da verläßt sie befreit die Telefonzelle. Es ist jetzt sicher: sie wird René nicht wiedersehen.

Eine vergnügte Fleur stürmt die Treppe hinauf und holt die Eltern zum Theater ab. In dem Genuß dieses Abends ist die ganze Geschichte vergessen – sie muß es ja sein.

⁹ Frauen wurden in Deutschland erst 1922 zur Ausübung von Rechtsberufen zugelassen.



Was weiß man von Menschen? Zum drittenmal wacht Fleur mit Sorgen auf. Sie kommt nun einmal von dieser Geschichte mit René nicht los. Das hat mehrere Gründe.

Ist sie nicht verpflichtet, sich über den Jungen Gewißheit zu verschaffen? Nehmen wir einmal an, René ist ein Spitzel – dann ist man jetzt hinter ihr her. Und wenn man sie beobachtet, dann kommt ihre Verbindung mit Henry heraus. Kann sie es vor sich selbst verantworten, im Ungewissen zu bleiben? Sie wird sich immer Sorgen machen, wenn sie wieder in Hamburg ist. Mit jemandem die Sache besprechen? Unmöglich, den Eltern wäre die ganze Reise verdorben. Jemand anders hat sie nicht. Und andererseits: wenn René kein Spitzel ist, dann ist es doch eine Gemeinheit, sich nicht bei ihm zu melden. Was wird er denken: so wie alle anderen. Ja, da hilft nun alles nichts. Sie will nicht, aber sie muß.

Fleur steht heute sehr früh auf. Sie ist sich noch nicht recht im klaren, wie sie die Verbindung mit René aufnimmt, aber das wird sich schon irgendwie finden. Zunächst einmal geht sie gut frühstücken, das ist immer richtig. Die Eltern schlafen noch, die großen Geschäfte werden gerade erst geöffnet.

Es ist ein herrlicher Herbstmorgen, die Straßen sind noch leer, und Fleur überkommt, als sie bei ihrem Morgenkaffee sitzt, so etwas wie Ruhe. Sie hat nun ihren Entschluß gefaßt. Schlimm sind nur unbekannte Gefahren. Wenn sie heute abend schlafen geht, dann wird sie wissen, woran sie ist.

Fleur geht durch das große Warenhaus und macht ein paar Einkäufe. Plötzlich weiß sie, wie sie zu René kommt. Sie setzt sich in der Kundenabteilung an eine Schreibmaschine – er darf keine Handschriftprobe von ihr bekommen – , und nach mehrfachen mißglückten Versuchen kommt schließlich folgender Brief zustande:

*"Lieber René,
ich hoffe, daß Ihnen die Suppe neulich gut bekommen ist. Ich habe in Ihrer Filmsache mit Herrn Norden gesprochen. Wenn auch nichts dabei herausgekommen ist, so möchte ich Ihnen*

doch gern darüber berichten. Ich werde heute zwischen eins und halb zwei bei 'Quick' sein und hoffe, Sie dort zu sehen.

Herzlichen Gruß."

Natürlich keine Unterschrift. So, jetzt noch ein Kuvert. Fleur ist es warm geworden. Nun das zweite Problem: wie befördert man diesen Brief? Die Post scheidet aus, die **Gestapo** könnte ihn öffnen.

Aber Fleur ist Juristin und weiß, wie man Spuren verwischt. Sie geht also zunächst einmal spazieren, immer um Renés Häuserblock herum. Sie muß irgendeinen Boten auf der Straße abfangen, der ihr für ein Trinkgeld den Brief befördert. Sie bleibt an der nächsten Verkehrsampel stehen und wartet. Nach wenigen Minuten kommt ein halbwüchsiger Junge auf seinem Rad angeschlendert; die Verkehrsampel zeigt gerade rotes Licht. Zunächst versteht er nicht, was Fleur von ihm will, als sie ihn bittet, den Brief in das Haus dort drüben zu tragen. Als er aber das Geldstück sieht, fängt der Auftrag an, ihm zu gefallen. Er denkt: etwas verrückt, warum geht sie nicht selber die paar Schritte? Doch in diesem Stadtviertel mit den vielen Ausländern ist eben alles möglich. Fleur sieht ihm mißtrauisch nach, aber er geht wirklich in Renés Haus. Jetzt ist sie sicher, daß alles in Ordnung ist.

Als Fleur nach länger als einstündigem vergeblichen Warten das Restaurant 'Quick' verläßt, ohne daß René sich hat sehen lassen, verbietet sie sich selbst, darüber nachzudenken, was dieses Ausbleiben bedeutet. Sie fühlt sich matt und abgespant, es ist warm, die Sonne scheint, und der mittägliche Betrieb auf dem Kurfürstendamm ist verwirrend. Als sie erschöpft und müde endlich am Tisch der Eltern sitzt, die sie in einem Restaurant zum Essen erwartet haben, sind diese munter wie je, und Fleur muß sich doch sehr zusammenehmen, um sich dem anzupassen.

"Du solltest einmal nachmittags ausschlafen," sagt Fred, "die Gedächtniskirche läuft dir nicht fort."

Wie recht er hat. Fleur hat große Ringe unter den Augen, und vom vielen Rauchen zittern ihr die Hände. Überflüssig genug, daß Eva das merkt. Sie sagt zwar nichts, natürlich nicht, Fleur hat aber ihren Blick gesehen. Und die Unruhe in diesem Lokal – Fleur, die sonst nicht genug Betrieb haben kann, findet das im Augenblick schrecklich.

Man bespricht die Pläne zum morgigen Geburtstage. Heute abend will man mit dem alten Vetter von Eva in eine Weinstube gehen. Fred freut sich schon darauf:

wie lange hat er mit seiner Fleur und Eva nicht einen guten Wein getrunken. Und morgen mittag hat Fleur sie eingeladen. Nur gute Dinge hat man vor sich, und es wäre aller Anlaß gegeben, vergnügt zu sein. Von diesen Dingen hat man zu Hause immer gesprochen – und bitte, nun sind sie da.

"Schade, daß du so müde bist", sagt Fred. Aber das ist schon zuviel gesagt, und auf einen entsprechenden Blick von Eva meint er, sich lächelnd berichtend: "Ich habe doch gar nichts gesagt."

Sie lachen, und Fleur beschließt, sich heute wirklich einmal auszuruhen. Sie hat Kopfschmerzen und muß die ganze Geschichte vergessen, die so unübersichtlich ist und sie um den vollen Genuß dieser Tage bringt.

Sie trennt sich auf der Straße von Fred und Eva; sie wird noch etwas einkaufen und dann nach Hause kommen. Es ist herrliches Wetter. Fleur hat ihre Mütze abgenommen, um die Kopfschmerzen loszuwerden, und geht zum '*Café Imperial*' hinüber, um sich in den großen Geschäften die neuen Moden anzusehen. Nur jetzt nicht nachdenken.

Sie überquert die Straße und – René steht vor ihr. Strahlend, die linke Hand lässig in der Tasche, die rechte zu Fleur hingestreckt. Sie sagt kein Wort und sieht ihn mit großen Augen an. René steht noch immer mit der ausgestreckten Hand da, ohne Hut, im langen blauen Herbstmantel, ein sehr buntes Tuch hat er lässig um den Kragen gebunden, den Kopf geneigt, und seine lächelnden Züge haben einen etwas listigen Ausdruck. Er sieht Fleur gerade in die Augen, wie man es eigentlich nicht tut – und schon gar nicht auf der Straße.

"Fleur," sagt er und sieht auf seine ausgestreckte Hand, "guten Tag, Fleur, na, die Hand können Sie mir schon noch geben." Er macht eine Verbeugung wie ein Schuljunge und sagt noch einmal: "Guten Tag auch, Fleur."

"Einen schönen guten Tag auch," lacht Fleur, "ausgeschlafen?"

"Ja!" Und nun sprudelt es über sie hinweg, daß und warum René zu der Verabredung zu spät gekommen ist. Also wirklich, er war pünktlich um halb drei Uhr, zwei Stunden nach der verabredeten Zeit, bei '*Quick*', aber von Fleur war natürlich nichts mehr zu sehen. "Was habe ich mich geärgert!"

Was er erzählt, ist die Wahrheit, wenigstens im wesentlichen. "Als ich den Brief gelesen hatte, hab ich mich schrecklich beeilt, aber sehen Sie, Fleur, ich hatte gestern mein Hemd gewaschen und mußte es nur noch schnell bügeln, das dauerte so lange, und da war es eben schon halb drei Uhr."

René erzählt nicht, daß er sich erst nach langem Zögern entschloß, den Brief zu öffnen, weil er fürchtete, es würde irgend etwas Schreckliches darin stehen, eine

Vorladung oder so etwas. Die Adresse war doch mit Schreibmaschine geschrieben.

Nun, das ist jetzt alles vergessen, auch die Kopfschmerzen von Fleur, die sich nur ärgert, daß sie sich nicht etwas hat zurechtmachen können.

"Ja, René," fragt sie, "wohin gehen wir? Haben Sie etwas vor? Sonst könnte man irgendwo zusammen ein Gläschen trinken, etwas essen, was weiß ich."

"Gott," sagt René, "warum nicht, ich habe zwar schon gegessen, aber wir wollen mal sehen."

Sie gehen zusammen den Weg zurück, den Fleur eben gekommen ist. Wenige verlegene Worte hin und her... gut, daß Fleur nicht Eva am nächsten Schaufenster sieht, die allerdings Fleur auch nicht bemerkt hat.

So sitzt man nun in der alten Weinstube. Fleur war noch nie hier. René hat das Lokal ausgesucht. Wie oft war sie mit Henry in ähnlichen Lokalen. Es ist dämmerig, kühl, wenige Tische mit Genießern besetzt, die wissen, welche Zeit für eine geruhsame Stunde die rechte ist. Fleur sitzt auf dem Ledersofa, das leise knarrt, René auf dem alten Ledersessel, und die aus einer Öllampe umgearbeitete Ampel bescheint das sehr anziehende Bild dieser beiden jungen Menschen.

Ihr Vis-à-vis, ein alter pensionierter Beamter, nimmt die Brille ab, um besser sehen zu können, und freut sich. Er trinkt aus seinem Glas, in dem der rote Burgunder ölig glänzt, fährt dann mit der Zunge über die Lippen und denkt: gut. Das gilt diesmal nicht dem Wein, sondern seinem Gegenüber. Er streichelt seinen kleinen Hund, der verschlafen und gelandweilt neben ihm sitzt, sieht nochmal hinüber: Guter Stall, Kuckuck nochmal, hat das Mädchen Augen – und der kleine Prinz, verflucht gute Zusammenstellung. Wird sich nach dem Wein zeigen, ob sie etwas miteinander haben. Ekelhaft, daß man schon zum alten Eisen gehört. Und er sieht wieder in seine Zeitung.

Es ist auch im Augenblick nicht viel zu sehen. Fleur hat zu dem wartenden Kellner "Danke, wir melden uns" gesagt, und nun soll René den Wein aussuchen. Er sieht in die Karte vor sich, zögert und hat keine Ahnung, was man jetzt trinkt. Er weiß erst ab zehn Uhr abends Bescheid. Da nimmt Fleur die Zügel in die Hand, und es ist genau das, was Henry jetzt aussuchen würde. Jetzt sieht sie durch ihr Glas, freut sich über die Farbe des Weins, nickt René zu und trinkt einen guten Schluck.

Dem armen René steigt der Wein sofort zu Kopf, und seine Gedanken sind sehr prosaisch: mein Gott, ich muß etwas essen. Wie lange soll schließlich das elende Paar Würstchen von gestern abend vorhalten? Darüber aber kann man jetzt nichts sagen, und es wird sich schon irgendwie machen.

Fleurs Augen glänzen: sie ist in ihrem Element. "René, mein Kompliment, das Hemd ist großartig geworden. Prosit, Meisterlein."

"Ich lass' mich nicht auslachen", sagt René, trinkt - und nun ist es geschafft.

Fleur berichtet zunächst über ihre angeblichen Filmbemühungen für René. Sie improvisiert meisterhaft, und selbst René kann diesmal nicht merken, daß die Sache nicht stimmt. Es könnte schon so sein.

"Also, beschäftigen darf man Sie leider nicht. Aber man hat mir gesagt, Sie sollten etwas lernen, was die wenigsten können."

Und Fleur kommt im Augenblick auf einen Gedanken, der wirklich gut ist: René soll lernen, Schmalfilme zu drehen, etwa Operationen oder ähnliches, das kann nicht jeder. René ist diese Idee neu, und sie leuchtet ihm unter der Wirkung des guten Weines ein. Wo René das lernen soll - es darf ihn ja niemand annehmen - und wer eine solche Ausbildung gar bezahlen soll, diese Gedanken sind für diese Stunde zu irdisch.

Man spricht sehr eingehend über die Berufsfrage, und das Vis-a-vis denkt wohlwollend: können die reden! Ein Blick hinüber - und das Ergebnis scheint dem zu entsprechen, was so ein alter Fuchs meint erwarten zu können.

Fleur hat ihre große Stunde, ihre Augen glänzen, sie sitzt quer auf dem Sofa, den Arm im Schoß aufgestützt, in der Hand hält sie ihre Zigarette und sieht zu René hinüber, dem sie ihre Pläne entwickelt. Ab und zu huscht ihr Blick über Renés Haar, auf dem das Licht der Lampe liegt. Und sie redet sich wirklich ein, daß er das nicht merkt.

René sitzt auch etwas schief, den Kopf leicht geneigt; seine auf dem Knie liegende Hand führt die Zigarette ab und zu zum Mund. Er sieht Fleur voll ins Gesicht und hört genau zu. Es ist gut, was sie sagt, und wie schnell fühlt sie sich in seine technischen Andeutungen ein. Seine Augen gleiten über dieses Gesicht, dessen lebhafter Ausdruck mit dem mitgeht, was sie sagt.

Daß es so etwas gibt, denkt René. Ich kenne eigentlich nur alberne Gänse. Mit diesem Mädchen kann man sprechen, ich verstehe das nicht, einfach so sprechen, wie man vielleicht mit einem guten Freund sprechen müßte. René hat keinen Freund, und er hat nie einen gehabt. Er ist niemals in seinem Leben bisher so ernst genommen worden, und niemand hat sich so, wie soll man das sagen, so von innen heraus mit seinen Sorgen beschäftigt. Nein, niemand bis zu dieser Stunde, und es kann nicht ausbleiben, daß in dem dämmernden Spätnachmittag solche Feststellung nicht verschwiegen wird.

René spricht über sich selbst. Alle sehen in ihm nur den lustigen Jungen, der dazu da ist, Betrieb zu machen. Das kann er ja, und das tut er dann auch. Alle

wollen von ihm etwas – so oder so; zum wenigsten soll er Stimmung machen. Und wie wenig ist ihm oft danach. Wenn man aber von Menschen abhängig ist, jawohl, pekuniär abhängig – manchmal handelt es sich nur um eine warme Mahlzeit - , dann muß man eben mitmachen, alles mitmachen. René sieht Fleur an.

Sie sagt nichts, drückt umständlich ihre Zigarette aus. Alles? denkt Fleur. Was heißt *'alles'*? Sie sieht etwas irritiert zu René hinüber. Ihre Blicke treffen sich.

"So ist das", sagt René. "Sehen Sie, Fleur, Sie sind der erste Mensch, dem ich das sage, und ich bin mir eigentlich selbst nie darüber im klaren gewesen. Meine Lage ist schlimm, aber sehen Sie, Fleur, was wißt ihr Behüteten denn vom Leben: nichts."

Wir Behüteten? Was soll man dazu sagen? "René", sagt Fleur, "nun muß es heraus: ich habe Sie für einen Spitzel gehalten, würden Sie das auch *'alles'* nennen?"

René ist sehr blaß geworden, zunächst sagt er gar nichts, dann sieht er Fleur klar an: "Das habe ich mir gedacht, Fleur. Aber wenn Sie mich für einen Schweinehund halten, dann hat es keinen Sinn weiter mit uns. Wenn ich auch arm bin, hundearm – das steht nicht auf Ihrem Wein, wenn er auch sehr gut ist."

René hat Tränen in den Augen, und – das ist echt.

"Boylein," sagt Fleur, "Sie müssen mich verstehen, ich kenne Sie doch gar nicht. Diese Dinge liegen heute so nahe, und man wäre dumm, nicht vorsichtig zu sein. Aber glauben Sie, ich hätte mich bei Ihnen wieder gemeldet, wenn ich es wirklich geglaubt hätte? Nicht traurig sein jetzt: Ihre Sorgen sind doch irgendwie zu den meinen geworden." Sie hebt ihr Glas: "Auf diese gute Stunde, René! Sie wissen vielleicht gar nicht, wie gut sie ist – und auch auf viele folgende."

René sieht Fleur ernst an, dann lächelt er leise. Auch er hebt sein Glas: "Danke, Fleur," sagt er, "das soll ein Wort sein. Denn, Fleur, ich brauche Sie." Er trinkt, sieht Fleur dabei an, setzt ab und sagt: "Liebe Fleur" und trinkt wieder.

Kann man es dem Vis-à-vis verargen, wenn es schmunzelt und denkt: Na also, ihr habt's gut, Kinder!

Ja, sie haben es wirklich gut, und niemand könnte das besser empfinden als Fleur. Der Alpdruck von Tagen ist von ihr gewichen, denn nun ist sie sicher, daß alles in Ordnung ist. Wie gut das tut! Und jetzt, in diesem Augenblick, erlebt sie das, wonach sie sich so sehr gesehnt hat: mit einem jungen Menschen zusammenzusein. Wie empfindet das Fleur! Sie kann hier ruhig sitzen, sprechen, als wenn alles für sie selbst in Ordnung wäre, niemand kennt sie hier, niemand wundert sich, daß sie hier sitzt. Kein besorgter Blick Renés, ob auch niemand

sieht, daß er mit ihr, der Ausgestoßenen, zusammenstzt. Frei, zum erstemal seit Jahren wieder frei sitzt Fleur auf ihrem knarrenden Sofa, und diese Ecke ist wie eine langgesuchte Insel, die man nun doch gefunden hat.

Ist es ein Wunder, daß Fleur an diesem Nachmittag alle ihre so reichen geistigen und persönlichen Vorzüge zeigt? Was René erlebt, ist aufgespart seit langer, langer Zeit. Er sieht auf diesen Mund, der Dinge sagt, die ihm so neu sind, wie das Mädchen ihm neu ist. Was Wunder, daß Zeit und Ort vergessen werden, daß sich dieses Fluidum auch auf ihn überträgt. Er kann sich nicht erinnern, jemandem so viel von sich erzählt zu haben, und eigentlich hat er sich auch noch nie so mit sich selbst beschäftigt.

Denn das ist das Merkwürdige an Fleur: es ist immer schon so gewesen, daß der andere stets den Eindruck hat, das Gespräch beschäftige sich ausschließlich mit ihm, mit seinen Sorgen, mit seinem Leben. Fleur ist für diese Stunde so dankbar, daß sie diese Dankbarkeit auf René überträgt. Es wäre auch anders unnatürlich. Und René? Nun, er ist – ohnehin immer dem Augenblick und seinen Möglichkeiten lebend – auch auf seine Art glücklich, von diesem Wirbelwind mitgerissen. Und seine Jugend zeigt sich jetzt von ganz neuer Seite. Leicht betrunken – nicht nur vom Wein – , ist er für Fleur der bezauberndste Kamerad, den sie sich wünschen kann. Seine natürliche Klugheit und Erfahrung mit Menschen lassen ihn Fleur gegenüber den richtigen Ton finden. Es wird lauter an diesem Tisch, man lacht, die Worte fliegen wie Tennisbälle hinüber und zurück, und als man dann zwischendurch gute Sachen ißt, da wird ein richtiges kleines Souper daraus, und Fleur und René können sich nicht erinnern, es seit langem so gut gehabt zu haben.

Eines an dieser Stunde ist merkwürdig: es zeigt sich kein deutliches erotisches Fluidum, das doch bei solch jugnen Menschen natürlich wäre, die sich auf eine etwas sonderbare Art kennengelernt haben. Eigentlich war das Ganze der Beginn einer ausgesprochen erotischen Beziehung. Nichts davon: man ist kameradschaftlich zusammen, - nun ja, ein bißchen Flirt gehört dazu. Er bleibt aber so unter der Oberfläche, daß weder René noch Fleur sich dessen bewußt werden.

So findet auch Fleur gar nichts dabei, als René ihr einen Vorschlag macht, den sie unter andern Umständen seltsam gefunden hätte: "Hören Sie einmal, Fleur, bei mir ist heute eine kleine Einweihungsfeier für die neue Wohnung. Seien Sie lieb und kommen Sie auch hin. Das heißt, Einweihungsfeier ist gut: ich stelle die Räume, die noch leer sind, und meine Gäste müssen mitbringen, was sie trinken und rauchen wollen. Sie bringen also, sagen wir einmal, eine Flasche Wein und

zehn Zigaretten mit, und – bitte, bitte, Sie kommen doch, ja?"

Fleur überlegt. Heute ist der Abend vor Freds Geburtstag. Unmöglich, da fortzubleiben.

"Nein, René, so gern ich möchte, unmöglich." Sie erzählt ihm, warum.

"Aber Fleur," bittet René, "so lange wird das doch nicht dauern, Sie können nachts jederzeit kommen, die Haustür ist offen."

Fleur sagt nichts dazu, und da man einmal bei technischen Dingen ist, läutet sie schnell die Eltern an, die sich wirklich schon wundern, wo Fleur bleibt, und kündigt ihre baldige Rückkehr an. Sie bezahlt am Telefon stehend die Rechnung, und nun ist es Zeit aufzubrechen.

Wieviel man getrunken hat, merkt man erst auf der Straße. Die Lichtreklamen rund um die Gedächtniskirche scheinen hell wie nie zu sein. Fleur stolpert etwas; sie lachen und lassen sich von dem Menschenstrom zu dem Hause René's treiben, das wenige Schritte weiter liegt. René möchte Fleur gern unterfassen, er weiß aber nicht, wie sie sich dazu stellen würde. Als sie vor seinem Haus stehen, sieht er unruhig nach der Uhr.

"Das hätte ich fast vergessen, ich habe mir ja ein Mädchen bestellt, das die Wohnung etwas in Ordnung bringen soll." Er sieht in den Hausflur – dort steht jemand, und er winkt: "Da ist sie ja."

Er öffnet die Tür und sagt: "Kommen Sie, Fleur" und fällt dem Mädchen um den Hals – oder sie ihm, das ist nicht so genau zu unterscheiden.

"René, du Strolch," sagt das Mädchen, "wie lange soll ich denn hier eigentlich warten?"

Fleur kommt sich überflüssig und ziemlich 'stehengelassen' vor. Das Mädchen blinzelt zu ihr hinüber. Fleur kann das Gesicht nicht recht erkennen.

René fällt seine Unterlassungssünde ein, er dreht sich zu Fleur um, sein bunter Schal hängt schief, seine Haare sind etwas durcheinander geraten: "Ach, Fleur," sagt er, "entschuldigen Sie, darf ich bekannt machen..." Und nun stottert er etwas, und man kann das verstehen. Er weiß doch gar nicht Fleurs Namen. Gräßlich, das kommt von diesen Heimlichkeiten, denkt René.

Fleur murmelt etws Unverständliches; sie ist entschlossen, ihren richtigen Namen nicht zu nennen. Erstens hat sie mit René über die Geschichte nicht gesprochen – es hätte auch das Bild verschoben, das er nach dem heutigen Nachmittag von ihr haben muß. Und dann: wer weiß, mit wem man hier zusammenkommt. Sie versteht den Namen des Mädchens auch nicht, den René nennt.

"Also los", sagt René, get wie selbstverständlich zum Fahrstuhl, läßt ihn

herunterkommen, und – Fleur fährt mit. Es läßt sich einfach nicht machen, nun irgend etwas Dummes zu sagen oder fortzugehen, und außerdem, warum soll sie nicht einmal sehen, wie René wohnt? Die drei stehen im Fahrstuhl, René ohne Hut, Fleur mit der Mütze in der Hand. Sie sieht zu, wie René, ein ganz veränderter, fremder René, mit dem Mädchen flirtet.

"René, mein Guter," sagt das Mädchen, "wo kommst du her, du hast ja einen Schwips!" René zieht die Nase kraus und streckt lustig die Zunge heraus: "Geht dich gar nichts an", antwortet er.

Das Mädchen nimmt nun seinen Hut ab, und sofort denkt Fleur, woher kenne ich das Gesicht? Fleur hat ein gutes Personengedächtnis, sie weiß genau, sie hat dieses Gesicht schon oft gesehen, aber nie mit dem Mädchen gesprochen. Der Fahrstuhl ruckt an, und man ist oben. Die drei gehen einträchtig, als ob es selbstverständlich wäre, über den mit Teppich belegten Flur; René führt, das Mädchen scheint schon oft hier gewesen zu sein, es weiß offenbar genau Bescheid. René hat sie untergefaßt, und sie lehnt sich verliebt an ihn. Sie ist viel kleiner als er und muß zu ihm aufsehen. Leichter Parfümgeruch weht um sie her. "Joi, riechst du gut", sagt René.

"Ätsch, geht dich gar nichts an", macht das Mädchen René nach, rümpft wie er vorhin die Nase und streckt die Zunge heraus.

Man bleibt vor einer Wohnungstür stehen – kein Namensschild, stellt die Juristin Fleur fest – , und man ist in der Wohnung. Das Mädchen wirft alle Sachen: Hut, Mantel, Handschuhe in weitem Bogen irgendwohin in den Korridor, die Stücke fliegen nur so, und mit einem Sprung ist sie in einem Zimmer, dessen Tür halb offensteht. Licht flammt auf, und als Fleur nun auch hereinkommt, kauert sie schon auf einer Couch, die Beine hochgezogen, und steckt sich eine Zigarette an. Sie steht auf, läßt das Grammophon laufen, wirft sich wieder auf die Couch und sagt dabei zu der herumstehenden Fleur: "Bitte, wie war doch Ihr Name?"

Das hat gefehlt. René sieht offensichtlich gespannt zu ihr hin. Fleur zuckt nicht einmal und sagt: "Hansen, Fleur Hansen."

"Verwandt mit dem Baron Hansen aus Hamburg?" fragt das Mädchen. Schon wieder Hamburg, denkt Fleur.

"Nein", antwortet sie, und damit ist das Thema abgeschlossen.

"Muß für heute ganz anders werden", sagt das Mädchen und schluckt, sich im Zimmer umsehend, den Rauch ein. "Und was gibt es zu trinken? ich bin durstig." Fleur hat nun endlich Gelegenheit, sich etwas zu fassen. Sie sieht sich im Zimmer um. Wirklich hübsch, sogar besonders hübsch, modern mit indirekter Beleuchtung, alles in Graublau gehalten. René zeigt ihr die Wohnung, wenn auch

eilig – er scheint etwas zerstreut zu sein; zwei getrennt liegende Zimmer, ein luxuriöses Bett, und auf ihre Frage: "Welches ist Ihr Zimmer?" erwidert René leichthin: "Je nachdem." Und daraus kann ein anderer schlau werden.

Fleur wird sehr still. Die anderen reden über Leute, die sie nicht kennt, die heute abend erwartet werde oder nicht kommen können. René hat sie noch nicht einmal angesehen. Sie kommt sich überflüssig vor, und die beiden fangen auch an, das Zimmer umzustellen. Fleur bedient das Grammophon und findet, daß es Zeit ist zu gehen.

"Sie kommen doch bestimmt," sagt René, "bitte, bitte!"

Fleur ist mit ihm allein im Korridor, das Mädchen ist im Zimmer zurückgeblieben, er ist jetzt wieder der alte René von heute nachmittag. Er sieht Fleur an: "Ja, Fleur?" Diese sagt etwas von "vielleicht" und "mal sehen", und nachdem sie noch erfahren hat, daß das Mädchen die bekannte Filmschauspielerin Aimée ist, weiß sie nun genug.

"Tschüß, René", sagt sie schon im Hausflur. Beide winken.

"Heute abend", ruft er ihr leise nach.

Die Tür zur Wohnung Renés fällt zu. Er geht in das Zimmer zurück, wo Aimée gerade Kissen auf der Erde verteilt hat und mit der Verdunkelung der Lampe beschäftigt ist: sie findet es zu hell für eine Party. René hilft ihr.

"Na, René, wer war das?" René ist sehr beschäftigt. "Nur so", sagt er leichthin und hantiert eifrig mit den Stecknadeln.

Schweigen; es ist schwer, das verdunkelnde Papier anzubringen.

"Aha", sgt Aimée nach einer Weile, und es kann sich auf Fleur beziehen, vielleicht aber auch auf den widerspenstigen Lampenschirm.



Der Abend ist nun da, und die eigene Prophezeiung von Fleur, sie würde dann Bescheid wissen, ist unleugbar richtig, wenigstens in dem für sie allein entscheidenden Punkt. René ist kein Spitzel, zweifellos nicht. Und wie glücklich

ist sie darüber. Jetzt erst merkt sie, wie bedrückt die letzten Tage waren.

Den etwas beunruhigt wartenden Eltern – in zehn Minuten ist man verabredet, nie kann Fleur pünktlich sein – präsentiert sich ein Geburtstagsgast, wie man ihn sich wünscht. Zu jedem Unsinn aufgelegt, wirbelt Fleur herum, wenn auch etwas müde von allem. Es ist ein bißchen viel für einen Tag, aber was macht das schon aus.

O Jugend, denkt Fred: das ist nun tagsüber herumgelaufen, hat keine Minute ruhig gegessen und – ist aufgelegter denn je. "Ich wäre schon tot", sagt Fred, lächelt, sieht prüfend nach der Uhr – sein Stolz, eine herrliche Klappuhr, mit deren Deckel er mahnend spielt.

"Ja," ruft Fleur, "ich komme ja schon."

Schnell umgezogen steht sie in ihrem winzigen Zimmer, vor dem Spiegel. Sie ist mit sich zufrieden. "Gut gemacht", sagt sie zu ihrem Spiegelbild, zieht die Nase kraus und streckt die Zunge heraus, findet aber, René könnte das viel besser.

Dann sitzt man also zu vieren zusammen: Fred zu einem richtigen Schoppen aufgelegt, Fleur, wie sie das nennt, "in großer Fahrt", und der Vetter von Eva. Am meisten Spaß macht es aber, Eva anzusehen. Sie hat sich heute sehr fein gemacht, und Fleur hat sie im Verdacht, sich etwas angetuscht zu haben. Eva, die Anspruchslose, die nie an sich denkt, sie genießt diese Reise auf ihre mehr hausfrauliche Art. Sie ist so gar nicht mehr daran gewöhnt, auszugehen, in Lokalen zu essen, sich keine Sorgen zu machen und an einem gedeckten Tisch zu sitzen, zu dem nicht sie alles besorgt hat. Die gesammelte Stimmung Freds, dem man ansieht, wie er sich dieser Stunde freut, und Fleurs Ausgelassenheit spiegeln sich gleichsam bei Eva wider. Als Fred, der solche Dinge sonst nie sieht, zu Fleur sagt: "Sieh mal, wie fein sich Eva heute gemacht hat", da wird Eva etwas rot und sagt liebevoll: "Schaf!"

Im Gegensatz zu diesem harmonischen Trio ist der vierte ein ausgesprochener Außenseiter. Alter Jungeselle, Offizier, Doktor der Philosophie, ein bißchen versumpft von jeher, alter Stammtischler und Causeur von vielen Graden. Eigentlich hat er nie im seinem Leben gearbeitet. Er behauptet, über die Geschichte der Päpste historische Studien getrieben zu haben, aber das glaubt niemand. Als Kind sehr reicher Eltern hat er lange in Wien gelebt, ein Jahrzehnt in Frankreich, das er liebt, länger noch in Rom; alter Kunstliebhaber, Kenner aller europäischen Speisekarten und noch besserer Kenner der dazugehörigen Weine.

So ganz ohne Sorgen ist das Leben allerdings auch an ihm nicht vorbeigegangen.

In der Zeit der Geldentwertung verlor er sein gesamtes Vermögen und mußte damals mit Zigarren handeln oder mit Weinen; er spricht nicht gern darüber. Fred meint allerdings, er dürfte selbst sein bester Kunde gewesen sein. Wie dem auch sei, dieser Vetter – er ist nun schon über fünfundsiebzig Jahre alt und ein sagenhaftes, seltenes Exemplar von Bohème in der Familie – hat damals seinen Mann gestanden und sich redlich durchgehungert. Seitdem er dann eine zur rechten Zeit gestorbene entfernte Verwandte, wenn auch nur sehr bescheiden, beerbt hat, ist sein Lebensschiff wieder flott geworden, und er sitzt nun in seiner behäbigen Riesengröße da, die schwarze Zigarre schmeckt ihm, und die blauen Augen unter seinen buschigen Brauen verraten eine Gutmütigkeit, die lebt und leben läßt.

Er nimmt die Gelegenheit dieses Abends wahr, der ihn für heute aus seinen einsamen vier Wänden befreit, und trägt auf seine freundlich-polternde Art das Seine bei: ein alter gesiebter Geschichtenerzähler, erprobt und geprüft in hunderten geselligen Stunden bei behaglichem Wein in allen Ländern. Daß er ein bißchen dabei schwindelt – nun, das gehört eben dazu. Das netteste an ihm ist, wie Fleur findet, daß er sich selbst so gar nicht ernst nimmt, und sie gibt ihm die Stichworte zu den Säckelchen, die er zu erzählen weiß.

So steigen nun die alten, guten Geschichten, deren Namen Fleur schon von Fred und Eva kennt – prominente Professoren und ihr Kreis, der ganze Glanz deutscher Universitäten und alten Akademikertums steigt hier aus der Versenkung hervor, in die sie der Marschtritt des Dritten Reiches verwiesen hat. Ja, man spricht von den sorglosen, guten Zeiten, in denen Männer der Wissenschaft ohne Rücksicht auf "Rasse" oder Herkunft die Köpfe der Nation waren. Man spricht von den nun vergangenen Zeiten deutscher Theaterkultur, von Zeiten, in denen Wissen etwas bedeutete und es darauf ankam, Geisteskultur zu haben.

Und Fleur, sie gehört trotz des Unterschiedes der Generationen mit dazu. Es ist die Welt, der sie eigentlich angehört, aufgewachsen in einem Hause, zu dem alles Gute und Kultivierte freiesten Zutritt hatte. Wie wird ihr der Unterschied zwischen jener Zeit und der heutigen gewußt: ihr vielleicht allein an diesem Tisch, weil sie dem Alter nach dem gegenwärtigen Leben am nächsten steht. Sie kennt die bemitleidenswerte Verdummung der heutigen deutschen Jugend, die absichtlich von allem ferngehalten wird, was Kultur bedeutet. Das muß so sein, sonst würde diese Jugend merken müssen, was ihr geschieht, daß sie Leuten folgt, die sie über kurz oder lang ins Unglück führen werden.

Ja, so ersteht Fleur nach langer Zeit wieder einmal das Beispiel einer vom Wein

beflügelten kultivierten Stunde, wie sie sein soll. Wer an diesem Tisch zuhören würde, teilnehmen würde an dieser geistigen Heiterkeit, der würde befreit sagen: "Gott sei Dank, daß es so etwas noch gibt."

Fleur liebt solche Abende; wie sollte sie nicht, sie hat mit Henry doch früher immer ein Gleiches versucht. Es fällt ihr nur nach so langer Zeit wieder besonders auf, was eine solche Atmosphäre bedeutet. Und René? denkt sie flüchtig. Ja, das Boylein, er könnte hier bestimmt nicht mithalten. Es liegt keine Wertung in diesem Gedanken. Er ist eben unter ganz anderen, schlimmeren Verhältnissen groß geworden – so viel hat sie ja nun heute herausgehört. Prosit, Henry, denkt Fleur. Lieber Henry! Nachdenklich sieht sie in ihr Glas. Und Prosit Boylein, auch du. Wie herrlich müßte es sein, aus diesem Jungen etwas zu machen. Ja, das ist es: eine Persönlichkeit zu machen. Ob sie das schaffen würde, ihn aus all diesem Seichten herauszureißen? Denn was soll man anders von seinen Lebensumständen halten, Verschulden hin, Verschulden her. Und dieses Mädchen da...

Dieses Mädchen hat Glück, denn jetzt schiebt Eva ihre Hand in die Fleurs und sagt herzlich: "Nanu, Fleur, fall nur nicht in dein Glas!" Und so wird Fleur ins gute Licht dieses Abends zurückgeführt.



Vor dem '*Café Imperial*' gibt es in dieser Nacht eine Wagenauffahrt, die selbst für diese belebte Ecke des westlichen Zentrums ungewöhnlich ist. Elegante Sportwagen neuesten Typs stehen hinter großen, in ihrem Lack funkelnden geschlossenen Wagen. Zwei Chauffeure stehen kurz vor dem Hauseingang, gemeinsames Warten hat sie zusammengeführt, und Unglück verbindet. Die Zigaretten sind bereits ausgetauscht und auch die ersten Berichte über Herrenfahrer, die nicht fahren können. Trotz ihrer berufsmäßigen Verachtung für Taxifahrer helfen sie Fleur beim Aussteigen, als sie kurz nach Mitternacht vor dem Haus vorfährt. Sie hat es auch nötig, denn die beiden Weinflaschen, die sie unverpackt im Arm hält, machen die Aufgabe des Aussteigens und Zahlens etwas

schwierig.

Den neugierigen Blick des jungen Chauffeurs vermerkt Fleur mit einigem Unbehagen. Etwas komisch ist es schließlich für eine junge Dame, zur Mitternachtsstunde hier mit zwei Weinflaschen vorzufahren. Sie war aber vorhin in so wunderbarer Stimmung, daß sie sich kurz entschloß, einmal zu sehen, mit welcher Art von Leuten sich René eigentlich umgibt. Und noch eines: eine Party, eine richtige Party, bei der *"die Tür nachtsüber offen"* ist, hat Fleur noch niemals mitgemacht. Und sie möchte so gern einmal über ihren gutbürgerlichen Zaun hinwegsehen.

Das Ergebnis dieser leichtalkoholisierten Überlegung steht nun vor der Haustür. Der Hausflur ist hell, und Fleur drückt tapfer auf den Knopf der Klingel, die am Tage wohl dem Portier gilt. Sie hört die Glocke und denkt: so richtig ist das nun auch nicht, nachts allein in fremde Wohnungen zu gehen. Aber schließlich, wenn man immer das brave Mädchen spielt, kann man ja gar nicht zu Menschen kommen. Und als nun wirklich der Portier erscheint, dessen Galgengesicht selbst Fleur imponiert, ist ein Zurück nicht mehr möglich. Die nächtliche Erscheinung von Fleur mit ihren beiden Flaschen scheint erfreulicherweise auf ihn keinen besonderen Eindruck zu machen. Er geht wie selbstverständlich zum Fahrstuhl, den er aufschließt, sagt: "Bitte, vierter Stock", nimmt mit unangenehmem Grinsen das große Trinkgeld entgegen, macht die Tür zu – und Fleur ist allein. Es ist heiß hier, und sehr große Übung hat sie im Bedienen eines Lifts nicht. Fleur lacht, sagt laut: "Vollkommen verrückt!" und drückt auf den vierten Knopf. Und wirklich, es funktioniert. Während Fleur schnell die Mütze abnimmt, sich im Spiegel ihrer Handtasche besieht und ganz zufrieden vor sich hin brummt, ist die Fahrt schon beendet.

Fleur ergreift die beiden zu Boden gestellten Flasschen, vergißt natürlich, die Fahrstuhltür zu schließen, und geht durch den Flur, den sie nun schon kennt. Wo die Wohnung René's ist, weiß sie nicht mehr. Aber hier ist es bestimmt richtig. Sie hört das Durcheinander vieler Menschenstimmen, Grammophonmusik hämmert, und es wird laut gelacht. Damit ist freilich aller Mut verfliegen, und Fleur überlegt, wie sie wieder verschwinden kann. Unmöglich – wie soll sie aus diesem fremden Haus herauskommen? Die Glocke läutet, als sie den Klingelknopf nur einmal versuchsweise berührt. Jetzt ist es geschehen.

Drinne in der Wohnung wird der Lärm plötzlich lauter, die Tür zum Zimmer wird offenbar geöffnet, laut singend kommt jemand den Flur entlang, und – in der Tür steht René, im zweireihigen Smoking, eine weiße Blume im Knopfloch;

erschreckend hübsch sieht er aus. Sie stehen sich gegenüber – Fleur sagt kein Wort. René lacht ein leises, spitzbübisches Lachen und zeigt seine Zähne. Er gibt Fleur die linke Hand, mit der rechten schließt er die Tür, nimmt ihr die beiden Flaschen ab und stellt sie zur Ede. Keiner hat ein Wort gesprochen.

Fleur legt ihren Mantel ab, sieht in den Spiegel. Hinter ihr steht im Spiegelbild René.

"Na," sagt Fleur, "na, René?"

Sie sieht sich nach ihm um. Er legt ihr die Hände auf die Schulter: "Fleuri, wie freue ich mich!"

Fleur gibt ihm die verabredete Zigarettenschachtel und ist bereit, in das Zimmer zu gehen, aus dem man immer noch Lachen und Stimmen hört, das Gewirr vieler Stimmen.

"Komm", sagt René, faßt sie an der Hand und löscht mit der anderen das Licht. Fleur geht in dem dunklen, unbekanntem Raum ein paar Schritte in der Richtung zur Tür. René führt schlecht, findet sie.

"Fleuri", sagt es im dunkeln neben ihr, und sie spürt es: zwei weiche, weiche Kinderlippen liegen auf den ihren. Ein langer, unendlich wilder Kuß. Fleur ist betäubt und gelähmt. Unmöglich, denkt sie, jeden Augenblick kann die Tür aufgehen. Sie spürt den Duft dieser Haare. "Fleuri, wie habe ich mich auf dich gefreut", flüstert René und wieder fühlt sie diese weichen Lippen.

"Boylein," sagt Fleur und streicht René über die Haare, "bitte, laß", und sie macht sich frei.

"Fleuri, was bin ich glücklich! Komm."

Die Tür geht auf, und Fleur steht plötzlich im Licht. "Vorgestellt wird nicht", flüstert René ihr zu, ruft: "Neuer Stoff, Kinder, und ein neuer Gast, ihr erledigt die Formalitäten wohl selbst", und ist schon in den Korridor zurückgegangen.

So startet Fleur ihre erste richtige Party auf eigene Faust. Sie ist völlig durcheinander von dem stürmischen Empfang. In ihrem natürlichen Instinkt tut sie das Richtige: sie sieht die vielen Leute auf Kissen auf der Erde sitzen und setzt sich sofort auch auf die Erde, kramt aus ihrer Handtasche mit fliegenden Händen eine Zigarette und sagt irgendwohin zu einem ihrer Nachbarn: "Darf ich um Feuer bitten?" Und als sie das einmal hat, kann sie sich etwas umtun.

Das Zimmer ist voll von Rauch und Menschen. Alle stehen dicht gedrängt nebeneinander oder sitzen herum. Ein schneller Blick: nein, sie kennt niemanden hier. Das Grammophon spielt ununterbrochen. Jeder hat ein Glas in der Hand. Das Zimmer ist nicht wiederzuerkennen: Kerzenbeleuchtung überall, das

indirekte Licht ist verhängt und schafft intime Beleuchtung.

Aber Fleur muß nun zunächst einmal mit sich selbst fertig werden. Was war das eben? René – wie war das möglich, daß ihr das passierte? Fleurs Hände zittern, sie versucht, sich das Geschehene wieder in Erinnerung zu rufen.

Vor ihr läßt sich ein junger Mann im Frack nieder; er hat sein Kissen und zwei Gläser mitgebracht. "Verzeihung," sagt er, "wenn ich Ihren Abendfrieden störe, Sie sind neu hier, und ich muß Sie doch ein bißchen versorgen. Darf ich auf Ihr Wohl trinken?" Er gibt Fleur ein Glas und stößt mit ihr an. "Ich hörte, Sie sind Ärztin, hoffentlich haben Sie heute hier nicht beruflich zu tun, Alkoholvergiftung oder so." Und ein formvollendeter Weltmann unterhält Fleur auf sehr verbindliche Weise.

Nach einer Weile bittet er sie, mit ihm zu kommen. Er stellt ihr allmählich und unauffällig im Raum herumgehend die anderen vor. Da er Fleurs Namen nicht weiß, macht er das so, daß er nur immer die Namen der anderen nennt. Von der Couch her winkt Aimée ihr munter zu, sie hat einen ganzen Kreis von Leuten um sich; von ihr stammt wohl auch die Information über Fleurs Beruf. Fleur ist nun mitten drin, niemand wundert sich, daß sie hier ist oder daß sie so spät kam. Sie wird als selbstverständlich dazugehörend aufgenommen. Andere Leute kommen nach ihr, und es ist ein lebhaftes Hin und Her. Das gibt Fleur etwas Zeit, sich umzusehen.

Das ist also eine Party. Um sie herum die Mädchen und Männer, auffallend gut aussehende Leute. Ihr Fremdenführer erklärt ihr flüstend, wer alles da ist. Das da ist der bekannte Filmregisseur, der Junge dort drüben sein neu entdeckter Star: "Sie wissen doch." Das da ist der Sohn des großen Unternehmers. Das dort der Attaché der Botschaft in Paris, er ist nur zu einem kurzen Besuch in Berlin. Das dort ist die Karikaturenzeichnerin der Illustrierten, das die bekannte Tänzerin – und so zieht der ganze Kreis an Fleur vorbei.

Dies also sind die Freunde von René? Unwillkürlich sieht sie ihn anders als bisher. Er kommt gerade auf sie zu: "Hast du alles, Fleuri? Auf dein Wohl einen Willkommensschluck!"

Wie nett sind sie alle zu René! Die Mädchen flirten mit ihm, und die Männer sind von einer herzlichen Kameradschaftlichkeit. René kümmert sich um Fleur nicht besonders, und sie versteht das. Ihr ist der Gedanke so merkwürdig: sie haben ein Geheimnis miteinander. Und sie ist es, die sich bemüht, mit ihm Kontakt zu bekommen.

Als man nach einer Weile allgemein aufbricht, um noch im '*Chez Louis*' einen Kaffee zu trinken, fragt sie ihn, ob sie mitkommen soll. "Natürlich, Fleur, was

denn sonst?"

Fleur sieht verstohlen in ihrer Handtasche nach: sie hat nicht genug Geld bei sich, und freihalten kann sie sich nicht lassen. Sie macht sich heimlich an René heran und bittet ihn, ihr bis morgen fünf Mark zu leihen.

René lacht herzlich und sagt: "René als Bankier, wunderbar", aber er zieht richtig fünf Mark aus der Tasche. Und als Fleur dann in einen eleganten Sportwagen einsteigt - jemand hatte sie gebeten, in seinem Wagen mitzukommen - , da denkt sie, während der Chauffeur den Schlag schließt: Henry müßte mich hier sehen!



In dem großen Berlin mögen sich die meisten an diesem Sonntag von einer anstrengenden Woche ausruhen. Der Regen fällt in Strömen, und der Wind jagt die letzten braunen Blätter von den Bäumen. Menschen sind kaum auf der Straße, wenige Bahnen fahren leer über den Kurfürstendamm; auch die Autobusschaffner haben einen geruhsamen Dienst. Wer geht schon bei solchem Wetter aus?

Das ist jedenfalls Renés erster Gedanke, als er aus seinem guten Morgenschlaf durch ein scharfes Klingeln geweckt wird. Es mag schon öfter geklingelt haben, ihm ist so, als ob er es im Schlaf gehört hätte. René springt wild auf. Ein Blick zum Fenster der Regen peitscht gegen die Scheiben. Ein Blick auf die Uhr: kurz nach zwölf. Von der gestrigen Party steht noch alles so herum, wie es stehenblieb, als man Kaffee trinken ging. Nur die Aschenbecher sind geleert, es riecht nach kaltem Rauch, und die Luft ist verbraucht. René reibt sich die roten Augen, ihm ist schrecklich kalt.

Da – schon wieder das scharfe Läuten. Als es aufhört, ist die Stille in der Wohnung um so unheimlicher. Die Jacke an Renés Schlafanzug steht offen, die Knöpfe fehlen, und er wickelt sich in der Stube stehend fester ein. René ist nervös, übermüdet, verraucht. Er hat Kopfschmerzen. Das hilft aber alles nichts, er muß einmal klar nachdenken. Wer kann da an der Tür sein? Jeder, der ihn kennt, weiß, daß er am Sonntagmorgen für niemanden zu sprechen ist. Und sonst?

Es bleibt nur eine Lösung: eine **Behörde**, die Polizei. Schon wieder dieses gräßliche Klingeln, scharf und anhaltend gellt die Glocke im Hausflur. René rührt sich nicht. Er hält den Atem an. Was kann die Polizei von ihm wollen? Nun, gestern die Party, es ist nichts Verbotenes geschehen, und doch... Bei einem **Nichtarier** so viele Menschen? Verschwörung, oder was man sich sonst einreden mag. Wenn er aufmacht, ist es aus; man sperrt ihn ein, zunächst einmal auf Wochen. Wenn er überhaupt wieder herauskommt, ist es Frühling. Das hat noch gefehlt! René hat Angst, gräßliche Angst vor dem Unbekannten, von dem man so viel hört. Wer weiß, was sie alles mit ihm anstellen, er ist das richtige Objekt dazu.

René hat Schüttelfrost, die Zähne schlagen aufeinander, er möchte gerne heulen. Wer würde sich um ihn kümmern? Er hat niemanden, der sich für ihn einsetzen würde. Und es würde allen auch gar nicht auffallen, wenn er plötzlich verschwunden wäre. "*René hat seine verrückte Tour*", würde man sagen, und damit wäre es aus. Und wenn man die Wahrheit wüßte, würde man sich schön hüten, sich herauszustellen. Wer will mit solchen Dingen etwas zu tun haben? Er hat kein schlechtes Gewissen, nein, es sind schon andere Leute grundlos so erledigt worden. Eine böse Quittung für den gestrigen Abend.

Draußen ist es still, es hat schon eine ganze Weile nicht geläutet. René steht frierend auf bloßen Füßen mitten im Zimmer, er klappert vor Kälte, hält den Atem an und lauscht... Er wagt sich nicht zu rühren, man könnte sonst merken, daß er da ist. Und der Portier wird auf Anfrage nicht wissen, ob er zu Hause ist.

Stille.

Das leise Summen der Wasserrohre läßt René erschreckt zusammenfahren. Er bleibt auf dem Teppich stehen und angelt mühsam nach der Zigarettenschachtel, nimmt sich eine Zigarette heraus, streicht das Zündholz an. Es knistert. "Verdammt," sagt René, "der Krach." Dabei kann er das Streichholz selbst kaum brennen hören. Draußen, irgendwo im Haus, fällt eine Tür. Man hört auf dem Gang des Hausflurs Stimmen, Schritte. René schleicht zur Tür, legt den Kopf an das kalte Holz und lauscht. Vielleicht ein Brief.

Leise, unendlich vorsichtig öffnet er die Tür seines Zimmers, die zum Korridor führt, und sieht angestrengt durch das Halbdunkel auf die Erde. Nichts. Wenn ein Brief durchgeworfen wäre, müßte er daliegen. René lauscht wieder; es hat nun schon eine ganze Weile nicht mehr geläutet. Vor der Tür scheint niemand zu sein. Leise, vor Kälte schauernd, schleicht René auf nackten Füßen zur Wohnungstür. Langsam, langsam verschiebt er den Deckel zu dem kleinen Fenster, das den Durchblick auf den Hausflur gestattet. Es zieht schrecklich durch die Tür. Noch kann er nichts sehen.

Da – jetzt. René erschrickt fürchterlich: kein Zweifel, da steht jemand vor der Tür. Und nun klopft es auch. Vorbei, falsch gemacht, er kann nicht mehr zurück, man hat ihn gehört.

René schiebt den Deckel des Fensters ohne Vorsicht ganz zur Seite und – erkennt Fleur. Er öffnet mechanisch die Tür und sagt kein Wort, er muß sich erst etwas erholen, er kann jetzt nicht nachdenken.

Fleur sieht einen Augenblick lang einen verschlafenen, ungewaschenen, bis in die Lippen todblassen René; sein Schlafanzug ist offen, seine Haare sind zerzaust. Er sagt noch immer nichts, schließt die Tür hinter ihr und wendet sich wortlos in sein Zimmer zurück. Fleur geht langsam hinterher, René wirft sich auf die Couch, zieht die Decke bis ans Kinn. Er liegt still mit geschlossenen Augen auf der Seite.

Fleur schleicht auf Fußspitzen an die Couch, nimmt die Zigarettenschachtel von einem Stuhl, auf den sie sich setzt. Stille im Zimmer. Nur Renés Uhr tickt auf dem kleinen Tisch. Sie sieht auf René, er liegt mit geschlossenen Augen da, aber er hat jetzt etwas mehr Farbe.

Ein Rundblick Fleurs durch das verwüstete Zimmer: sie lächelt. Leise streicht sie René die Haare zurecht. "Na, René, noch müde?" René hat nun wieder seine alte Farbe, er blinzelt zu Fleur hinüber, und als sie aufhört, ihn zu streicheln, sagt er nur: "Bitte, weiter." So sitzt denn Fleur eine ganze Weile, sieht René an – er hat

die Augen wieder geschlossen - , streichelt ihn und hört auf den Regen, der gegen die Fenster schlägt.

Fleur denkt gar nichts als vielleicht dies eine: Siehst du, Fleur, das Leben geht auch für dich irgendwie weiter. Trotz allem. Und dies ist also das Leben. Ich sitze in einer verwüsteten Stube, mitten in diesem großen Berlin, wenige Straßen weiter sitzen Fred und Eva auch in einer Stube, und sie wissen nichts von mir. Ja, das ist eben das Leben, und ich habe es gesucht; immer wollte ich aus dem bedrückenden Einerlei herauskommen. So sieht das Leben aus.

Fleur ist ganz ruhig, sie hat nichts an sich auszusetzen, es ist ja nur ein kurzer Ausflug, nach wenigen Tagen ist alles aus, und sie fährt zurück in das ewige Einerlei, zurück zu ihren Sorgen. Und zu Henry natürlich auch, ihrem Henry. Ja, ich habe aber dann gesehen, wie das Leben ist.

René hat noch immer die Augen geschlossen. Er blinzelt zu Fleur auf, steckt seine Nase tiefer in die Kissen, stöhnt vor Wohlbehagen. Seine Uhr tickt. Fleur sitzt schrecklich unbequem da, sie streichelt noch immer den Kopf da vor sich und muß sich von ihrem Stuhl herunterbeugen, um überhaupt heranreichen zu können. René klopft auffordernd auf die Couch, und Fleur setzt sich neben ihn; sie hat es jetzt viel bequemer. Mit ihrer freien Hand greift Fleur sich eine Zigarette vom Stuhl, streicht ein Zündholz an und zieht den Rauch ein. René blinzelt, bewegt bittend die Lippen und bekommt auch seinen Zug. Jetzt streckt er sich wohlig, eine kleine Bewegung, und sein Kopf liegt nun in Fleurs Schoß. Er liegt mit geschlossenen Augen da, braucht sich um nichts zu kümmern, wird gestreichelt und bekommt getreulich Zug um Zug aus der Zigarette. Fleurs Kopf ist dicht über ihm, sie fährt ihm durch die Haare, nach links, nach rechts, macht ihm auch einmal einen Scheitel und sieht dann mit schiefem Kopf, wie ihm das stehen würde. Sie lächelt vor sich hin.

So ist es für René noch eine ruhige Morgenstunde geworden. Leise und zärtlich streichelnd fährt seine Hand über Fleurs Rücken, hin und her, her und hin, und er gräbt seine Nase tiefer in Fleurs Jackett. Großes Baby – es murmelt etwas in Fleurs Jackett, und es wird wohl die Babysprache sein, verstehen kann das keiner. Seine Pyjamajacke ist halb zurückgeklappt; es schadet nichts, er braucht sich nicht zu schämen. Wohlig rekelt sich René. Jetzt liegt er auf dem Rücken, sein Blick wandert zur Decke, und jetzt bleibt er an Fleurs Augen haften. Er muß nachprüfen, was er da sieht, und fährt mit einem Finger leise die Linien der Augenbraue nach, dann den schönen Schwung der Wimpern, dann leicht zu diesem Mund, und schnell küßt er seinen eigenen Finger an der Stelle, die eben

Fleurs Mund berührte. Aber diese Hand hat keine Ruhe, jetzt streichelt sie Fleurs Haare und beugt langsam, langsam ihren Kopf herunter, bis sein Mund dicht vor dem ihren ist.

Erst in diesem Augenblick versteht Fleur das Spiel. Ihr Lächeln erstirbt allmählich: ganz deutlich kann René es sehen. Ihre schönen Augen sehen ihn an. Vier Augen treffen sich – und leise schüttelt Fleur den Kopf. Sie streichelt nun auch René's Gesicht, seine Haare, seinen Mund, seinen Hals. Dabei schüttelt sie den Kopf. "Bitte, lieber René," sagt Fleur, "bitte nicht."

Der aber runzelt die Stirn, und es ist schwer zu verstehen, was er sagt: "Fleuri, liebe Fleuri." Dabei gräbt sich schon wieder seine Nase an ihr gutes Plätzchen in Fleurs Jacke. "Fleuri", sagt er zu dem Stoff.

"Ja, René." Die Uhr tickt, der Regen schlägt gegen die Fenster.

"Streicheln", bittet das Baby und hat schon seinen Willen, scheint aber doch nicht zufrieden zu sein. René grunzt, Fleur hat ihn ganz richtig verstanden: "Du bist häßlich zu mir, Fleuri." Fleur dreht das Baby leise auf den Rücken, die Augen sehen nun wieder zu ihr hinauf. "Viel zu nett, Boylein", sagt Fleur lächelnd. Auch René lächelt jetzt. Sie sehen sich an.

"Warum?" fragt René und prüft wieder mit seinem Finger nach, ob die Wimpern und Brauen auch echt sind. "Darum", sagt Fleur – und ihr Mund, ihr Mund, er neigt sich zu dem Mund da vor ihr; ein leiser, zärtlicher Kuß.

René's Hand will gerade diesen Kopf und seinen Mund an sich reißen, da hat ihn Fleur schon vorsichtig, aber mit aller Kraft auf das Kissen der Couch zurückgelegt. Fleur steht so plötzlich auf, daß René sich nicht wehren kann. Sie ist auch schon mitten in der Stube, geht zum Fenster, sieht hinaus, wirft einen Blick auf die Armbanduhr und sagt: "Höchste Zeit aufzustehen, René", und ist überhaupt scheußlich laut.

René macht vor so viel Vitalität die Augen zu, steckt die Nase in die Kissen und sagt sehr deutlich: "Altes Ekel." Das hilft ihm aber alles nichts, Fleur sorgt für Betrieb.

"Aufstehen, René, ich gehe jetzt in den Korridor, um meine Haare zurechtzumachen, und wenn ich zurückkomme, dann bist du im Badezimmer, und ich mache hier Ordnung." Draußen ist sie – die Tür im Korridor fällt mit einem Knall zu.

René spürt den Luftzug, liegt ein Weilchen sinnend da, setzt sich auf, schüttelt seine Haare zurecht, macht hinter Fleur eine Fratze her. Und dann sagt er bei dem Gedanken an die in Aussicht gestellte Reinigung des Zimmers laut: "O ja", springt auf, reht sich laut gähnend und läuft ins Badezimmer. Auch diese Tür

fällt mit einem Krach zu.

Mit schnellen Handgriffen zaubert Fleur ein ordentliches Zimmer zurecht. Im Badezimmer singt es laut und Fleur hat sich in diese Atmosphäre schon genügend hineingefunden, um das Richtige zu tun: sie dreht das Grammophon an.

Als René dann wirklich frisch und mit allen gut riechenden Wassern gewaschen hereinkommt, da hat diese neue Wohnung lange nicht so viel Komfort gesehen. Frische Luft durchflutet das Zimmer, es riecht nach Kaffee, und ein gutes Frühstück steht wie hingezaubert da, von Fleur schnell aus dem *'Imperial'* geholt. René bleibt vor Fleur stehen und sagt leise und zärtlich: "Liebe Fleur." Ein Kuß auf die Stirn – und man kann doch nicht so dumm sein und ihm die Morgenstimmung verderben. Man lächelt, löst sich schnell und spielt mit sehr viel Charme die Hausfrau am Sonntagmorgen. Und René hat Glück, er bekommt sogar seine fünf Mark von gestern zurück. Deshalb ist Fleur überhaupt nur hier – sie konnte ihn doch nicht ohne Geld sitzenlassen.

René lächelt bei dieser Eröffnung, droht mit den Finger und sagt: "Mäuschen, Mäuschen", und ein anderer mag sich in diesen zoologischen Feststellungen zurechtfinden. Dieses Frühstück dauert so lange, daß es für Fleur doch noch eine Hetze wird. Sie kann die Eltern nicht so lange warten lassen. Sie bekommt noch schnell René's Telefonnummer und stürzt, die Mütze in der Hand, eilig und wild die Treppe hinunter.

René macht die Tür hinter ihr zu; das Grammophon läuft im Leerlauf, es surrt leise. Er bleibt an der Tür stehen, denkt nach, steckt sich eine Zigarette an, setzt sich in einen Sessel, trinkt seinen Kaffeerest aus und kann sich noch immer nicht von seinen Gedanken losmachen. Er geht zum Schrank, gießt sich einen Kognak ein, bleibt mit dem ausgetrunkenen Glas in der Hand stehen, schüttelt den Kopf. Der Himmel mag wissen, worüber er sich wundert. Er faßt in die Tasche, um seinen Kamm herauszuholen und die hundertmal am Tag wiederholte Bewegung durch die Haare zu machen.

Und es mag schon sein, daß der Geldschein, den er dabei herauszieht und erstaunt anstarrt, ein guter Überrest von gestern ist.



Daß diese Reise sich nun ihrem Ende zuneigt, kann selbst die ewige Optimistin Fleur nicht leugnen. Freds Geburtstag ist vorbei, und er verlief genau so, wie die beste Vorfremde ihn sich vorgestellt hatte: erfüllt von jener Harmonie, die diese drei Menschen zusammen so stark macht. Und über allem schwebt die neu erstandene Spannkraft Fleurs, die schon fast vergessen schien.

Eva und Fred, die doch über solche Dinge selten sprechen, haben es heute morgen übereinstimmend festgestellt: was ist Fleur in diesen Tagen, man möchte sagen, wieder aufgeblüht! Es ist eine andere Fleur, eine Fleur aus jenen Tagen, in denen man so glücklich war: eine Fleur voller Lebensfreude, gesammelt und nach dem nervösen Übergang der ersten Tage ganz wieder beieinander, mit großem Interesse für alles, mit klaren Augen um sich sehend. Eine Fleur, die wieder richtig und herzlich lachen kann, eine zärtliche Fleur – und dabei von der inneren Gelassenheit, die nun einmal nötig ist, um in dieser Zeit überhaupt weiterleben zu können. Fleur, die sonst grundsätzlich nicht über die für sie alle so schreckliche Zeit spricht, weil sie es einfach nicht kann, sie spricht nun auch darüber. Sie liest sogar Zeitungen, sie kauft sich, heimlich und schnell, weil es gefährlich ist, französische und englische Blätter und liest aus ihnen vor.

Das ist eine Fleur, mit der man wieder sprechen kann, auch über die Sorgen, die man hat, Sorgen des täglichen Lebens, Sorgen über das Einkommen, über die Lebensführung und vor allem über die Zukunft. Sie nimmt zwar keine Stellung zu diesen Dingen, hört aber Fred geduldig zu, der glücklich ist, sich einmal mit ihr aussprechen zu können. Und daß seine Sorge nur der Zukunft Fleurs gilt, ist selbstverständlich. Fleur registriert gleichsam nur, ohne sich selbst zu äußern, aber auch das ist schon ein großer Fortschritt. Denn etwas wird Fleur ja unternehmen müssen, findet Fred. Wenn sie bisher auch immer verdient hat, was sie bei ihren bescheidenen Lebensansprüchen braucht, so hat das doch alles keine Zukunftsaussichten. Das kann auch Fleur nicht leugnen. Und daß sie erklärt, sich einmal – wenn auch nicht in Berlin – dazu äußern zu wollen, ist schon eine befriedigende Antwort. Wenn sie morgen nach Hause fahren, dann

besteht über den Erfolg dieser Reise kein Zweifel.

Fleur wird einen Tag später abfahren als die Eltern. Nicht René wegen – sie will nur diese allein begonnene Reise auch allein beenden, sich noch etwas freier umtun, als es mit den Eltern möglich ist. René hat sie seit jenem Sonntagmorgen nicht mehr gesprochen, und sie hat auch keine Eile damit. Sie weiß seine Telefonnummer und kann ihn jederzeit erreichen, wenn sie will.

Sie ist sich dessen bewußt geworden, daß diese Reise doch eigentlich ganz allein ihretwegen unternommen wurde, und sie findet, daß sie mit den Eltern mehr zusammensein muß. Wer weiß, ob und wann man wieder zusammen wird verreisen können, und die Erinnerung an diese Fahrt wird sozusagen in den eisernen Bestand der Familienerinnerungen aufgenommen werden.

Mit solchen Gedanken geht Fleur mit Eva untergefaßt durch die Straßen. Mit den die Erinnerungen vorwegnehmenden Augen der Abreisenden besehen sie sich dieses weltstädtische Leben, die Schaufenster, die Menschen, die Bilder an den großen Kinos. Ja, von diesem Film sprach neulich René, er hatte ihn noch nicht gesehen. *"Zu teuer"*, sagte er. Und als Eva einen Einkauf macht, geht Fleur kurz entschlossen zur Kasse und kauft auf René's Namen zwei Plätze für morgen abend. Das wird ein guter Abschluß der Reise sein. Scheußlich teuer zwar, dafür wird man aber notfalls auf der Rückfahrt nichts essen. Und ein paar Einkäufe für Henry muß sie auch noch machen.

So viel hat Fleur auch nach der Abfahrt der Eltern einzukaufen und zu besorgen, daß sie erst nach Beginn der Vorstellung das Filmtheater betritt. René wird schon auf sie warten; sie haben sich auf ihren Plätzen verabredet. Während sie durch die bereits geschlossenen Türen die Musik hört, kauft sie noch schnell in aller Eile ein paar Bonbons ein – wahrscheinlich hat René Hunger. Sie freut sich auf den Film, sie freut sich auf René, und – es ist der Abschluß ihrer Reise.

Ein Blick: ja, René ist schon da. Er hat heute einen anderen Mantel an, ganz hellweiß, und der leuchtet von weitem durch die Dunkelheit. Fleur schlängelt sich geschickt durch die Reihe; René steht halb auf. Er ist schon sehr früh hier gewesen, und als es dann immer später und später wurde und der Platz neben ihm immer noch leer war, da hat er sich gefragt, ob Fleur überhaupt kommen würde. Der Himmel soll sich mit einem solchen komischen Mädchen auskennen, das einen bei nachtschlafener Zeit in der Wohnung besucht und sich ihm dann eindeutig entzieht! So etwas ist ihm noch nicht vorgekommen, und alles Komplizierte macht ihn nervös. Jetzt ist sie jedenfalls da, und das ist die Hauptsache.

René sieht im Dunkeln zu ihr hinüber und lächelt ihr zu. Sie hat einen neuen Hut auf – gut sieht sie aus. Das ist wichtig für ihn. Schließlich kann man doch nicht mit irgend jemandem ausgehen. Und während die Wochenschau abrollt, merkt René plötzlich, daß er Fleur eigentlich sehr gern mag. Man ist bei ihr irgendwie geborgen. Nicht nur rein finanziell – und das ist wichtig genug; man kann mit ihr sprechen, sie versteht, was man meint, sie sagt zumeist das Richtige dazu. Sie ist klug, sieht gut aus und ist von jener unaggressiven Freundlichkeit, die René sonst gar nicht kennt. Was will er eigentlich? Man muß sehr nett zu ihr sein. Vielleicht ist es richtig, daß man nicht mit jedem Mädchen, mit dem man ausgeht, gleich etwas haben muß.

Und doch ist René irgendwie in seiner Eitelkeit gekränkt. Ob Fleur heute netter ist? Er sieht zur Seite, er spürt den Blick von Fleur. Wie schön ihre Augen sind! Er freut sich, daß er mit ihr zusammen ist. Es ist warm und dunkel hier, einen guten Film hat man vor sich, ein nettes Mädchen, von dem man verwöhnt wird, neben sich, und irgendwie ausgehen wird man sicher heute noch – was will man mehr.

Wieder wendet er den Kopf zu ihr. Sie sieht ihn wieder oder noch immer an. René zeigt lustig auf die Leinwand: "Da ist der Film!" Fleur lacht. Sie sieht nun auch zur Leinwand und reicht René, ohne zu ihm hinüberzusehen, die gekauften Bonbons. Er nimmt sie ihr ab, und es hebt ein schnelles Knistern an. Fleur denkt: das wäre etwas für Henry, er würde vergehen vor Nervosität und Peinlichkeit. Was dauert das lange! Ob René alle Bonbons auf einmal auspackt? Plötzlich ist René's Kopf dicht neben ihr und seine Hand vor ihrem Mund. Zärtlich beugt er sich hinüber und steckt Fleur einen Bonbon in den Mund. Gut, daß es dunkel ist – Fleur ist rot geworden. Irgendwie findet sie es ein bißchen lächerlich, mit René hier das Liebespaar zu spielen. Was sollen die Leute hinter ihr denken! Nun, sie hat jedenfalls ihren Bonbon bekommen, und beide versinken in den Film.

René hat offenbar eine besondere Art, einen Film anzusehen. Er lacht an Stellen, die Fleur nicht besonders auffallen, und freut sich über irgendwelche technischen Feinheiten. Erst jetzt fällt ihr ein, daß René ja so etwas wie ein Fachmann ist. Er sieht zur Leinwand hinüber, als müsse er nachher jedes einzelne Bild beschreiben, ißt einen Bonbon nach dem andern, lacht laut über jeden Scherz und ist ganz einfach dabei. Fleur kann das nicht mehr, sie hat zuviel eigene Sorgen und hat zuviel erlebt. Aber sie bemüht sich nun, es René gleichzutun; es ist doch ihr letzter Abend hier.

Und es gelingt ihr so gut, daß sie etwas zusammenschreckt, als sich eine warme

Hand leise, verstohlen in die ihre stiehlt. Ein Blick zu René, der auch dabei kein Auge von der Leinwand läßt, nur auf den Blick Fleurs hin lächelt und nickt. Er lehnt sich zurück, seine Hand bleibt eine kleine Weile in der Fleurs, und was die Leute hinter ihnen denken mögen, das ist schließlich gleichgültig. Als dann wirklich das happy-end da und das Glück auf der Leinwand sehr groß ist, da kommt der Besuch dieser Hand wieder, und Fleur findet das so nett, daß sie den leisen Druck verstohlen erwidert.

Ihr letzter Abend: dessen ist sich Fleur bewußt, als sie nachher in dem kleinen russischen Lokal sitzen, das ihr René durchaus hat zeigen wollen. Die eigentümliche Schwere dieses Lokals, dessen bunte Ampeln ein angenehmes Halbdunkel verbreiten, überträgt sich auch auf sie und René. Man trinkt einen Schluck, raucht und spricht. Worüber sprechen junge Menschen, wenn es wichtig wird? Immer nur über sich selbst. Und in dieser Umgebung kann es nicht ausbleiben, daß es eine sehr persönliche Unterhaltung wird, wenigstens was René anbelangt. René überläßt sich gern einmal einer solchen schwermütigen Stimmung, er hat ohnehin selten dazu Gelegenheit. Grund zur Schwermut ist ja genug da – und dieser Fleur, nun, ihr liegt wohl eine solche Stimmung auch mehr.

So gleitet denn das Gespräch zu dem Ausgangspunkt ihres ersten Abends zurück. Was soll mit René eigentlich nun werden? "Bitte, Fleur, ich möchte gern einmal deine Ansicht hören, immer kann ich doch nicht auf einen glücklichen Zufall warten."

Wie gern würde Fleur ihm helfen; erschreckend erinnert diese Frage an die Probleme, die sie zu Hause erwarten. Etwas Neues kann sie ihm nicht sagen: Worte, nichts als Worte.

"Und was wirst du eigentlich unternehmen, Fleur? Bitte, sprich doch etwas über dich selbst."

"Ich," improvisiert Fleur, "was ich machen werde, das ist noch recht ungewiß. Ewig werde ich ja auch nicht in Deutschland bleiben; die ganze Sache paßt mir hier nicht mehr. Als Ärztin kann man draußen wenig anfangen. Vielleicht höre ich noch ein paar besondere Kurse."

Schweigen. Also doch Ärztin, denkt René, ich habe mich also geirrt. "Du wirst doch hier in Berlin bleiben, Fleur?" Das weiß Fleur noch nicht, das wird sich erst entscheiden.

"Ja, René, bei dieser Gelegenheit: morgen fahre ich übrigens ab, zunächst nach Hause, nach Breslau, und bis ich wiederkomme, wird es wohl eine Weile dauern."

Fleur sieht René durch den Zigarettenrauch hindurch an. Schweigen. Die Musik spielt eine schwermütige Weise. René blickt mit weiten Augen auf den Fuß des Weinglases, der er langsam hin und her dreht. Er hat den Kopf gesenkt. Er zieht zweimal die Schultern hoch und sagt noch immer nichts. In dem Halbdunkel des Raumes sieht Fleur seine Mundwinkel zucken und – kein Zweifel: René weint. Ein lautloses, stilles Weinen. Er hebt den Blick nicht von dem Glas. Fleur kann sich nur schwer zu einem Wort aufraffen.

"René," sagt sie leise, "was ist denn?"

René zieht sein Taschentuch und räuspert sich. Er spricht jetzt auch nicht zu Fleur, sondern zu seinem Glas. "Siehst du, Fleur, so ist das nun. Habe ich einmal einen Menschen gefunden, dem ich vertraue, mit dem ich sprechen kann, der irgendwie zu mir gehört – dann dauert es einige Tage, und dieser Mensch fährt fort und kommt nicht wieder. Es ist immer das gleiche: man hat ein paar nette Stunden mit mir, dann habe ich meine Pflicht getan, und man wirft mich fort. Und sieh einmal, Fleur, ich möchte doch anders mit dir stehen, versteh mich doch. Auf meine Weise, gewiß; es ist sicherlich nicht viel dran an mir. Aber vielleicht läßt sich etwas aus mir machen; ich möchte einmal – und gerade dir – zeigen, daß ich etwas sein könnte. Was weißt du denn, Fleur, wie allein ich bin und wie schlecht es mir geht, wie mich die anderen ausnutzen. Was weißt du denn, Fleur, wie ich dich brauche. Ich gehe ja hier eines Tages vor die Hunde. Bitte, liebe Fleur, fahre nicht fort, bleibe bei mir. Wir können es doch miteinander versuchen."

René hat Fleur noch immer nicht angesehen. Er dreht sein Glas hin und her und starrt auf den gleichen Punkt. "Sag doch etwas, Fleuri." Er fährt sich über sein Gesicht, stützt den Arm auf das Knie; sein Kopf ruht auf einer Hand, und im Licht der Ampel glänzt sein Haar.

Fleur sucht nach Worten, aber sie kann keinen klaren Gedanken fassen. Immer fällt ihr der gleiche Satz ein: siehst du, Fleur, das kommt davon.

"René," sagt sie und sieht irgendwohin in den Raum, "du sollst wissen, daß du dich auf mich verlassen kannst. Ich weiß nicht, ob du sonst einen Menschen hast, auf den du dich wirst verlassen können. Ich muß nachdenken, ob ich dir helfen kann, aber dazu brauche ich Zeit. Und sonst – ich kann dir das heute nicht so erklären, vielleicht ein anderes Mal, aber ich würde dir nicht das sein können, was du denkst. Ich weiß nicht, René, wann ich dich wiedersehen werde. Sei gewiß: ich vergesse dich nicht, und wir werden dann zusehen müssen, was wir einander bedeuten."

Es braucht nichts mehr gesagt zu werden, und wenn man so erfahren ist wie

René, dann weiß man, daß es keinen Sinn hat, in sie zu dringen. Man muß vorsichtig sein und ihr Zeit lassen. Eines ist wohl jetzt sicher: sie wird ihm helfen, soviel sie kann.

Als sie dann auf der Straße vor ihrer Haustür stehen, da nimmt er ihre Hand und preßt sie an seinen Mantel: "Also, Fleur, dann auf Wiedersehen, hab vielen Dank für alles, und – ich warte auf dich."

Und Fleur sieht ihn an und sagt lächelnd: "Auf Wiedersehen, René, sei brav, und vielleicht melde ich mich früher, als du glaubst. Tschüß, René, hab auch vielen Dank." Leise fügt sie hinzu: "Und vegiß nicht: ich heiße Fleur."

Sie sieht ihren Omnibus, läuft, winkt noch einmal zurück – und fort ist sie.

René geht ein paar Schritte, zählt sorgfältig die wenigen Geldstücke, die er aus der Tasche gezogen hat, und beschließt, doch noch ein paar Würstchen zu essen. Und ob Aimée heute im *'Chez Louis'* ist?



Fleur fährt vom Hamburger Bahnhof die alten, wohlbekannten Wege nach Hause. Welch ein Unterschied im Straßenbild; wieviel dunkler ist es hier – die großen Lichtreklamen fehlen. Immer wieder ist sie entsetzt, wenn sie von Berlin nach Hause kommt. Welch einen kleinstädtischen Eindruck macht doch diese Stadt im Vergleich zu Berlin. Es legt sich etwas wie Angst auf sie. Hier soll sie nun wieder leben?

Dieses Gefühl verläßt sie ein wenig, als sie in die hell erleuchtete Wohnung kommt. In ihrem Zimmer stehen Blumen, ein großer Kuchen und alles, was zu einem festlichen Empfang gehört. Eva kann das sehr gut, und es ist etwas von der Klugheit der Mutter dabei, die Fleur den Übergang von den guten Tagen in Berlin zu dem ewigen Einerlei hier erleichtern will.

Als sie nach dem Essen in ihrem Zimmer ihre Koffer auspackt – es darf nienand

dabei sein, sie hat doch die Geschenke für Henry mit -, hört sie durch die geschlossene Tür die mitgebrachte Tanzplatte, die Eva im Nebenzimmer spielt. Fleur steht vor ihrem Waschtisch und lauscht. Sie kneift ein Auge zu und nickt sich selbst im Spiegel listig zu: "Gut gemacht, Fleur."

Auch der nächste Tag hat noch die gute Unruhe der Berliner Zeit in sich. Auf dem Wege zur Garage fällt es ihr wieder auf, wie anders hier alles ist. Sie kennt unendlich viele Menschen hier, aber man grüßt sie sehr wenig. Fleur ist davon nicht niedergedrückt; die Aktivität der Berliner Tage ist noch zu stark in ihr.

Die Tür der Garage knarrt vertraut, der Wagen ist verstaubt, aber das ist schnell beseitigt. Fleur steht da und wischt eifrig Staub, ihr wird warm – eine gute, befriedigende Tätigkeit, die ihr am Wagen immer Vergnügen macht, so sehr sie sonst im Haushalt solche Arbeiten haßt. Sie ist fertig, und während sie startet, es dauert heute länger als sonst, sieht sie an der Erde etwas liegen. Sie hebt es auf: ein kleiner Karton. Sie macht ihn auf: ein alter, ganz vertrockneter Kuchen von der Nachtfahrt mit Henry, an jenem Abend, bevor sie nach Berlin fuhr. Fleur wird nachdenklich: kaum zehn Tage ist das her, und was ist inzwischen alles gewesen. Die Träume von der Berliner Reise haben sich besser erfüllt, als zu hoffen war, und damals, ja damals wußte man noch nichts von René. Fleur startet, fährt ab – gut läuft der ausgeruhte Wagen.

Die angenehme Unruhe der Ferienwoche bleibt auch tagsüber noch bestehen. Sie fährt Fred auf Praxis, freut sich über die Fahrt, in ein paar Tagen fangen ihre Kurse wieder an, sie wird Geld verdienen, das sie nötig braucht, und abends kommt Henry... Und Fred betont dieses Übergangsstadium noch. Er nennt Fleur "*kleine Berlinerin*", und das ist irgendwie erfreulich.

So steht Fleur nun am Abend im Korridor und wartet auf Henry. Groß waren die Vorbereitungen. Die Eltern dürfen natürlich wieder nicht wissen, wer zu ihr kommt, und dabei wissen sie genau Bescheid: nett für Fleur, verrückte Situation, aber das ist halt nicht zu ändern.

Fleur friert leicht in dem kalten Korridor, Henry will aber nicht klingeln, und da muß sie eben hier warten. Die verabredete Zeit ist längst vorüber, des rührt sich nichts auf der Treppe. Fleur beginnt unruhig zu werden: in einer Viertelstunde wird das Haus geschlossen, sie muß zusehen, daß es offen bleibt, sonst kann Henry nicht herein. Sie läuft die Treppe hinunter zur Haustür, die noch offen ist, kommt wieder zurück, wartet. Im Vorbeigehen nimmt sie auf dem Trppenabsatz die elektrische Birne heraus; undurchsichtiges Dunkel herrscht jetzt. Henry hat

das gern, es könnte ihn sonst einer der Flurnachbarn unvermutet sehen. Eine halbe Stunde später: sie läuft noch einmal zur Haustür, kommt zurück und geht unruhig im Zimmer auf und ab. Ihr Blick fliegt prüfend über den Tisch: alles in Ordnung. Gute Leckereien, die Henry liebt, Salate, Kuchen, den sie immer aus einem weit entfernten Stadtteil holt, weil er dort am besten ist. Der Wein steht kalt, das Grammophon in Reichweite, Zigaretten, Aschenbecher, alles in Ordnung. Auf dem Tisch steht ein heute neu eingekaufter billiger Leuchter, eine kleine Imitation der Kezenbeleuchtung im *'Chez Louis'*. Wo bleibt Henry? Er wird wohl nicht mehr kommen, wahrscheinlich ist er irgendwie verhindert worden.

Da – ein leises Rascheln an der Tür: wirklich Henry. Eine Mütze auf, eine Autobrille, den Kragen hochgeschlagen, ganz außer Atem. Beide sagen nichts, bis sie im Zimmer sind. Henry wirft sich auf einen Stuhl, er muß erst wieder Luft haben.

"Was ist denn los, Henry?"

Ja, Henry konnte leider nicht früher kommen, er hatte zu tun.

Das ist eine freundliche Lüge. Die Wahrheit ist, daß er schon seit mehr als einer Stunde um den Häuserblock geschlichen ist. Er hatte Angst, ins Haus hineinzugehen; immer glaubte er ein bekanntes Gesicht zu sehen. Es wissen so viele Leute, daß Fleur hier wohnt, und wie er zu diesem Hause stand, das hat die ganze Stadt gewußt.¹⁰ Er war schon drauf und dran, Fleur anzuläuten und für heute abzusagen. Dann hat es ihm aber um ihre Enttäuschung und seine eigene leid getan, er hatte sich doch wirklich auf Fleur und den heutigen Abend so gefreut. Das alles kann er aber Fleur nicht erzählen, so gern er es möchte und so nötig es ihm wäre, sich einmal auszusprechen. Es geht nicht, es wäre für Fleur, die sicher sehr angeregt aus Berlin zurückgekommen ist, zu deprimierend. Da ist sie also.

Henry steht auf, dreht Fleur zum Licht, sieht sie an und gibt ihr einen Kuß: "Gut, daß du wieder da bist, Fleur."

"Ach, Henry", sagt Fleur und legt ihren Kopf an seine Schulter.

Und sie gehen dann gemeinsam zum Tisch, hübsch sieht es aus mit den brennenden Kerzen. Er läßt sich verwöhnen, freut sich über die mitgebachten Sachen. Schrecklich bunt ist der Schal, denkt er dabei, den kann ich unmöglich hier tragen. Aber Fleur sieht, daß er sich freut, und das ist ja auch so gedacht. Man ißt gute Sachen, und zuerst muß Henry erzählen.

Es ist nicht viel, was er zu berichten hat; in einer Woche kann sich doch nichts Besonderes ereignen. Er ist abends immer zu Hause gewesen und hat sich

¹⁰ Hamburg hatte zu dieser Zeit über eine million einwohner.

tüchtig ausgeschlafen.

Fleur lacht: wie richtig waren ihre Vorstellungen von Henrys Zeitvertreib! Einmal, ja richtig, einmal war er mit Bekannten in einer Weinstube und hatte noch zwei Tage danach Kopfschmerzen, wie das so ist. Fleur braucht Henry weiter nichts zu fragen – er schwindelt nie, und sie ist seiner sicher. Sie stellt einen Teller fort, und im Vorbeugehen bekommt er einen Kuß. Wie lieb hat sie ihn.

Und daß er trotz allem wieder hier sitzt... Fleur weiß, es ist schwer für ihn, und die nächsten Tage wird er wieder Sorgen haben, ob ihn auch niemand gesehen hat. Aber jetzt ist er da, sieht frisch und hübsch aus, und es ist alles so klar zwischen ihnen wie je. Man ist zu Hause, das spürt Fleur wie einen heftigen Schmerz, einen guten Schmerz.

"Das hilft dir alles nichts, Fleur, jetzt wird erzählt."

Ja, nun beginnt die Wiedergabe dieser Woche, und sie dauert eine lange Zeit. Fleur ist eine gute Erzählerin, sie vergißt keine Einzelheiten: mit wem sie in der Bahn zusammen gefahren ist, was sie dachte, als sie nach Berlin fuhr. Henry macht diese Reise sozusagen nachträglich mit. Ihm werden die mitgebrachten Reklamehefte aus der Eisenbahn gezeigt, die Programmhefte aus den Theatern und Konzerten, und Fleur beschreibt in ihrer Lebendigkeit die Vorführungen, Farben und Tänze, die sie am ersten Abend mit den Eltern so begeistert haben. Ja, und nun wird die Geschichte mit René fällig; denn natürlich muß sie Henry das erzählen. Sie kommt gar nicht auf den Gedanken, es nicht zu tun.

Bevor aber René in das Licht der Erscheinung tritt, muß Henry eine neue Tanzplatte hören. Fleur dreht das Grammophon an, ihre Zigarette balanciert sie dabe im Mundwinkel.

"Sag mal, Fleur," fragt Henry, "was rauchst du da jetzt eigentlich für Zigaretten, englische?"

Nun ja, warum nicht, Fleur raucht jetzt englische Zigaretten in grüner Packung, die gibt es auch hier. Ihr etwas süßlicher Duft zieht durch das Zimmer.

"Fürchterlich," findet Henry, "ich würde die schweren Dinger nicht vertragen."

Fleur läßt die neue Platte spielen: die Wachskerzen knistern, und der Rauch der englischen Zigaretten hängt im Raum. Und so ist schon Erinnerung, was ein paar Tage vorher noch Wirklichkeit war. Fleur hört nachdenklich zu: nun sitze ich also wieder hier und Henry mir gegenüber. In der kleinen Flamme des Lichts vor sich sieht sie das Zimmer im 'Chez Louis', viele elegante Menschen, die Musik spielt wie hier, und René sitzt neben ihr. Und diese Atmosphäre ist nun in diesem Zimmer, aber nur für sie. Henry findet an der Platte nichts Besonderes, sie ist etwas laut, und der Tanzrhythmus ist ihm neu.

"Na ja," sagt er, "das muß man wohl in der dortigen Umgebung gehört haben."

Und nun tritt René zutage; Fleur verschweigt nichts, weder ihren Besuch auf der Party, noch den am Morgen, noch den wiederholten Kuß, noch ihre Mühe, René zu bändigen. Henry darf und soll alles wissen; schließlich hat sie nichts zu verschweigen. Aber unwillkürlich wird die Erzählung doch etwas anders, als sie es eigentlich sein müßte. Fleur ist darin weniger aktiv, als sie in Wirklichkeit war. Die Umfärbung ist jedoch für sie selbst kaum bemerkbar. Etwas erzählt sie Henry natürlich nicht: ihre Angst, René könnte ein Spitzel sein. Henry könnte dann zu leicht denken: siehst du, wie vorsichtig du bist. Und wenn ich es bin, bist du womöglich ungehalten. Ihm zu erzählen, daß sie im wesentlichen seinetwegen beunruhigt war, ist noch schwieriger. Es wäre geschmacklos, über diese Dinge zu sprechen.

Dazwischen spielt man die anderen Platten, trinkt sich zu, raucht, nascht von den guten Sachen, und auch in dieses Zimmer zieht so etwas wie ein Hauch der Großstadt ein und der guten Tage, die nun schon eine Erinnerung sind.

Henry sitzt in einem Sessel und freut sich über die Lebhaftigkeit Fleurs. Wie erholt und munter ist sie zurückgekommen, seine Fleur. Ihre Augen leuchten groß. Jung sieht sie aus, und wie klug und lebhaft sie erzählt. Es ist eine Freude, ihrem Mienenspiel zuzusehen. Was ist sie doch für ein wunderbares Mädchen, seine Fleur. Und diese Geschichte mit diesem René – es scheint ein ziemlicher Windhund zu sein – ist großartig. Angelt sich einfach einen netten Jungen und kommt dadurch unter Leute, macht eine richtige Party mit. Zum Totlachen: Fleur auf Großstadtwegen. Monatelang könnte er selbst in Berlin sein und würde nicht soviel erleben wie Fleur in der einen Woche, und das ist weiß Gott die Wahrheit. Er läßt sich René genau beschreiben und weiß nun: René hat blonde Haare, ist unverschämt jung, tanzt gut und hat ungefähr die gleichen Sorgen, wie Fleur sie hat, nein, haben müßte. Denn darüber wundert sich Henry immer wieder in all den Jahren, daß Fleur sich nicht mehr Sorgen macht. Er weiß, daß das nur seinetwegen geschieht, weil sie eben in der Stellung zu ihm ihr Leben als erfüllt ansieht. Auch das versteht Henry nicht ganz: was soll eigentlich später werden, wenn das so weitergeht. Es ist aber unmöglich, mit Fleur darüber zu sprechen. Sie würde das mißverstehen müssen. Es gibt eben Dinge, über die man nicht sprechen kann, auch wenn der andere noch so vernünftig ist. Ja, also dieser René macht sich Sorgen – und wohl mit Recht.

"Und was hast du für einen Eindruck von ihm, Fleur?" Ja, was hat sie eigentlich für einen Eindruck? Das ist schwer zu sagen. Etwas leichtsinnig vielleicht, in

seiner Situation ist das aber zu verstehen, was soll er nur machen. Und wovon er lebt? Keine Ahnung, wohl von seinen Freunden; das hungert sich eben so durch. Schlimm – Henry kann sich nicht vorstellen, wie das ist, und Fleur ja eigentlich auch nicht. Henry raucht versuchsweise eine von Fleurs Zigaretten und wirft sie wieder fort.

Also dieser René, man spricht nun schon eine ganze Weile über ihn. Henry schmunzelt, er kann sich denken, wie verliebt der Junge in Fleur war, denn wenn Fleur sich Mühe gibt – und kein Zweifel, sie hat sich hier Mühe gegeben -, dann soll der Himmel hüten. Nicht mit einem Gedanken kommt Henry darauf, daß Fleur sich etwas aus diesem Jungen machen könne. Es wäre auch gänzlich verrückt, darauf zu kommen. Seine Fleur, er kennt sie doch, für sie gibt es keinen anderen Menschen. Sie hat sich eben etwas amüsiert und ihr Vergnügen gehabt. Es ist ihr sehr zu gönnen. Und wie sie ihm einen falschen Namen genannt hat und als Ärztin herumgelaufen ist – wunderbar. Henry spürt natürlich, daß das irgendwie seinetwegen geschah, aber das ist ja gleichgültig.

"Und, Fleur, wie wirst du dich wieder bei ihm melden?"

Fleur macht eine vage Handbewegung: "Gar nicht, es waren nette Tage – aus."

Henry lacht: "Absoluter Unsinn, Fleur, das ist ja auch nicht dein Ernst. Denk einmal, wie nett das für dich ist, jemanden zu haben, der mit dir ausgeht, wenn du wieder nach Berlin fährst. Ein etwas teurer Begleiter zwar, aber ideal kann eben nicht alles sein. Ihr habt die gleichen Sorgen – ich finde, das paßt eigentlich sehr gut."

Als Henry fortgeht, ist es früher Morgen. Und es gibt einen glücklichen Menschen in dieser Stadt: Fleur.



Allmählich, ganz allmählich gleitet Fleur wieder in den Alltag. Sie fährt Fred auf Praxis und ist viel auf der juristischen Bibliothek, wo sie

merkwürdigerweise – es ist wohl nur ein Versehen – noch immer Zutritt hat. Sie hat auch wieder ein paar Schüler für ihre Kurse, aber es ist sehr schwer geworden, Teilnehmer zu finden. Und wenn sich doch jemand die guten Stunden nicht entgehen lassen will, dann schleicht er in spätester Abendstunde heraus, oder Fleur muß in seine Wohnung fahren, um dort mit ihm zu arbeiten. Sie tut auch das, sie muß ja Geld verdienen, so deprimierend immer wieder diese heimlichen Dinge für sie sind.

Ihr ganzes Leben besteht jetzt eigentlich nur noch aus Heimlichkeiten. Um Henry anzurufen, fährt sie weite Strecken; sie läutet ihn dann von irgendeiner Telefonzelle in einem entfernten Stadtteil an. Wenn man sein Telefon überwacht, was wahrscheinlich ist, dann würde ein oft wiederholter Anruf von der gleichen Zelle auffallen und gute Gelegenheit zu gefährlichen Nachforschungen geben. Ihre Tätigkeit, durch die sie das wenige Geld verdient, darf sich auch nur noch in aller Heimlichkeit abspielen, und wann sie nicht mehr auf die ihr unentbehrliche Bibliothek gehen können, ist nur eine Frage der Zeit. Oft genug, wenn sie dort ist, sieht sie sich ängstlich um, ob auch niemand sie erkennt und an ihrer Gegenwart Anstoß nimmt: nicht aus eigener Gehässigkeit, sondern einfach, um sich bei der **Partei** einen guten Namen zu machen. Es würde vielleicht genügen, um Karriere zu machen oder einen früheren politischen Fehler auszugleichen.

Fleur ist nun bald wieder einen Monat zu Hause, und die Wellen der unerträglichen Depression drohen abermals über ihr zusammenzuschlagen. Eva beobachtet sie ängstlich: nichts mehr von der Spannkraft, über die sie sich mit Fred in Berlin so freute. Fleur pendelt teilnahmslos von einer ihrer kleinen Pflichten zur anderen. Sie liest keine Zeitungen mehr – es hat ja auch keinen Sinn. Mit ihr über die Dinge zu sprechen, die sie so bedrücken, ist ausgeschlossen; spricht man davon, so steht sie nach wenigen Minuten auf und geht in ihr Zimmer. Selten geht sie ins Kino, ihr fehlt die Spannkraft, so lange stillzusitzen.

An fast allen Abenden fährt Fleur jetzt ziellos mit dem Wagen durch die Stadt. Es ist zwar sinnlos, aber sie wird dadurch etwas entspannt. Das Ganze dauert, wenn man noch so große Umwege macht, kaum eine Stunde, und dann ist auch diese Möglichkeit erschöpft. Mindestens einmal fährt sie an den Fenstern von Henry vorbei; sie hupt, obgleich das Strafe kostet, um ihm zu zeigen, daß sie da ist. Wenn sie Glück hat, dann hört er sie auch, kommt ans Fenster, schlägt den Vorhang zurück, - sie sieht auf ein paar Sekunden seinen Schatten und freut sich dann selbst über diese winzige Gemeinsamkeit. Wenn Henry abends

irgendwohin geht, es kommt oft genug jetzt vor, dann fährt Fleur an dem Haus vorbei, sieht seinen Wagen draußen stehen und freut sich auch darüber. Man muß zusehen, was man vom Leben bekommt, und man muß verstehen, auch die ganz kleinen Freuden mitzunehmen.

Gut, daß weder Eva noch Fred ahnen, was Fleur macht, wenn sie gar nicht mehr ein und aus weiß. Dann sitzt sie nach ihrer Rundfahrt durch die Stadt, nach der Vorbeifahrt an Henrys Haus und nach Erschöpfung aller sonstigen Zielmöglichkeiten einfach im Dunkeln im Wagen an irgendeiner Straße, raucht eine Zigarette nach der anderen und träumt vor sich hin. Sie verliert dann den niederdrückenden Zusammenhang mit der schrecklichen Wirklichkeit, und ihre Gedanken verlieren sich irgendwohin...

Ganz selten fährt sie aus der Stadt hinaus in die Winterlandschaft. Ihre Mittel sind nun so beschränkt, daß sie oft das Geld für das Benzin nicht übrig hat, und wenn sie es doch einmal tut, dann stapft sie mit ihren hohen Stiefeln allein durch den Schnee, kehrt erfroren in einem kleinen Dorfkrug ein, in dessen verräucherter Wirtsstube ein paar alte Männer bei ihren Pfeifen schwatzen, trinkt einen heißen Tee und kann das bedrückende Bewußtsein nicht loswerden, daß sie keine andere Zukunft vor sich hat, als diese alten, verbrauchten Männer da. Und während sie hier sitzt, sind alle ihre Altersgenossen in der Stadt eingespannt in den Kreis einer sinnvollen Arbeit.

Als sie am Tage nach einem solchen Ausflug morgens am Frühstückstisch sitzt, läßt sich der Prokurist des großen Konzerns bei ihr melden, mit dessen Inhaber Fleur zur Schule gegangen ist. Es handele sich um eine dringende Angelegenheit, und er müsse Fleur selbst sprechen.

Wenige Minuten später sitzt ihr der Mann gegenüber. Sie kennt ihn seit vielen Jahren. Oft genug ist sie in dem Unternehmen gewesen: mit Eva bei ihren Einkäufen oder mit dem Jungen nach der Schule, um sich von seinem Vater einen Bonbon abzuholen. Die Verbindung hat sie immer aufrechterhalten, lose nur, weil seine Interessen andere waren, aber doch so, daß man miteinander Fühlung behalten hat.

Der Mann sitzt Fleur gegenüber und sagt: "Bei uns ist etwas Fürchterliches geschehen. Wir haben versucht, Sie gestern zu erreichen, aber Sie waren fortgefahren, und so mußte alles bis heute bleiben."

Und in kurzen Worten schildert er die Ereignisse, die ihn hierher geführt haben: Gestern ist im Büro der Geschäftsleitung eine Kommission von drei uniformierten **Parteibeauftragten** erschienen, die den Inhaber zu sprechen verlangten. Sie

erklärten, das Unternehmen mit allen dazugehörigen Häusern, Maschinen und Anlagen müsse noch heute einem **Parteimitglied** übergeben werden, da das Fortbestehen des **jüdischen** Betriebes nicht geduldet werden könne. Sie nannten den Käufer und den Preis: einen geringen Bruchteil des eigentlichen Wertes des Unternehmens. Bedingung: Sofortiger Abschluß spätestens in drei Stunden, sonst müsse man den Inhaber in Haft nehmen. Sie würden nach drei Stunden wiederkommen, um zu hören, wie man sich entschlossen habe. Eine Verlängerung der gestellten Zeit sei ausgeschlossen, jawohl, auch dann, wenn die anderen beteiligten Gesellschafter der Firma oder der Anwalt nicht erreichbar sein sollten. Man solle froh sein, wenn man überhaupt einen Kaufpreis bekomme. Es sei in den Jahren, in denen man den Betrieb aufgebaut habe, ohnehin nur alles zusammengestohlen worden.

Ja, dann waren die Leute fortgegangen, und man hatte versucht, in aller Eile durch Ferngespräche und Kabel die Beteiligten in Kenntnis zu setzen und zu befragen. Denn kein Zweifel: die Drohung war ernst gemeint, und für den Fall der Ablehnung war mit dem Schlimmsten zu rechnen. Oft genug schon hatte man von gleichen Fällen gehört.

Hastige Besprechungen mit dem Prokuristen, Telefonate über Telefonate: die Teilhaber zumeist unerreichbar, der Anwalt der Firma verreist. Alle Organisationen, die man um Hilfe bat, hatten sich geweigert, in einer derart gefährlichen Sache für eine jüdische Firma, die ja in diesem Staat schutzlos ist, etwas zu tun. Schon nach kurzer Zeit war es klar, daß man sich allein würde entscheiden müssen. Auch nur der Gedanke an eine Verhandlung oder einen Zeitaufschub war lächerlich. Kein Zweifel: es war ernst.

Und dann ist fünf Minuten vor Ablauf der Zeit über den sonst so unbeholfenen, weltfremden Erben so etwas wie das Bewußtsein einer zu wahren Tradition gekommen. Er hat sich, ohne auf die alten Angestellten der Firma zu hören, an seinen großen und wie immer von Papieren freien Schreibtisch gesetzt und nach kurzem Nachdenken eine auf Fleur lautende Vollmacht ausgestellt, in der er sie allein ermächtigt hat, das Unternehmen bis zum Verkauf weiterzuführen, sein Vermögen zu verwalten und nach ihrem Gutdünken Verkaufsverhandlungen zu führen und abzuschließen. Er kennt den Ruf Fleurs und weiß, wenn jemand etwas für ihn tun kann, dann ist sie es. Und als Frau ist sie auch weniger gefährdet.

Als er dann wenig später den drei Uniformierten erklärte, es sei unmöglich, in so kurzer Zeit solche Entschlüsse zu fassen, da haben sie ihn verhaftet, nicht ohne ihm aufs deutlichste klarzumachen, daß ihm das **Konzentrationslager** gewiß

sei. Die auf dem Tisch liegende Vollmacht war ihnen entgangen.

Und nun wird Fleur sich zu entscheiden haben, ob sie wirklich in der Sache tätig sein will.

Fleur hat nur ein Wort gesagt: "Selbstverständlich" und ist aufgestanden, um sich fertigzumachen. Sie weiß was ihr bevorsteht, aber so schlimm alles ist und so gefährlich die Situation: endlich hat sie eine Aufgabe vor sich.



Mit einem Blick umfaßt Fleur den weiten Verkaufsraum, in dem sich außer den Angestellten zu einer so frühen Morgenstunde kaum jemand befindet. Als Fleur den kurzen Weg zum Fahrstuhl nimmt, um in die Direktionsräume zu fahren, hat sie das Gefühl, daß ihr die Welle eines feindseligen Widerstandes entgegenschlägt. Es kann kein Zweifel darüber sein: hier kennt sie jeder, und man weiß, warum sie kommt. Niemand grüßt sie, man sieht sie scharf oder ernst, aber ausnahmslos unfreundlich an, prüft ihre Erscheinung von oben bis unten. Passiver Widerstand: sogar der Junge im Luft ist mürrisch und dreht ihr den Rücken zu. Gut, daß er nicht das belustigte Lächeln von Fleur sehen kann. Sie würde sonst einen Feind mehr hier haben.

Wenig später sitzt Fleur im Direktionsbüro an dem großen Schreibtisch. Es ist eine Totenstille hier, die gepolsterten Türen halten das surrende Geräusch des großen Betriebes fern. Sinnend sieht Fleur um sich. Es ist sehr unwirklich, daß sie nun hier sitzt, allein verantwortlich und zu Entscheidungen berufen. Sehr

allein und sehr gefährdet. Leise schwingt das Ticken der hohen Standuhr drüben aus der Ecke durch den Raum. Auf dem großen Schaltbrett des Telefons vor ihr springen die bunten Lichter auf und verlöschen wieder. Dieses Ticken der Uhr und das Auf und Ab der Lichter ist das einzige Leben im Zimmer.

Fleur geht hin und her, wie immer, wenn sie nervös ist. Es wird aber dadurch nicht lauter hier – der Teppich verschluckt ihre Schritte. Sie bleibt vor dem unter Glas ganz vergilbten Gründungsdokument der Firma stehen. Achtzehnhundertachtundvierzig: auch damals unruhige Zeiten, aber alles nicht mit dem vergleichbar, was hier geschieht. Seit es Recht und Gesetz gibt, ist so etwas noch nicht geschehen.

Wieder nimmt Fleur ihren Weg auf, die Uhr tickt, und die Lichter kommen und erlöschen. Es ist nicht abzusehen, wie sie das eigentlich schaffen soll: die Leitung eines Geschäftes, von dem sie doch nichts versteht, verantwortlich für die Beobachtung all der vielen neuen Verordnungen, deren Verletzung, wie alles in diesem Staat, schwer bestraft wird. Die Verhandlungen mit der Vertretung der Angestellten, mit der Geschäftsleitung, mit den Behörden – und zu allem noch die sicher sehr schwierigen Verkaufsverhandlungen: vollkommener Wahnsinn, aber – es muß geschafft werden.

Schrecklich ist diese unheimliche Ruhe hier, und wo soll man anfangen? Ein Plan muß überlegt werden.

Da, wie gut! Die tödliche Stille wird durch einen Telefonanruf unterbrochen. Fleur ergreift den Hörer und nimmt den Kampf mit diesem komplizierten Apparat auf. Auch er scheint ihr nicht wohlgesinnt zu sein, denn erst nach einer Weile und mit Hilfe der Zentrale kommt der Anruf Freds durch.

"Hallo", ruft Fleur.

"Na, Fleur," sagt Fred, und seine vertraute Stimme ist ein rechter Trost, den sie jetzt gut brauchen kann, "na, Fleur, wie geht es denn?"

"Wie es geht," antwortet Fleur und lacht in den Apparat hinein, "gut."

Viel kann sie ja nicht sagen, denn es ist sicher, daß die Zentrale das Gespräch mithört.

"Werde viel zu tun haben", fügt sie vorsichtig hinzu.

"Glaube ich", sagt Fred.

Wie empfindet Fleur in diesem Augenblick, wie sehr sie alle drei zueinander gehören, sie, Fred und Eva, die sicher hinter ihm steht und zuhört. "Alles Gute, Fleur, wir erwarten dich zum Essen."

"Wenn ich kann...", sagt sie, und damit sind sie fertig.

Als sie den Hörer niederlegt, ist sie wieder die alte, energische Fleur. Sie weiß jetzt, was sie zu tun hat. Sie sucht den Schreibtisch nach einem Klingelknopf ab, den sie auch nach einigem Suchen unterhalb der Schreibtischplatte findet, und wirklich: der im Vorzimmer sitzende Junge erscheint. Für eine Viertelstunde später läßt sie die Mitglieder der Geschäftsleitung zu einer Besprechung bitten, und dann wird sich zeigen müssen, wie die Dinge stehen. Während diese Nachricht durch das Haus läuft, besticht Fleur kurz entschlossen den Jungen mit ein paar Zigaretten und läßt sich die Bedienung des Telefons zeigen.

Und dann ist es soweit, und der Junge meldet ihr, daß alle beisammen sind. Eigentlich hatte Fleur geglaubt, daß die Besprechung in ihrem Zimmer stattfinden würde. Als der Junge, der noch immer an der Tür steht, mit einer Handbewegung "bitte" sagt, da geht sie etwas verwirrt vor ihm hinaus, folgt ihm durch einen langen Gang und steht plötzlich in einem großen Raum vor einer Versammlung von vielen Menschen. Aus dem Dunkeln kommt sie plötzlich in helles Licht; geblendet kneift sie die Augen zu und wirft einen kurzen Blick um sich. Niemand wird merken, wie sehr sie über die Größe dieser Versammlung erschrocken ist.

Als Fleur im Türrahmen erscheint, wird es still in dem Raum. Die zusammenstehenden Gruppen hören mit ihrer Unterhaltung auf, alle sehen zur Tür, in der schmal, sehr elegant in ihrem schwarzen Kostüm mit dem kleinen weißen Kragen, mit großen Augen um sich sehend, Fleur steht. Sie macht einen unsicheren Schritt ins Zimmer. Es ist nun ganz still geworden. Viele bekannte Gesichter: alte, im Dienst der Firma ergraute Männer, einige junge Burschen, wohl durch die neue Zeit in die Geschäftsleitung gekommen. Wenige Frauen, müde und verbraucht. Fleur ist im Gegensatz zu ihnen wie ein Besuch aus einer anderen Welt.

Fleur begrüßt niemanden, weil auch niemand auf sie zugeht. Stille noch immer. Fleur kennt diesen Raum nicht. Sie sieht einen großen, grün bespannten Tisch; vor jedem Platz liegen, soldatisch ausgerichtet, je ein Notizblock und ein gespitzter Bleistift. Fleur, die immer sehr lichtempfindlich ist und nie ins Helle sehen kann, geht in der Richtung des Fensters mitten durch die Reihen der zusammenstehenden Leute. Die Stille wird durch das Scharren der Schuhe und das Rücken der Stühle unterbrochen. Fleur steht nun am Fenster, am Kopfende des langen Tisches, hinter einem großen Stuhl mit hoher Lehne. Sie legt ihre Handtasche auf den Tisch, und während sie eine Hand auf die Lehne des Stuhles legt, sagt sie in die Stille hinein mit ihrer angenehmen Stimme: "Darf ich bitten, Platz zu nehmen?"

Ein allgemeines Stühleschieben; auch Fleur sitzt nun in ihrem hohen Stuhl. Sie sieht den Tisch entlang, während sie sich in die eine Ecke des Stuhles schmiegt, der viel zu groß für sie ist. Es werden etwa fünfundzwanzig Menschen am Tisch sitzen, und sie sind mindestens ebenso gespannt wie Fleur, was nun kommen wird. Fleur hat selbst keine Ahnung, wie die Sache sich abspielen wird, sie weiß auch nicht, was sie sagen soll. Aber es hat sich noch immer alles irgendwie ergeben.

Papier raschelt, jeder bereitet sich auf seine Weise vor. Ein alter Mann nimmt die Brille ab, legt sie auf den Tisch, fährt sich über die müde Augen und bleibt mit der Hand vor den Augen sitzen. Die Frauen sitzen zumeist kerzengerade da und sehen starr in die Luft. Daß das Mädchen Fleur, das Jahrzehnte jünger ist als sie, nun hier etwas zu sagen haben soll, ist ihnen keineswegs recht.

Die Jungen aber sehen ihren **Obmann** an. Er ist in diesem Hause der Beauftragte der **Partei**, ein junger, blonder Bursche, der kurz vor Bildung der nationalsozialistischen Regierung auf einem untergeordneten Posten eingestellt worden war. Er ist höchstens achtundzwanzig Jahre alt, seit frühester Jugend Mitglied der **Partei** und daher jetzt ihr Vertrauensmann. Er wird schon dafür sorgen, daß dieses Mädchen sich nicht wichtig macht und glaubt, den Verkauf der Firma hindern zu können. Er hat dafür gesorgt, daß alle an diesem Tisch wissen, daß er irgendwelche wichtigen Anweisungen hat. Er ist derjenige, der das Geschick der Firma bestimmen wird, nicht Fleur.

Fleur aber sitzt noch immer etwas unschlüssig da. Sie erwartet eigentlich, daß irgend jemand das Wort ergreifen und sie einführen wird. Eben hat sie zufällig den Blick eines Mannes gesehen, der mit dem Vertrauensmann der Partei einen lächelnden Blick des Einverständnisses wechselt. Fleur hat das Gefühl, daß hier irgend etwas gegen sie vorgeht, und das macht sie kalt und sicher. Sie ist sehr blaß geworden, und ihre roten, ungeschminkten Lippen zeichnen sich scharf in ihrem Gesicht ab, ihr linker Mundwinkel zuckt etwas. Jetzt beugt sie sich vor, faltet die Hände auf dem Tisch und sagt fragend: "Wenn die Herren rauchen wollen..."

Der alte Mann nimmt darauf die Hand von den Augen, greift nach seiner Brille, setzt sie auf und sieht sich Fleur durch die Brille an: so etwas ist in den letzten vier Jahrzehnten hier noch nicht vorgekommen. Er hat jetzt mit dem jungen Chef die dritte Generation erlebt: gewiß, nach dem Schluß der Sitzung hat der Chef einigen Leuten eine Zigarre angeboten, aber allgemeines Rauchen während der Besprechung? Nein, das hat es nie gegeben. Er sieht mißbilligend zu Fleur und

dann zu den jungen Leuten hinüber: ob sie wirklich rauchen werden? Nein, sie tun es nicht, weil sie sich darüber ärgern, daß Fleur sich als Gastgeberin aufspielt. Alle sehen den jungen **Obmann** an, der auf dem vor ihm liegenden Block herumzeichnet und höhnisch vor sich hin lächelt. Das war kein Erfolg für Fleur.

Während sie mit ihrem ledernen Zigarettenetui spielt – Henry hat es ihr einmal geschenkt –, sagt sie mit ihrer dunklen Stimme in die lastende Stille hinein: "Meine Damen und Herren, ich habe Sie hierher gebeten, weil ich Ihre Hilfe brauche. Sie wissen, unter welchen Umständen ich hierher gekommen bin. Für mich war der mir erteilte Auftrag genau so überraschend wie für Sie alle."

Fleur hebt die Augen von dem Etui, lehnt sich in ihrem Stuhl zurück und sieht hinüber zu dem Bild an der ihr gegen überliegenden Wand. Sie kann von hier aus nicht erkennen, was es ist, es scheint irgendeine Meerlandschaft zu sein. Es ist ein guter Halt für sie, denn, nicht wahr, auch dies wird einmal vorübergehen, so oder so. Sie hat einen Augenblick lang das Gefühl, das man hat, wenn man draußen am Meer einen frischen Seewind spürt. Aus diesem Gefühl heraus kommt ihr der Mut zu einer neuen Initiative: sie muß es schaffen.

"Sie wissen," fährt sie fort, "daß derjenige, auf dessen Platz ich hier sitze, bevor er das Haus verließ, eine auf mich lautende Vollmacht ausgestellt hat, an deren Rechtsgültigkeit keine Zweifel bestehen."

Stille.

Der **Parteiobmann** unterbricht seine Zeichnungen, hebt den Kopf und sieht Fleur an. Sie begegnet den etwas wässrigen Augen und hält ihnen stand. Sie hat keine Ahnung, wer das ist, und weiß auch nichts von seiner Eigenschaft; sie hat es absichtlich vermieden, sich vorher über die Einstellung der einzelnen Mitglieder der Geschäftsleitung zu informieren. Vielleicht war das dumm, denkt Fleur, als dieser unangenehme, feindliche Blick wieder von ihr abgelenkt.

Fleur sieht die Tischreihe entlang: keine irgendwie geartete Reaktion. Die wenigsten sehen sie an, fast alle starren nachdenklich irgendwohin. Drüben fällt jetzt die Sonne auf das Bild, es scheint wirklich eine Meerlandschaft zu sein. Es ist drückend warm hier.

"Die Ausführung dieses Auftrages", fährt Fleur fort, "ist nur mit Ihrer Hilfe möglich. Ich verstehe von einem solchen Geschäft nichts, ich bin, wie Sie wahrscheinlich wissen, Juristin. Ohne Ihre Unterstützung, dessen bin ich mir bewußt, werde ich nichts tun können. Wenn ich Sie daher hierher gebeten habe, um Sie um Ihre Hilfe zu bitten, so geschieht das nicht meinetwegen, sondern im Interesse der Sache. Meine ganze Tätigkeit", fährt Fleur mit ihrer klaren Stimme

fort und sieht scharf zu dem jungen Mann mit den wäßrigen Augen hinüber, "wird sich mit Ihrer Hilfe nur unter dem einen Gesichtspunkt vollziehen: den Verkauf so schnell wie möglich durchzuführen. Das Verbleiben des Betriebes in den Händen des bisherigen Inhabers ist unmöglich, und ich werde dafür zu sorgen haben, daß dies keine Minute länger dauert, als es unbedingt nötig ist. Sie wissen aber als erfahrene Kaufleute mindestens ebensogut wie ich, daß zu dem Verkaufsabschluß technische Vorbereitungen gehören, bei denen ich Ihre Hilfe brauchen werde. Ich werde sie um Nachsicht bitten müssen, wenn ich von den technischen Dingen wenig verstehe, die juristischen sind mir dafür um so vertrauter. Bei einer guten Zusammenarbeit werde wir in kürzester Zeit, wie ich hoffe, den beiderseits ersehnten Erfolg herbeiführen können."

Fleur ist mit dem, was sie sagen wollte, fertig. Stille jetzt. Der alte Mann hustet heftig und wischt sich mit dem Taschentuch über die Augen. Alle sehen jetzt zu Fleur hinüber, nur der junge Mann hat seine Zeichnungen wieder aufgenommen. Er beugt den Kopf über ein Papier und macht Striche darauf.

"Ich nehme an," dringt die klare Stimme Fleurs wieder durch den Raum, "daß Sie sich selbst zu diesen Dingen äußern wollen, und bitte Sie, das so freimütig wie möglich zu tun."

Einer sieht jetzt zum andern. Der alte Mann kratzt sich hinter dem Ohr und macht eine Handbewegung, die alles bedeuten kann. Seine alte Kollegin, die Buchhalterin, zuckt mit den Schultern, faßt in die Handtasche und schneuzt sich laut und vernehmlich mit ihrem Taschentuch die Nase. Die Jungen sehen zu ihrem Vertrauensmann hinüber, der noch immer auf seinem Block zeichnet. Fleur sieht, um allen Zeit zu lassen, zu ihrem Bild hinüber; die Sonne ist inzwischen weitergegangen und beleuchtet nur noch die rechte Hälfte. Einige nutzen die Gelegenheit aus, um sich Zigaretten anzuzünden; hier und da flammen die Streichhölzer auf. Der alte Mann sieht zur Decke und denkt: das ist nun das Ende dessen, was drei Generationen erarbeitet haben.

"Ja," sagt Fleur, "wenn wir uns einig sind, dann, denke ich, gehen wir alle an unsere Arbeit."

Sie wartet noch einen Augenblick, steckt dann ihr Zigarettenetui und ihre Streichhölzer ein, drückt ihre Zigarette in dem Aschenbecher aus, sagt abschließend: "Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit", steht auf und geht, ihre Handtasche unter dem Arm, durch die Gasse, die man ihr macht, zurück in ihr einsames Zimmer mit dem leeren Schreibtisch.

Die meisten verlassen unmittelbar nach ihr den Raum. Es wird kaum dabei gesprochen, nur der alte Mann sagt zu der Buchhalterin: "Kinder, Kinder."

Von den Jungen gehen zwei oder drei zu dem **Obmann**, der als einziger noch immer am Tisch sitzt, die Hände tief in den Taschen vergraben, die Beine weit unter den Tisch gestreckt. Er lacht von unten zu seinen Freunden herauf.

"Na," meint der eine, "was sagst du nun? Ich dachte, du würdest der Gans in die Parade fahren?"

"Kommt noch," antwortet er, "abwarten. Werden uns sehr vorsehen müssen, ist ein kluges Aas."

Damit steht er auf, klappt den Notizblock zu, nimmt ihn unter den Arm und verläßt mit den anderen das Zimmer.

Wenige Minuten später tut sich ganz leise die Tür auf. Fleur steckt den Kopf herein und sieht sich um, ob sie allein ist. Sorgfältig schließt sie die Tür hinter sich und geht zu dem Bild, das sie vorher nur aus der ungewissen Entfernung gesehen hat. Es ist keineswegs eine Seelandschaft, sondern eine alte Ansicht von Hamburg. Sie steht lange davor, es ist ein schlechtes altes Stadtbild wie viele andere auch, aber es hat ihr vorhin Mut gegeben. Sie nickt ihm zu und sagt: "In Ordnung." Dann geht sie in ihr Zimmer zurück.



Vor dem hell erleuchteten Haus steht Fred, Sir an der Leine. Er geht von einem Schaufenster zum anderen und besieht sich die Auslagen. Ein großer Betrieb. Aber wenige Leute gehen hinein – man hat Angst, in dem jüdischen Unternehmen zu kaufen. Es bedeutet im besten Fall unangenehme Verhöre, im schlimmsten Fall Verlust jeder Verdienstmöglichkeit. Fred geht, von Sir wild an der Leine gezogen, langsam an seinem Stock die Front des Hauses entlang, geht, sich vorsichtig umsehend, über die Straße und steht nun dem Haus gegenüber. Die vier Stockwerke sieht er hinauf: Angestellte hantieren herum, ein Lift fährt hinauf und hinunter: man kann es deutlich durch die Milchglasscheiben sehen. Schwer vorstellbar, daß Fleur, seine kleine Fleur, jetzt diesen Betrieb leitet – nun,

wenn auch nicht leitet, so doch letzten Endes für alles verantwortlich ist. Nachdenklich starrt Fred nach oben.

Passanten, die den bekannten Arzt hier stehen sehen, wundern sich und sehen auch in die Höhe. Nichts Besonderes – er wird wohl auf etwas warten.

Fred geht ein paar Schritte weiter. Sir ist gar nicht mit dem Spaziergang zufrieden, er zieht nach dem nächsten Haus, und Fred folgt ihm, in seine Gedanken versunken. Dann bleibt er wieder stehen und starrt zu dem hellen Haus hinauf.

Ist eigentlich schlimm für Fleur: immer wieder Ansätze und nichts für die Zukunft. Es wird hier auch nicht lange dauern, und schließlich ist es ihre Aufgabe, so bald wie möglich den Ast abzusägen, auf dem sie jetzt sitzt. Das wird ihr nicht gerade leicht fallen.

Fort müßte sie aus diesem Land, in dem schließlich alles aussichtslos ist. Aber man kann nicht mit ihr darüber sprechen. Einmal, damals in Berlin, hat sie gesagt, sie würde es sich überlegen. Seitdem aber schweigt sie beharrlich. Und, du lieber Gott, was soll man sagen? Sicher müßte er ganz anders darauf bestehen. Das Kind geht doch hier zugrunde, wenn alles so bleibt. *Ob* es so bleibt? Hundertmal am Tage gedacht und verneint, aber – die Geschichte ist durch gute Wünsche nicht zu ändern.

Ja, und wenn Fleur sich wirklich entschließen würde, ins Ausland zu gehen: es wäre unvorstellbar, sie nicht mehr hier zu haben. Denn bis man nachkommen könnte... Nein, das würde man nicht erleben, und es wäre ein Abschied für immer. Und die wenigen Jahre, die man noch hat, ohne das Kind? Nicht auszudenken.

Wofür lebt man denn? Ein Leben lang Arbeit und nichts als Arbeit, und sie wird einem allmählich auch genommen. Nicht gewaltsam, aber langsam und mit tödlicher Sicherheit. Wie lange wird es noch tapfere Menschen geben, die in seine Sprechstunde kommen? Das ganze ausgeklügelte System läßt die Praxis immer mehr abbröckeln, und jeder, der kommt, wird von allen Seiten bedroht. Eigentlich alles Helden, die trotzdem kommen. Noch immer schleichen sich einige wenige abends im Schutz der Dunkelheit zu ihm, ihm, dem alten, vertrauten Arzt der Familie. Ja, aber wie lange noch? Und er muß es vermeiden, sich von Patienten auf der Straße grüßen zu lassen, sie könnten Schwierigkeiten haben.

Was haben er und Eva denn noch vom Leben? Nur Fleur, und wenn sie fortgeht... Nein – es würde nicht mehr lohnen. Alles andere: Freunde, Beruf, Anteilnahme am Leben sind ihnen genommen. Ist es Egoismus, wenn er daher nicht mehr darauf besteht, daß sie fortgeht? Wahrscheinlich, gewiß sogar. Aber er könnte es

ja auch nicht durchsetzen.

Da ist diese Geschichte mit Henry. Ein netter, lieber Junge, er hat ihm sehr nahegestanden. Wie oft ist er mit ihm allein ausgegangen oder hat sich mit ihm stundenlang unterhalten, wenn Fleur nicht da war. Henry hat sich ihm gegenüber nicht gut benommen: sicher nicht. Er hätte sich aussprechen müssen, eine Erklärung geben können, geben müssen. Wer weiß aber, ob Fleur das nicht verhindert hat. Sie liebt keine Emotionen und hat ihn vielleicht auch schonen wollen. Eine dumme Geschichte. Henry scheint ja noch immer zu Fleur zu halten, sie treffen sich wohl irgendwo, und ab und zu ist er auch in dem kleinen Zimmer. Eine verfahrenere Geschichte. Hat er sich selbst falsch verhalten? Ach, wer kann all diesen Problemen gerecht werden!

Eigentlich unglaublich tapfer, wie Fleur das alles trägt. Nie hat sie ein bitteres Wort über ihr Schicksal, mag sie auch noch so nervös und niedergeschlagen sein. Wie oft möchte er ihre Hand nehmen und sagen: "Fleur, ich weiß, wie dir zumute ist." Das wäre aber gegen die Familienregeln, die sie eingeführt hat: keine überflüssigen Sentiments.

Sentiments hin, Sentiments her, es ist alles sehr schlimm. Und wenn Grübeln, Verzweifeltsein und Hoffen helfen würden, dann wäre schon längst alles anders geworden. Was für ein Leben! Wieder gleitet sein Blick sinnend über das hell erleuchtete Haus.

Aber Sir hat nun genug von dieser Art des Spazierengehens. Ihm ist kalt. Er zieht sein rheumatisches Hinterbein hoch, macht einen Satz und reißt mit aller Kraft vorwärts. Was heißt denn das: entweder man geht mit ihm spazieren oder man bringt ihn nach Hause. Eine solche Behandlung ist er nicht gewohnt. Und gedankenverloren läßt Fred sich nach Hause ziehen.

Die Nervosität, die in der Geschäftsleitung herrscht, teilt sich dem Personal im ganzen Hause mit. Überall steht man in Gruppen zusammen und bespricht die Lage. Seit Wochen arbeitet Fleur, "Fräulein Ersatz", wie man sie nennt, schon im Hause, und sie gehört trotz allem irgendwie dazu, wenn man es auch nicht zeigen darf. Sie ist als eine der ersten morgens im Büro und geht fort, wenn die Schlüssel schon im Türschloß stecken. Man hat es ihr wirklich nicht leicht gemacht. Passiver Widerstand, von dem **Parteiobmann** inszeniert. Man stellt sich taub, wenn Fleur um etwas bittet, und lacht vor sich hin. Niemand außer ihren nächsten Mitarbeitern oben in der Direktion grüßt sie im Betrieb oder auf der Straße, und wer es doch tut, sieht sich nachher ängstlich um,, ob es auch

niemand bemerkt hat. Nein, es ist keine erfreuliche Arbeit, und bei allem Eifer und aller Energie ist Fleur oft genug in ihrem Zimmer umhergegangen und hat sich überlegt, ob sie die ganze Sache nicht aufgeben soll. Demütigungen kleinlichster, überflüssigster Art, Schwierigkeiten, wo eigentlich keine sein sollten, verschwundene Akten, die man absichtlich versteckt hat – unmögliche Arbeitsbedingungen.

Und an jedem Morgen ist Fleur mit neuem Mut zur Arbeit gegangen. Schwere Wochen, die eine unendliche Geduld und Klugheit in jeder Stunde erfordern. Stundenlange Verhandlungen mit dem Anwalt der Firma, mit den Hausverwaltern, mit den Teilhabern, die sich untereinander nicht einig sind, mit den Angestellten. Die junge Frau des Inhabers, von dessen Schicksal man noch immer nichts weiß, sitzt in ihrer Wohnung mit einem Taschentuch in der Hand und weint, wenn man sie nur ansieht, und helfen tut das leider auch nicht. Die Banken machen Schwierigkeiten, holen Anweisungen von der Zentrale ein, auf die man tagelang warten muß. Die Beamten des Finanzamts führen wochenlange Kontrollen durch, halten den Geschäftsbetrieb auf, machen Beanstandungen, die sich nach heftigen Debatten mit den Buchhaltern als unrichtig erweisen. Und alle Ungeduld und alles Antreiben Fleurs bringt die Dinge nur schwer vorwärts.

Ein privates Leben hat Fleur nun überhaupt nicht mehr. Auch zu Hause steht das Telefon nicht still, und als sie mit Henry an einem der mühsam eingesparten Abende in dem kleinen Zimmer sitzt, zittert ihre Hand beim Anstecken des Streichholzes, so daß es sogar ihm auffällt.

"Was denn," hat er gefragt und sie erstaunt angesehen, "rauchst du denn so viel, Fleur?"

Was soll man darauf sagen – Henry hat ja keine Ahnung, wie schwer alles für sie ist.

"Ja," hat Fleur gesagt, "ich rauche sehr viel, weißt du, das bringt die Arbeit mit sich."

Sie spricht nie über ihre Schwierigkeiten, und wenn Henry Näheres wissen will, dann sagt sie mit einer vagen Handbewegung lächelnd: "Wozu soll ich dir den ganzen Kram erzählen? Es ist nicht leicht, aber es wird gehen."

"Wirst du da eigentlich viel verdienen?" hat Henry sie neulich gefragt.

Ja, wird sie das eigentlich? Sie hat diese Frage noch niemals angeschnitten, aber sie hofft doch sehr, daß es lohnen wird. Arbeit, Arbeit, das ist im Augenblick das wichtigste, das andere wird sich dann schon nachher finden. In den Kursen hat Fleur ein paar Wochen lang Ferien gemacht; schwer zu sagen, ob sich ein neuer

Anfang lohnen wird. Man muß eben weiter sehen.

Aber eins hat Fleur sich in diesen Wochen verdient: eine gewisse, wenn auch unausgesprochene Achtung der wenigen Angestellten, die wissen, wie schwer sie es hat. Doch je jünger man ist, um so mehr steht man unter dem Einfluß der Parteierziehung, die wie ein Gift weiterfrißt. Und sie hören es ja täglich immer wieder in ihren Versammlungen, am Radio, und sie lesen es in ihren Zeitungen, daß alles, was **Juden** tun, untüchtig, gemein und betrügerisch ist. Wer weiß, was dieses Mädchen da oben mit ihrem Feintun sich für Geld in die eigene Tasche steckt! Man wird schon dafür sorgen, daß man ihr auf die Finger sieht!

Mit einer gewissen Schadenfreude wartet man heute auf das Ergebnis der Besprechung, die dort oben nun schon länger als zwei Stunden dauert. Der wird es dem Mädchen schon zeigen! Dieser "der" ist ein von der **Partei** bestimmter neuer Inhaber, der heute zum erstenmal im Hause ist. Jeder kennt seinen Namen, und als er heute das Haus betrat, da hat ihm der am Eingang in seiner Uniform mit den weißeh Handschuhen wartende Junge strahlend die Tür aufgerissen und sein "**Heil Hitler!**" nur so entgegengebrüllt.

Fleur hat sich diesen Empfang, als sie heute morgen das Haus betrat, so ungefähr gedacht und vor sich hin gelächelt, als der Junge bei ihrem Eintritt, wie immer, keine Anstalten machte, die Tür vor ihr zu öffnen und, in die Luft sehend, sich in der Ecke herumreckelte. Sie kann dazu nichts sagen, es wäre "**Beleidigung eines deutschen Volksgenossen**", und sie würde monatelang im Gefängnis darüber nachdenken können, wie ein rechtlos Gewordener sich in diesem Staaat zu benehmen hat.

Die Verhandlung im Zimmer von Fleur dauert nun schon stundenlang, und der Junge in ihrem Vorzimmer wird ununterbrochen in seiner Abendbeschäftigung, die ausgehenden Briefe zu notieren, gestört. In kurzen Abständen kommt die alte Prokuristin herein, geht wohl auch einmal dicht an die Tür und lauscht. Durch die dicken Polster ist aber nichts zu hören. Sie geht zu ihrem Arbeitsplatz zurück, die Sekretärinnen sehen sie fragend an, sie schüttelt den Kopf: "Nichts", sagt sie und setzt sich seufzend hin. Sie versucht zu arbeiten, es will aber nicht so recht gehen.

Nachdenklich sieht sie auf den grünen Schirm ihrer Arbeitslampe. Das ist also das Ende. Sie ist nun vierzig Jahre hier. Sie hat noch als ganz junges Lehrmädchen, gerade aus der Schule entlassen, unter dem alten Herrn, dem

Gründer der Firma, gearbeitet. Damals war der Betrieb noch ganz klein. Und wie hat der alte Mann bis zum Morgen seines Todes gearbeitet, sich gemüht, sich gesorgt. Ja, als er starb, da war der Betrieb schon sehr groß, und sie alle gingen zum Begräbnis; daß es kein christliches war, daran hat kaum jemand gedacht.

Dann kamen die jungen Herren, verwöhnter, anspruchsvoller, mit guter Ausbildung, viel herumgekommen. Man hat das alles miterlebt, als ob es das eigene Leben wäre, von dem man ja nicht viel hat: ein paar Besuche bei Freundinnen, einsame, lange Abende im Zimmer allein. Man hat mit der Firma gelebt und mit dem Betrieb, der immer größer wurde. Und man war stolz darauf, in der angesehenen Firma mitzuarbeiten.

Dem ältesten der jungen Herren wurde ein Junge geboren; man hat ihm im Kinderwagen das Händchen gestreichelt, man hat ihm zum ersten Schultag Schokolade geschenkt, man hat ihn heranwachsen sehen. Und man ist mit der zweiten Generation zusammen alt geworden. Man hat Anerkennung gefunden, ist etwas geworden, wurde Mitglied der Geschäftsleitung. Gute, gute Jahre.

Man hat auch die jungen Herren einen nach dem anderen begraben und den letzten eingeführt. Ein Schwächling, nun ja, aber gutwillig und freundlich, von jener Art, die lebt und leben läßt. Er war der ganzen Umstellung dieses neuen Staates nicht gewachsen - : wie sollte er auch. Er war ängstlich und von den Sorgen bedrückt, hat alles seinen Angestellten überlassen und von seinem Erbe nicht viel gehabt. Und sie haben ihn dann hier verhaftet, ohne Grund, aus reinem Neid, aus Schlechtigkeit und Haß. Nein, sie kann nicht mit der neuen Zeit mit, deren Neuerungen sie verachtet.

Juden? Nun ja, sie haben auch ihre Fehler, und wer Fehler hat, der soll die Folgen tragen. Wer eine so fromme Christin ist wie sie, der weiß, daß man niemals über eine Menschengruppe Urteile fällen kann; immer gibt es gute und schlechte überall. Und was hier geschieht, das ist falsch, verlogen und schlecht. Sie hat mit diesen Juden, die ihre Chefs waren, ihr Leben verbracht, und sie weiß, wie gut sie es hier gehabt hat.

Dieses Mädchen Fleur hat eine schwere Aufgabe, aber einen klaren Verstand und eine unfaßbare Energie. Was hat sie alles in diesen Wochen geleistet und überwunden, und wie oft hat sie ihr Leid getan. Sich von diesen Leuten täglich beleidigen lassen, ohne etwas sagen zu dürfen. Ja, sie wird es schwer da drin haben, und wer weiß, wie alles noch kommt. Warum das nur so lange dauert?

Sie steht wieder auf, um ihn das Vorzimmer Fleurs zu gehen. Da – jetzt öffnet sich die Tür. Der Besucher Fleurs kommt heraus: klein, dick, mit einem stiernackigen Hals. Er hat einen Stock in der Hand und schnauft asthmatisch

beim Gehen. **"Heil Hitler!"** sagt er laut im Vorbeigehen und verschwindet in dem hell erleuchteten Lift, der abwärts fährt.

Einen Augenblick später kommt Fleur aus ihrem Zimmer heraus, zum Fortgehen angezogen, den Hut auf dem Kopf, im Gehen die Handschuhe anziehend. Sie ist sehr blaß und sieht bemitleidenswert überanstrengt aus.

Sie geht zu der alten Buchhalterin und sagt: "Ich gehe heute etwas früher fort, ich muß noch zu einer Besprechung; die Post ist fertig."

Sie geben sich die Hand, und auch Fleur fährt im Lift hinunter.

Der Liftjunge ist, wie immer, wenn sie den Fahrstuhl benutzt, nicht da. Der **Parteiobmann** hat ihm verboten, für Fleur den Fahrstuhl zu bedienen.



Der Wagen schleudert auf der vereisten Chaussee. Fleur muß vorsichtig fahren und sich ganz auf den Weg konzentrieren. Nicht einmal eine Zigarette kann sie auf dieser schwierigen Strecke rauchen; dabei wäre ihr, nach diesem anstrengenden Tag, eine kleine Erfrischung sehr nötig. Aber vielleicht ist es gut, daß sie jetzt nicht dazu kommt, über die erst vor einer halben Stunde beendigte Rücksprache mit dem Käufer nachzudenken. Es war schlimm genug. Und wenn nicht diese heimlich geplante Fahrt gewesen wäre, auf die sie sich gefreut hat, dann hätte sie jetzt sicher mit Kopfschmerzen auf der Couch gelegen und wäre sehr verzweifelt gewesen. Es ist besser so.

Fleur dreht mit einer Hand das Fenster neben sich herunter. Der scharfe Wind

dieses kalten Winterspätnachmittags fegt in den Wagen, bekommt irgendwo im Segeltuchverdeck einen Gegenzug. Die eisige Kühle ist gut. Fleur nimmt ihre leichte Fahrmütze ab und verlangsamt das Tempo. Wieder eine vereiste Stelle; der Wagen rutscht und muß durch heftiges Herumreißen gehalten werden. Fleur schaltet und nimmt die gefährliche Stelle durch den hohen Schnee im langsamen Tempo. So, jetzt ist sie durch; sie gibt Gas, schaltet, und der Wagen läuft nun wieder in schneller Fahrt über die breite Chaussee.

Sie freut sich über das gleichmäßige, vertraute Surren des Motors. Wie jedem Autofahrer ist ihr das Geräusch der Maschine bis ins kleinste vertraut. Der Wagen, der lange gestanden hat, freut sich offenbar auch über die lange Fahrt. Fleur sieht für Augenblicke hinaus in die tief verschneite Landschaft. Die kalte Wintersonne ist eben verschwunden, das bläuliche Licht der Schneelandschaft verblaßt schnell. Drüben der Kirchturm hebt sich dunkel von dem bläulich-grauen Himmel ab. Der Wagen nähert sich einem kleinen Dorf. Wenige Häuser, Scheunen, das Schild einer Tankstelle, der Dorfkrug; zwei Männer, warm verhummt, bei einem kleinen Schwatz. Der Geruch heruntergeschlagenen Rauches, den der Wind in Fetzen durch das offene Wagenfenster herein- und wieder hinaustreibt, erweckt angenehme Vorstellungen einer gemütlichen Kaffeestunde im versinkenden Winterabend. Weiter...

Im Schatten der Häuser ist es schon sehr dunkel, und Fleur schaltet das kleine Licht der Scheinwerfer ein. Der Dorfteich... ein paar Kinder laufen Schlittschuh, ihr Rufen hallt herüber. Und wo neben dem ungeschickt aufgebauten Schneemann ein verlassener Kinderschlitten liegt, werden im Sommer die Dorfenten schnatternd herumwackeln. Wieder ein paar Häuser – die rauchenden Heuhaufen sind wohl vor kurzem aus dem Stall herausgebracht worden. Wenn man den Stall betritt, dann sieht sich das Pferd nach dem Besucher um, die Kette rasselt, und in den großen Augen zeigt sich das Weiße. Vorbei... Der Wagen passiert die letzten Häuser und gewinnt die freie Strecke. Gerade Straße, Kurve rechts, gerade Straße, Kurve, Schneeverwehung, Schalten, mehr Gas, Schalten. Weiter. Es ist dunkel geworden.

Fleur schaltet das große Licht ein, das ihr nun vertraut den Weg zeigt. Sie lächelt spitzbübisch vor sich hin. Niemand würde raten, wo sie jetzt ist, und niemand wird es je erfahren. Sie hat sich diese Fahrt heimlich versprochen: eine Art Belohnung für all ihre Arbeit. Etwas verrückt, jetzt bei diesem gefährlichen Wetter auf dieser glatten, einsamen und vereisten Staße herumzugondeln, aber schließlich: man muß einmal etwas Besonderes machen. Es ist schon alles eintönig genug.

Trotz aller Überlegung hat sie keinen anderen Weg gefunden, um das, was sie vorhat, auszuführen. Sicher war nur, daß René übermorgen etwas zu seinem Geburtstag bekommen muß. Die Frage war, wie man das Geschenk übermitteln kann, ohne daß er merkt, woher sie ihre Glückwünsche schickt. Denn er glaubt sie ja in Breslau, und ihren richtigen Namen weiß er noch immer nicht. Fleur hat niemanden in Berlin, den sie darum bitten könnte, René etwas zu schicken. Denn nicht wahr, wie kommt sie zu diesem Jungen, und es ist auch gefährlich, René's Namen und Adresse jemand anders zu schreiben. Vielleicht wird ein solcher Brief von der Gestapo geöffnet, und dann könnten sehr unangenehme Verhöre über wer weiß was alles die Folge sein. Nein, das war unmöglich; man mußte also auf eine andere Lösung kommen. Und Fleur, die Juristin, muß wissen, wie man solche Dinge macht.

Das Ergebnis dieser Überlegungen ist nun diese Fahrt, die ihr wie etwas Verbotenes Spaß macht. In ihrer Handtasche hat sie zwei Briefe; einer steckt im anderen. Der Hauptbrief ist an ein Zigarettengeschäft gerichtet, mit der Bitte, Herrn René Mellon, Straße und Hausnummer, am Sonntagvormorgen zweihundert englische Zigaretten durch Boten unter Beifügung anliegenden Briefes zu schicken. Für den Preis hat sie Briefmarken beigelegt, dazu einen Brief an René. Ihre Unterschrift in dem Brief an die Firma ist nach einiger Übung so unleserlich, daß unmöglich jemand sie entziffern kann. Daß sie ihre Adresse nicht angegeben hat, ist selbstverständlich. Keine **Behörde** wird auf den Gedanken kommen, den an eine Zigarettenfirma gerichteten Brief zu öffnen. Und der Brief an René, nun, er ist auf alle Fälle auch mit Maschine geschrieben. Wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß ihn außer René jemand lesen wird, so muß man doch vorsichtig sein.

Fleur hat lange überlegt. Schließlich hat sie folgendes zustande gebracht:

"Lieber René,

zunächst danke ich Dir herzlich für den neulich verauslagten Betrag, den ich Dir anliegend mit vielem Dank zurückschicke. Wenn ich mich recht erinnere, mußt Du in diesen Tagen Geburtstag haben. Meine herzlichsten Glückwünsche. Ich hoffe so sehr, daß sich Deine persönlichen und beruflichen Dinge gut entwickeln. Verlebe Deinen Geburtstag gut, getreu Deinem alten Wahlspruch: junges Volk muß Frohsinn treiben. Schade, daß ich nicht dabei sein kann.

Herzlichst Deine F."

Während Fleur den Wagen der fremden Stradt zusteuert, überlegt sie sich, ob das auch harmlos genug klingt. Denn wenn der Brief geöffnet wird und man feststellt, daß René von einem Mädchen Geld geschenkt bekommt, dann kann weiß Gott was passieren. Und die Fahrt hierher war nötig, denn wenn eine Nachforschung erfolgt, dann darf der Poststempel ihres Briefes an die Firma nicht 'Hamburg' lauten.

Es ist sehr kalt geworden. Fleur dreht das Fenster hoch und muß aufpassen. Sie ist nun dicht vor der Stadt; viele Wagen kommen ihr entgegen. Sie fährt langsamer, ununterbrochen das Fernlicht abschaltend, um die entgegenkommenden Wagen nicht zu blenden. Gut, daß sie da ist; die Fahrt war nach allem doch sehr anstrengend. Und Fleurs Wagen taucht in dem lebhaften Straßenverkehr der Stadt unter.

Kurze Zeit später hält sie vor dem großen Bahnhofsgebäude und stellt den Motor ab. Gut, ein paar Minuten auszuruhen. Fleur holt die Briefe aus der Handtasche und liest sie noch ein mal im Schimmer der dunkel brennenden Innenlampe sorgfältig durch. Alles in Ordnung. Nachdenklich sieht sie zum Fenster hinaus auf den dunklen Bahnhofsvorplatz. Wieviel schickt sie René nun eigentlich? Sie hat nur noch sehr wenig Geld und weiß nicht, wann sie etwas von der Firma bekommen wird. Die Zigaretten für René kosten auch schon eine ganze Menge. Leicht wird ihr das alles nicht.

Wer weiß, mit welchen Mädchen René feiern wird? Nun, soll er, es wird wahrscheinlich sein einziges Geburtstagsgeschenk sein.

Wenn die Eltern von dieser Fahrt wüßten, dann wären sie böse, und das mit Recht. Fred dreht jeden Pfennig um, und sie schickt einem wildfremden Jungen Zigaretten und Geld. Von den Kosten dieser Fahrt ganz abgesehen. Wildfremder Junge? So fremd wieder nicht. Armer Bursche! Und in einem schnellen Entschluß zieht Fleur einen Geldschein aus der Tasche, dazu ein Fläschchen Leim, besonders zu diesem Zweck mitgenommen, und legt den Schein sorgfältig in den Brief an René. Dann wird alles zugeklebt, der Wagenschlag klappt, und Fleur steigt im dunkeln über einen großen Schneehaufen. Sie geht ins Bahnpostamt, sieht sich genau um, ob auch niemand sie beobachtet, und gibt den Brief auf. So, jetzt gibt es nichts mehr zu überlegen.

Als sie zwei Stunden später nach einer beschwerlichen Fahrt durchfrozen vor ihrem Haus hält, ist sie froh: es hat geklappt, ihr Brief wird morgen in Berlin

sein, und niemand weiß etwas von ihrer Fahrt. Nur als Fred, der gerade nach Hause kam und den Wagen vor der Tür stehen sah, beim Essen fragt: "Sag mal, Fleur, woher ist der Wagen eigentlich so schrecklich schmutzig?", da fühlt sie sich einen Augenblick lang entdeckt.



Fleur hat zu der neuen Rücksprache mit dem Käufer den Anwalt der Firma zugezogen. Nach all den Wochen der Überanstrengung ist sie doch sehr herunter. Auch glaubt sie die Verantwortung nicht mehr allein übernehmen zu können. Von sich aus hat sie alle Vorbereitungen zur Übergabe beendet, und es handelt sich nun darum, den Vertrag zu formulieren.

So sitzen sie jetzt zu dreien in ihrem Arbeitszimmer. Es ist so dunkel, daß man das Licht hat anstecken müssen. Ein Konferenztisch ist aufgestellt, jeder hat einen Stoß Akten vor sich. Schwerer Zigarrenrauch hängt in der Luft, der Fleur müde macht. Da sitzt man nun schon eine geschlagene Stunde zusammen und ist nicht weitergekommen. Sie selbst hält sich ganz zurück und überläßt die Initiative dem Anwalt der Firma. Fleur hat die Arme auf der Lehne des Sessels gelegt und beobachtet ihn, während er spricht.

Ein verhältnismäßig junger, dicker Mann; die wenigen blonden Haare, die noch übriggeblieben sind, haben einen rötlichen Schimmer. Auf seinem Rockaufschlag prangt das **Parteiabzeichen**. Mit monotoner Stimme liest er aus dem Geschäftsbericht die wichtigsten Zahlen vor, die Fleur nun schon fast auswendig kann. Sie kennt den Mann seit vielen Jahren; oft genug hat er ihr vor Gericht gegenübergestanden. Sie weiß, er hat das Pulver nicht erfunden: Jurist von sehr mittelmäßiger Begabung, konzilient und mit guten Manieren. Hat wohl kaum irgendwelche Interessen, guter Familienvater, braver Bürger. Sie weiß, daß er früher konservativer Monarchist war. Nun hat also auch ihn die allgemeine Angst, berufliche Nachteile zu haben, in die **Partei** getrieben. Wie er dazu

gekommen ist, der Anwalt dieser große Firma zu werden, weiß sie nicht so recht. Er wird sie nach dem Tode seines Sozius übernommen haben. Dummheit hin, Dummheit her, er ist **Arier** und wird daher vielleicht mit dem Mann da besser fertig werden.

"Der Mann da" hat eine große Zigarre im Mund, starrt vor sich auf das Tintenfaß und scheint nicht sehr aufmerksam den Ausführungen des Anwalts zu folgen. Seine Hand liegt faul und leblos auf dem Tisch, ein dicker Brillantring funkelt im Lampenlicht.

Der Anwalt räuspert sich, hebt den Blick von seinen Papieren und sieht Fleur und seinen Nachbarn an. Er macht eine kleine Pause, räuspert sich wieder, und als beide wie ertappt sich zurechtsetzen und nun auch in ihre Papiere sehen, fährt er mit einer monotonen, etwas belegten Stimme fort.

Zeitverlust, denkt Fleur. Was hat denn das für einen Sinn? Man spielt hier Verhandlung und weiß doch, daß es auf objektive Dinge gar nicht ankommt. Es ist eben eine Art versteckter Enteignung. Den richtigen Preis für dieses Riesenunternehmen wird man ja doch nie bekommen. Warum eigentlich dieses Theater? Neulich, ja neulich hat sie noch geglaubt, mit dem Mann als Juristin verhandeln zu können. Es war eine schreckliche Szene, die damit endete, daß der Mann ihr zähneknirschend drohte, er werde sie und ihre ganze "Sippschaft" einsperren lassen, wenn man ihm den "Kram" nicht ohne Bezahlung überlasse. Steht es heute anders?

Fleur ist müde von diesem Kampf um eine Sache, die doch aussichtslos scheint. Ob dieser Jurist da eine Hilfe sein wird? Er lehnt sich eben in seinem Stuhl zurück, nimmt die Brille ab, die er mit einem Lederläppchen sorgfältig putzt, und während er dabei kurzsichtig in den Lampenschirm blinzelt, sagt er mit lauter Stimme: "Ich komme zum Schluß. Die vorgelegten Unterlagen, die von vereidigten Sachverständigen geprüft worden sind, ergeben einwandfrei, daß das Unternehmen trotz des durch den Boykott bedingten Umsatzrückganges in den letzten Jahren völlig gesund geblieben ist. Der Aktivbestand der Inhaber beträgt rund zwei Millionen." Er macht eine Pause und räuspert sich.

Fleur und ihr Nachbar starren auf den Tintenfaßdeckel auf dem Tisch.

Der Anwalt sieht von einem zum andern: "Wir müssen diesen Bestand zu einer gewissen Verhandlungsgrundlage machen. Es liegen mehrere Vorschläge vor, die diese Betrag als Kaufpreis zugrunde legen. Sie weichen, wie Sie, lieber **Parteigenosse**, ja selbst gesehen haben werden, nur dadurch voneinander ab, daß die Zahlungsmodifikationen verschieden sind. Der annehmbarste Vorschlag ist der letzte, der Ihnen freistellt, bei Übergabe nur die Hälfte des Betrages zu

zahlen, den Rest nach Belieben innerhalb der nächsten zwei Jahre."

Er sieht zu seinem Nachbarn hinüber, der keine andere Reaktion zeigt, als daß er die Hand mit der Zigarre vom Tisch zum Mund führt. Die Zigarre bleibt im Mund stecken, und die schwere Hand fällt wieder auf den Tisch. Fleurs Blick kehrt zum Tintenfaß zurück.

"Es ist nicht zu verkennen," fährt der Anwalt tastend fort, "es ist nicht zu verkennen, daß diese Vorschläge günstig sind, da ihnen lediglich der Wert des Bestandes zugrunde liegt."

Man hört das Ticken der Uhr. Fleur denkt flüchtig: heute hat René Geburtstag; wird denn diese Rede nie ein Ende nehmen?

Der Anwalt drückt seine Zigarre sorgfältig in dem Aschenbecher aus. "Ich weiß nicht, Herr **Parteigenosse**," sagt er, "welchen Gegenvorschlag Sie zu machen gedenken. Ich meinerseits möchte in Anbetracht der ganz außergewöhnlichen Umstände von dem eigentlichen Aktivbestand einen Abstrich machen. Es ist schwer für mich, konkrete Zahlen zu nennen." Er lacht ein verlegenes, verunglücktes Lachen. "Unverbindlich möchte ich anderthalb Millionen vorschlagen, also eine halbe Million weniger als der festgestellte Sachwert des Unternehmens."

Stille. Es ist heraus.

Angstmeier, denkt Fleur. Sie hat sich nicht gerührt und sieht noch immer das Tintenfaß an, in dessen Deckel sich ihr Gesicht verzerrt widerspiegelt. Es scheint, als ob diese Verhandlung bisher eine halbe Million gekostet hat. Ein Kampf ums Recht? Ach nein, ein Kampf mit einer rücksichtslosen Macht, gegen die es kein Sichwehren gibt, weil sie entschlossen ist, ihren Vernichtungswillen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln durchzusetzen. Und ihr stehen alle Mittel zur Verfügung.

Der Mann da – ein flüchtiger Blick zu ihm hinüber – ist ganz rot angelaufen. Er schlägt mit der geballten Faust auf den Tisch: "Jetzt habe ich aber genug," schreit er, "kommt gar nicht in Frage."

Er fegt mit einer Handbewegung quer durch die Luft, als ob er alles vom Tisch stoßen wollte.

"**Jüdischer Schwindel**, glatter Betrug die ganzen Aufstellungen. Ich lasse mich nicht betrügen, damit Sie es wissen. Wäre ja noch schöner: genug, daß diese Bande sich alles jahrzehntelang hat ungehindert zusammenstehlen können. Sollten nicht einen Pfennig bekommen, eingesperrt werden alle miteinander. Überhaupt eine Zumutung für mich, mich mit diesem Gesindel an einen Tisch

setzen zu müssen."

Er faßt in die Tasche, holt seine Zigarrentasche heraus, wählt vor Aufregung schnaufend eine Zigarre, beißt die Spitze ab und spuckt sie neben seinen Stuhl. Das Feuerzeug rötet sein Gesicht noch mehr. Er pafft große Rauchwolken ins Zimmer.

Der Anwalt, gleichfalls feuerrot geworden, sieht verstohlen zu Fleur hinüber, die mit starrem Blick in ihrem Lehnstuhl sitzt. Sie verfolgt den Weg, den der Tintenbach auf der grünen Tischbespannung nimmt, der seine Entstehung dem Faustschlag verdankt.

So eine Geschmacklosigkeit, denkt der Anwalt. Ich gebe ja alles zu, und der Mann kann sich das in seiner starken Position leisten, aber immerhin: das Ganze ist unglaublich. Ihm tut Fleur leid. Wie oft hat er sie in ihrer Robe gesehen, er weiß, aus welcher guten Familie sie stammt. Daß sie sich das hier bieten lassen muß! Partei hin, Partei her – das ist zuviel. Deshalb hat sie ihn heute hierher gebeten; man kann sich denken, wie die erste Verhandlung gelaufen ist.

"Es hat doch gar keinen Sinn, sich so aufzuregen, Herr **Parteigenosse**", sagt er.

"Wir sind doch dazu hergekommen, um die Dinge in Ruhe zu besprechen. Ich verstehe ja, daß Sie etwas ungeduldig sind, aber schließlich wissen Sie, daß Sie den Betrieb in jedem Falle bekommen. Andererseits läßt es sich nicht verkennen, daß der von Ihnen genannte Preis sehr niedrig ist."

Der Mann mit der Zigarre im Mund sieht den Anwalt scharf an.

Vorsichtig lenkt der Anwalt ein: "Ich teile ja Ihre Meinung durchaus," sagt er, "daß diese Firma so schnell wie möglich verschwinden muß. Als Anwalt der Firma habe ich aber die Pflicht, darauf zu achten, daß ihre Interessen einigermaßen gewahrt werden. Und ich denke, wir könnten uns etwa auf den Betrag von einer Million einigen. Das ist schließlich ein sehr günstiges Angebot."

"Eine dreiviertel Million," sagt der Mann und steht auf, "keinen Pfennig mehr." Er steckt seine auf dem Tisch liegende Zigarrentasche ein, das Feuerzeug folgt. Er schiebt den Stuhl zurück, geht zum Kleiderhaken, zieht seinen Mantel an, setzt seinen Hut auf und geht zur Tür. Er dreht sich noch einmal zu dem Tisch um: "Eine dreiviertel Million. Der Vertrag muß spätestens übermorgen mittag unterschrieben sein, sonst zahle ich überhaupt nichts." Nach einer kleinen Pause knallt er die Hacken zusammen, hebt den Arm waagrecht in die Höhe und sagt zu dem Anwalt hin: "**Heil Hitler!**"

Der springt auf, hebt gleichfalls den Arm und sagt in der gleichen Haltung: "**Heil Hitler!**"

Die Tür fällt zu. Fleur sitzt noch immer in derselben Haltung am Tisch und stellt fest, daß die Tinte nun schon in dem Tischüberzug eingetrocknet ist.

Achtundvierzig Stunden sind eine kurze Zeit. Fleur findet, daß es genug ist, um sich völlig abzuarbeiten. Es scheint, als ob diese zwei Tage kein Ende nehmen wollen. Fleur verbringt die beiden Tage und Nächte fast ohne Schlaf. Was ist nicht alles zu erledigen: der Entwurf eines neuen Vertrages, der die von dem Käufer gebotene Summe zwar beibehält, immerhin aber bestimmte Zahlungskriterien vorsieht. Es muß versucht werden, wenigstens diese Bedingungen durchzudrücken. Mehrstündige Besprechungen mit dem Anwalt, der trotz aller Bedenken rät, doch den Preisvorschlag anzunehmen. Man kann nicht wissen, was sonst alles passieren kann. Die Sitzung mit den Gesellschaftern und der Bericht über die mit dem Käufer geführten Verhandlungen. Natürlich hat man mit Recht den viel zu geringen Preis beanstandet. Wenn man aber wiederum bedenkt, das doch eigentlich das Wesentlichste an der ganzen Sache die alsbaldige Freilassung des Sohnes der Familie ist, so kann sie nicht recht verstehen, daß Zahlen da überhaupt eine Rolle spielen. Und als Fleur dann schließlich nachts um drei Uhr, als man sich immer noch nicht einig war, vor Übermüdung fast zusammenbrechend energisch wurde, da hat man sie erstaunt angesehen, als ob man sagen wollte: "Dein Geld ist es ja nicht."

Das ist jetzt alles glücklich vorbei, die formelle Zustimmung der Gesellschafter liegt vor, der Vertrag ist ins Reine geschrieben und eben ins Zimmer gebracht worden. Fleur wendet den Kopf zur Uhr: die Zeit des Vertragsabschlusses ist da. Das Schwerste wird aber noch durchzusetzen sein: die Freilassung des Verhafteten. Sie hat bisher noch nie darüber gesprochen. Sie kann nur durch eine Überraschung etwas erreichen.

Eben ist der Anwalt hereingekommen, er küßt ihr bei der Begrüßung galant die Hand: es sieht ja niemand, und das Mädchen hat ihm neulich so leid getan. Kaum zu glauben, was sie alles in diesen Wochen geleistet hat. Fleur sagt ein paar unverbindliche Worte; es ist nichts mehr zu besprechen, der Vertrag liegt fertig auf dem Tisch. Sie überlegt flüchtig: ob ich ihm etwas sage? Besser nicht, ein ungeschickter Start in dieser so heiklen Frage kann alles verderben.

Es klopft. Der Mann ist gleich im Zimmer. Er kommt in Hut und Mantel ohne Gruß auf den Schreibtisch zu und sagt, während der Anwalt höflich von seinem Stuhl aufsteht: "Na?"

Fleur löst den Blick von seinem geröteten Gesicht und denkt wie im Krampf: mein Gott, wenn der so kurz ist, dann komme ich nie dazu, von der Haftentlassung zu sprechen. Sie muß Zeit gewinnen. Sie hebt den Vertrag vom Schreibtisch, reicht ihn dem Mann hinüber und sagt ebenso kurz: "Bitte."

Der Mann nimmt den Vertrag, der einige gebundene Seiten enthält, wirft nun doch seinen Stock, Mantel und Hut auf den nächsten Stuhl und setzt sich asthmatisch schnaufend hin. Er beginnt zu lesen, und lange Zeit ist im Zimmer nichts anderes zu hören als dieses Schnaufen. Dem Mann macht der juristische Formelkram, der nun einmal zu solchen Dingen gehört, Schwierigkeiten, er wendet sich wiederholt fragend zu dem Anwalt, der dann mit großer Umständlichkeit erklärt, was gemeint ist. Das einzige, was er sofort verstanden hat, ist, daß man auf seinen Preisvorschlag eingegangen ist. Über eine halbe Stunde liest er nun schon, und Fleurs Gedanken kreisen währenddessen immer nur um den gleichen Punkt.

Der Mann ist fertig, er sieht auf und sagt zu Fleur – offenbar hat er nur den Preis im Kopf: "Ihr Glück." Er klapt den Vertrag zusammen, steckt ihn achtlos in die Seitentasche seines Rockes, steht auf und sagt: "Ich muß das natürlich meinem Anwalt zeigen. So leicht bin ich nicht hereinzulegen. Kommen Sie morgen nachmittag um sechs Uhr zur Unterschrift in sein Büro."

Fleur nickt. Der Mann setzt sich seinen Hut auf, zieht sich mit einiger Mühe seinen Mantel an, verabschiedet sich von dem Anwalt, und während er schon an der Tür ist, sagt Fleur, die von ihrem Stuhl aufgestanden ist, sich plötzlich umdrehend: "Ach richtig, das hätte ich fast vergessen. Sie wissen ja selbst, daß die Haftentlassung des bisherigen Inhabers nach dem Vertragsabschluß erfolgen sollte. Das wird aber nun vorher geschehen müssen, da wir seine Unterschrift morgen brauchen. Wenn Sie bitte das Nötige veranlassen wollen..."

Der Mann nickt mit dem Kopf: "Gemacht", sagt er und verläßt das Zimmer.

Fleur schwankt leicht und fällt auf ihren Stuhl. "Er lebt," flüstert sie, "mein Gott, er lebt."



Fleur stürmt im offenen Mantel, das große Kuchenpaket in der Hand, die Treppe hinauf. Die Schlüssel zur Wohnungstür kann sie in der Eile nicht finden und klingelt Sturm. Sir begrüßt die Gelegenheit, einmal seine Wachsamkeit zu beweisen, und kommt mit wildem Gebell an die Tür. Fleur spricht mit ihm, das Bellen hört auf. Sir winselt vor Freude und kratzt an der Tür, die aber stärker ist als er. Endlich kommt die Polster, um zu öffnen. Sie sieht das Kuchenpaket und freut sich über Fleurs verändertes Aussehen.

Fleur geht direkt ins Wohnzimmer, wo Fred in seinem Sessel sitzt und die Zeitung liest.

"Wo ist Eva?" fragt Fleur.

Sie wartet die Antwort nicht ab, sondern öffnet die Tür zum Korridor.

"Eva," ruft sie laut, "komm einmal her!"

Eva kommt mit der Küchenschürze aus der Küche, das Mittagessen ist gleich fertig, eigentlich kann sie jetzt nicht fort. Sie nimmt seit Wochen bei der Polster Unterricht im Kochen, man kann nicht wissen, wie man das noch brauchen wird. Sie sieht Fleur mit roten Backen und ziemlich atemlos, das große Kuchenpaket in der Hand, in der Tür stehen. Fleur, die bedrückte Fleur, die in den letzten Wochen kaum ein Wort gesprochen hat, steht strahlend da, gibt Eva einen Kuß.

Fred hat nun auch gemerkt, daß sich etwas Besonderes ereignet hat. Er steht auf und fragt: "Was ist denn los, Fleur?"

Fleur setzt sich hin und sagt: "Ratet einmal, wo ich herkomme."

"Kann ich nicht raten," antwortet Fred, "nun mach keine Geschichte und erzähle."

"Von der Abrechnung", sagt Fleur.

"Und?" rufen die beiden wie aus einem Mund.

"Und?" lacht Fleur: "Es hat gelohnt."

"Also sei so freundlich," drängt Eva, "erzähle!"

Fleur lacht – ein befreites, gutes Lachen.

"Es ist mehr, als ich selbst erwartet habe: viertausend."

"Viertausend?" staunen beide, "nicht möglich!"

"Doch," sagt Fleur, "hier ist der Scheck." Sie kramt in ihrer Handtasche, nimmt einen verknüllten Scheck hervor und gibt ihn Fred.

Der tastet in allen Taschen nach seiner Brille, findet sie natürlich nicht und geht zum Tisch zurück, an dem er eben noch friedlich gegessen hat. Ein hastiges

Suchen, und wie immer ist die Brille unter den Zeitungen vergraben.

Fred prüft den Scheck: "Wahrhaftig," sagt er, "viertausend." Pause. Er besieht noch immer das kleine Stück Papier: "Ist doch wirklich großartig."

Er nimmt die Brille ab und gibt den Scheck an Eva weiter. Die versteht zwar nichts von Schecks, zieht aber auch die Brille hervor und sieht auf die Zahl. Sie schüttelt den Kopf und gibt das Papier Fleur zurück. "Viertausend," sagt sie, "war eine schwere Arbeit, schrecklich schwer, und es ist wahr, daß der Mann letzten Endes dir seine Freiheit verdankt. Aber weißt du: viertausend für eine Arbeit von sechs Wochen, das ist doch eigentlich eine Menge Geld."

"Das ist noch nicht alles," lacht Fleur, "ich bin jetzt Hausverwalterin aller Häuser, die der Familie verblieben sind, und daran verdiene ich monatlich zweihundertfünfzig Mark. Was sagt ihr nun!"

Fred schüttelt den Kopf; wie freut er sich für Fleur, endlich wieder einmal ein Erfolg. Zweihundertfünfzig? Davon kann sie leben, ist nicht mehr auf die mühevollen kleinen Einnahmen aus den Kursen angewiesen und hat einstweilen keine Sorgen. Eine gute Stunde.

Er steht auf, macht vor Fleur lustig eine tiefe Verbeugung, gibt ihr die Hand und sagt: "Ich gratulierte." Und man hat ein unvorhergesehen angeregtes Mittagessen.

Während Eva, wie immer, Fred zu seiner Mittagsruhe bringt und noch lange mit ihm über diesen Glückszufall spricht, liegt Fleur seit vielen Wochen zum erstenmal wieder in ihrem verdunkelten Zimmer, raucht und träumt vor sich hin. Träumen ist das Vorrecht der Jugend: das Unwahrscheinlichste wird möglich und wahr, das Leben und die Menschen sind gut, die Welt ist weit und frei. So lange hat Fleur nicht mehr geträumt, es gab keine Möglichkeiten und keine Hoffnungen, und der Lebenskreis wurde immer enger.

Und heute? Nun ja, es hat sich – objektiv gesehen – nichts geändert. Der Beruf ist, wie es scheint, für immer verloren. Und Henry, ach – wie schwierig ist das. Aber ein greifbarer Erfolg dieser schweren Wochen: man hat sich selbst einmal nach all den Niederlagen der letzten Jahre bewiesen, daß man etwas kann. Und dann: man ist auf lange Zeit, vielleicht für Jahre, pekuniär unabhängig. Man kann endlich wieder einmal Pläne machen und braucht nicht mehr unbedingt darauf zu sehen, daß man von Woche zu Woche genug verdient, um die wenigen kleinen Dinge aufrechtzuerhalten, die man sich noch leisten kann.

Was kann man denn schon unternehmen? Ausgehen ist hier nicht mehr möglich, an allen Lokalen stehen jene Schilder, die ihren Besuch für sie strafbar machen. In Konzerte kann man nicht mehr gehen, auch der Besuch der Theater ist

verboten. Ins Kino gehen, nun ja, das kann man noch. Es ist aber nicht erfreulich, diese endlosen Propagandafilme zu sehen, die ihr zeigen, wie wenig man dazugehört.

Heute allerdings will es Fleur scheinen, als ob doch noch ein guter Stern waltet, als ob sich immer irgendwelche Möglichkeiten finden werden, dieser oft so tödlich erscheinenden Umschlingung zu entgehen. Wenn sie sparsam ist, kann sie ohne weiteres mindestens zwei Jahre von diesem Verdienst leben, der wie vom Himmel gefallen ist. Sie wird endlich etwas zur Ruhe kommen. Das Frühjahr steht vor der Tür, und man kann, nein: man muß Pläne machen.

Ja, darf man Pläne machen? Das setzt voraus, daß man sich über die eigenen Lebensumstände im klaren ist.

Nachdenklich streift Fleur die Asche ab.

In der Anfangszeit des Hitlerregimes hat sie häufig mit Henry debattiert, und wie immer waren sie sich darüber einig, daß alles nur ein vorübergehender Krankheitszustand sein kann. Es ist undenkbar, daß ein System, das nur auf Gewalt und Zwang aufgebaut ist, auf die Dauer an der Macht bleibt. Was aber heißt *'auf die Dauer'*? Sicher ist, daß dieses Volk, was auch geschehen mag, selbst wenn es hungern müßte, selbst wenn ein Krieg das Land zerstören würde, von sich aus nicht die Kraft finden würde, sich von diesem Regime zu befreien. Und die einzig verbleibende Hoffnung, daß die Gewalthaber unter sich uneins werden.. . Nun ja, so etwas hat es schon gegeben, aber welche Entwicklungszeit braucht eine solche Lösung? Wenn sie in den letzten zwei Jahren einmal Henry nach seiner Ansicht gefragt hat, dann hat er müde mit der Hand abgewinkt und gesagt: "Fleur, ich weiß nicht, man kann nur hoffen. Ich sehe keine Lösung, gar keine." Und genau so denken alle. Man ist bedrückt, man ist verzweifelt – aber man hat resigniert, man läßt den Dingen ihren Lauf, man hat Angst.

Nein, Fleur hat keine Illusionen, und wenn sie Fred und Eva gegenüber immer einen gewissen Optimismus zur Schau trägt – sich selbst macht sie nichts vor. Dieses System, das in allen anderen Dingen so unerbittlich hart ist, wird seine Stellungnahme in der Frage, die sie selbst angeht, bestimmt niemals ändern. Warum eigentlich dieser Kampf gegen die Juden? Niemand weiß es. Man wollte wohl dem Volk, der Masse etwas bieten, - zeigen, was etwaige Gegner des Systems zu erwarten haben: ein warnendes Beispiel, das so billig ist, weil sich niemand dieser Menschen annimmt.

Die einzige Möglichkeit, diesem unlösbaren Problem zu entgehen, ist: auswandern. Fleur stützt sich auf, steckt sich eine neue Zigarette an.

Auswandern? Einmal von Henry abgesehen: dazu gehört Geld, und das deutsche

Geld ist heute so wenig im Ausland wert, daß man so gut wie nichts ausgezahlt erhält. Fleur steht auf, holt einen Bleistift und ein Stück Papier und rechnet eine ganze Weile. Dann lehnt sie sich wieder zurück. Nein, es ist unmöglich. Sie hätten alle drei im Ausland zusammen einen Betrag, der ausreichen würde, um bei großer Einschränkung etwa sechs Monate zu leben. Und was sollte dann werden? Es ist undurchführbar, vom Alter Freds und allem anderen ganz abgesehen. Und sie selbst? Sie hat nichts gelernt, was man im Ausland verwerten könnte; mit ihren juristischen Kenntnissen ist nur in Deutschland etwas anzufangen. Was bliebe also? Als Hausangestellte in einen Haushalt zu gehen. Niemals wäre sie dann in der Lage, die Eltern nachkommen zu lassen. Verwandte im Ausland hat man überhaupt nicht, auch keine Freunde, - der Blick war immer nur auf Deutschland gerichtet.

Und dann das eigentliche Problem: Henry. Daß er mit ihr gemeinsam auswandern würde, ist ausgeschlossen. Er hat seinen Beruf hier, und es geht ihm gut. Über Geldmittel würde er im Ausland genau so wenig verfügen wie sie selbst. Selbst wenn es ihnen gelingen würde, irgendwo Fuß zu fassen und sich eine Lebensgrundlage zu schaffen - die ersten Jahre würden mit all den Schwierigkeiten der Sprache sehr schwer werden. Und Fleur liebt Henry viel zu sehr, um ihm solche unübersehbaren Dinge zuzumuten. Er ist nicht der Mensch dazu. Nach wenigen Wochen würde er den Mut verlieren und ihr Vorwürfe machen, und diese Verantwortung kann sie unmöglich übernehmen.

Und allein auswandern? Sie würde es trotz allem vielleicht tun, wenn Henry ihr versprechen würde, nachzukommen, sobald es ihr einigermaßen gut ginge. Nie hat sie ihn gefragt, ob er dazu bereit wäre; sie hat auch Angst, das zu tun. Sie ist fast sicher, daß es ein mehr oder weniger verklausuliertes 'Nein' werden würde. Sie will sich selbst nicht der Gefahr aussetzen, daraus ersehen zu müssen, daß er anders zu ihr steht als sie zu ihm. Denn eines ist ganz sicher: wenn die Dinge umgekehrt lägen und Henry wäre in der gleichen Lage wie sie, dann hätte sie ohne Überlegung, ohne Bedauern und ohne ein Wort zu verlieren, alle Berufsaussichten aufgegeben und wäre mit ihm fortgegangen, gleichgültig wohin. Aber vielleicht ist das etwas anderes: sie ist eben eine Frau.¹¹ Nein, es gibt keine Lösung, und man muß halt hierbleiben, stillhalten, abwarten.

Fleur steht auf und stellt das Radio an. Sie wird also ihr Geld am besten so verwenden, daß für die Eltern und sie selbst das Leben einigermaßen erträglich

¹¹ Und er ist der MANN! - Das heißt, im ernstfall hätte er die verantwortung, für sie zu sorgen. Jeder würde es so sehen - und er selbst auch.

bleibt. Zunächst muß sie einmal den Eltern etwas Vernünftiges schenken. Aber was? Ein neues Radio, für Eva einen neuen Pelzmantel. Angeregt geht Fleur hin und her. Wie gut es ist, Pläne zu machen, wenn man die Mittel hat, sie zu verwirklichen. Wie wunderbar, zu denken, mit Eva und Fred ein paar gute Sommermonate im Freien zu verbringen. Wie lange hat man das nicht mehr getan! Am besten an der See. Natürlich muß man in einem kleinen Häuschen allein wohnen; die Blumen blühen draußen, Sir liegt faul in der Sonne, die Polster kocht. Fred hat einen Liegestuhl im Garten, sie selbst kommt gerade vom Baden zum Mittag, es ist wunderbar warmes, heißes – natürlich ist es heißes Sommerwetter. Die Luft summt vor Hitze, die Bienen schwirren hin und her; es gibt ein gutes Mittagmahl, alle sind braun gebrannt. Man hört keine Nachrichten, man liest keine Zeitungen. Die ganze schreckliche Wirklichkeit ist auf Wochen vergessen. Wenn man Lust hat, fährt man mit dem Wagen in de Stadt zum Einkaufen. Ach, kann das gut sein... Fred und Eva wird sie nichts von ihren Plänen erzählen, aber mit Henry muß sie natürlich darüber sprechen. Vielleicht kann sie es einrichten, daß sie ein paar Wochen allein draußen wohnt, er kommt, um sie zu besuchen, es gibt Kaffee und Kuchen und eine gute Flasche Wein...

Jugend, Jugend, es ist ihr Vorrecht zu träumen. Fleur steht vor dem Spiegel und macht sich fein; das hat sie schon lange nicht getan. Und Henry weiß von ihrem Glück noch nichts - man wird ihn gleich anrufen müssen. Sie verläßt eilig das Haus.



Als Fleur wenige Tage später mit Henry eine ihrer heimlichen Autofahrten macht, da erzählt sie ihm von ihren Sommerplänen. Sie hat in den letzten Tagen viel daran gedacht und sich die glücklichen Sommermonate bis zur kleinsten Einzelheit ausgemalt. Fleur erzählt ihm zunächst einmal ausführlich, was sie finanziell bei der Firma erreicht hat, daß sie mit den Kursen einstweilen noch nicht angefangen hat; von dem bereits erfolgten Radioeinkauf für Fred berichtet

sie und dem geplanten Pelzmantel für Eva. Sie will wissen, was Henry sich eigentlich wünscht: es kann etwas ganz Großes sein. Vielleicht – ja wirklich, denkt Fleur, das wäre für ihn sehr nützlich – vielleicht will Henry eine große Reise machen.

"Denk mal, Henry, wie wäre es, wenn du nach Italien fahren würdest? Es ist jetzt die beste Zeit, nicht allzu teuer. Ich denke mir das herrlich für dich. Denk einmal, von Fleur eingeladen nach Italien fahren! Du schreibst mir natürlich nicht, aber daß du dir alles gut merkst – ich will einen ausführlichen Bericht nachher haben mit Photos und so. Na, Henry?"

Der sagt zunächst gar nichts. Liebe, kleine Fleur, denkt er. Man sollte es nicht für möglich halten. Und das Komische ist, daß sie diese Einladung wirklich ganz ernst meint. Er soll von ihrem Geld nach Italien fahren – sie bleibt hier und findet gar nichts dabei. Unwahrscheinlich, dieses Mädchen. Henry hat noch immer nichts gesagt. Es ist sehr glatt draußen, und er muß aufpassen. Fleur kennt seine Ängstlichkeit beim Fahren und wartet geduldig auf seine Antwort.

"Kleines," sagt Henry, "das kommt gar nicht in Frage, das mit der Italienreise. Erstens fahre ich nicht ins Ausland, ich weiß nicht, was man dann später für Schwierigkeiten haben kann, und außerdem: freue dich, daß du das Geld hast. Es war wirklich Zeit, daß sich etwas für dich gefunden hat. Du mußt das Geld für dich behalten, es muß sehr lange vorhalten. Man kann nicht wissen, wann sich wieder etwas findet, nicht wahr?"

Fleur lächelt: da ist die erwartete Ängstlichkeit mit der Auslandsreise – sie kennt Henry doch. Und daß er nichts von ihr nehmen will, nun, sie kann das verstehen, schließlich verdient er wohl selbst eine ganze Menge. Man wird sich also ein nettes Geschenk für ihn ausdenken müssen.

Sie berichtet Henry ihre Sommerpläne. Während sie durch den Schnee fahren, der hier draußen noch immer liegt, entwickelt Fleur ihr Bild von den glücklichen Wochen, die sie draußen mit Eva und Fred verbringen wird. Und sie beide – nun, sie werden dabei auch nicht zu kurz kommen. Man wird sich irgendwo ganz weit draußen abends treffen können, sie wird einmal wie aus Zufall an dem Tennisplatz vorbeikommen, wenn er spielt. Natürlich wird man so tun, als ob man sich nicht kennt, aber es wird doch lustig sein, dabei zu sehen, was er zugerlernt hat. Ja, und vielleicht findet sich draußen eine einsame Badestelle, an der man sich treffen kann – wer kann wissen. Endlich wird man wieder einen vernünftigen Sommer haben.

"Na, Henry, was sagst du nun?"

Henry sagt zunächst gar nichts. Er stemmt sich einen Augenblick lang gegen das

Steuer, als ob er es zerbrechen wollte. Er gibt Gas und fährt plötzlich sehr schnell, dann wieder ganz langsam.

"Was ist mit dem Wagen los?" fragt Fleur.

"Ich weiß auch nicht", murmelt er, und das enthebt ihn zunächst einer Antwort. Er versucht den Wagen noch einmal in allen Gängen: schnelles Tempo, langsames Tempo. Es scheint alles in Ordnung zu sein. Es ist eine ganze Weile seit Fleurs Frage vergangen, und sie hat noch keine Antwort.

"Fährt gut jetzt", sagt sie fürsorglich; sie weiß, wie sehr Henry den Wagen in acht nimmt. "Ja, wir sprachen über den Sommer. Henry, was sagst du nun eigentlich, wird es nicht herrlich sein?"

Eine kleine Pause. "Herrlich schon, Fleur, sicher, aber sag einmal, ist es denn richtig, das zu tun? Ich weiß nicht. Sieh mal, zunächst bist du doch dann einen großen Teil des Geldes los, das du in den nächsten Jahren so nötig brauchen wirst." Henry nimmt eine Kurve. "Und dann, Fleur, werdet ihr denn dort unbehelligt wohnen können? Du weißt doch, wie die Leute heute sind, und ich fürchte sehr, man wird euch da Schwierigkeiten machen. Entschuldige, wenn ich darüber spreche, man soll aber die Dinge sehen, wie sie sind. Es kann sein, daß die Nachbarn demonstrieren, und möglich, sehr wahrscheinlich sogar, daß die Kaufleute euch gar nichts verkaufen werden. Diese Leute haben natürlich gar nichts gegen euch, sie werden es aber tun, um sich bei der **Partei** einen guten Namen zu machen, oder die **Partei** wird sie zu einem solchen Verhalten zwingen. Ich war neulich draußen, an der Badeanstalt steht eines der bewußten Schilder, und du wirst da also nicht baden können. Ist das die richtige Umgebung für eine Erholung?"

So ist das also, denkt Fleur. Sie ist ganz still geworden, nichts mehr von der guten Stimmung ist geblieben; resigniert sieht sie in das Licht, das die Scheinwerfer auf die Chaussee werfen. So ist das also.

"Sieh einmal, Fleur, sei doch vernünftig, man darf sich doch keine Illusionen machen. Es läßt sich eben nichts erzwingen. Schlimm genug, daß es so weit gekommen ist. Aber diese Leute geben keine Ruhe."

Fleur hat noch immer nichts gesagt. "Und noch eins," sagt Henry, nun sehr unsicher, "weißt du, ich finde, du solltest zusehen, mit dem Geld etwas anderes zu machen. Die Zeiten sind so, daß man einmal an die Zukunft denken muß. Wie wäre es, wenn du etwas Technisches lernen, sagen wir einmal, eine Chemieschule besuchen würdest? Du wärst dann zwar keine studierte Chemikerin, könntest aber Laborantin werden, und die werden überall in der

Welt gesucht."

Überall in der Welt? Überall in der Welt: das bleibt bei Fleur haften. An ihrem Mund gräbt sich eine Falte ein, sie kann die Lichtkegel der Scheinwerfer nur noch ganz verschwommen sehen, in ihren Augen sind Tränen. Sie sagt kein Wort. Also: Henry denkt daran – nein, es ist doch nicht möglich – er denkt daran, daß sie eines Tages wird fortgehen müssen. Sieht es wirklich so schlimm aus? Und wie muß ihm dabei zumute sein! Der Wagen rollt die Straße entlang. Oder hat sie sich geirrt, hat Henry das gar nicht so gemeint: man sagt einmal etwas hin...

Fleur rafft sich zusammen: "Du hast schon recht, Henry, es wäre richtig, etwas Technisches zu lernen, und es wäre vielleicht sogar möglich, mit solchen Kenntnissen eine Stelle zu finden. Ob aber in Hamburg – ich weiß nicht, hältst du das für möglich?"

Henry macht mit dem Wagen einen Bogen; sie fahren zur Stadt zurück. "Ach, weißt du," sagt er, "vielleicht wäre Berlin besser. Es wäre ganz gut, wenn du einmal aus diesen kleinen Verhältnissen hier herauskämsst."

Er überholt einen Lastkraftwagen.

"Es wäre auch für uns besser, Fleur, es ist doch hier auf die Dauer unerträglich, wie soll ich das sagen: unhaltbar für uns beide. Wenn du in Berlin wohnen würdest, dann könnte man dich zum Wochenende besuchen, was weiß ich."

Im Licht der Scheinwerfer geht ein Paar, der Mann hält die Frau unschlungen, sie wenden sich zum Auto und sehen geblendet wieder fort.

"Diese ewige Angst, Fleur, ist auf die Dauer nicht zum Aushalten. Ich glaube, es täte uns beiden gut, einmal zur Ruhe zu kommen, sagen wir auf ein paar Monate."

Ein Blick zu Fleur: sie sitzt ganz tief in dem Sitz, die Autobrille, die sie aufhat, funkelt, ihr Mund ist halb geöffnet. Sie ist wie erstarrt, die Finger ihrer rechten Hand sind in die Handfläche eingekrallt.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung sagt sie leise: "Henry, nicht Angst haben – vielleicht hast du recht, und wenn ich gewiß wäre, daß du wirklich oft, sagen wir einmal, an jedem zweiten Wochenende, nach Berlin kämsst, würde ich dort auch lieber leben als hier."

Henry schüttelt den Kopf; im dunkeln ist es nicht zu sehen.

"Jede zweite Woche, Fleur? Das scheint mir etwas viel zu sein, aber sooft ich eben kann."

Pause. die Stadt rückt näher: eine lange Kette entgegenkommender Wagen.

"Du, Fleur", sagt Henry hilflos.

Und nach einer Weile, als Fleur nicht antwortet: "Wir müssen doch vernünftig

sein, Fleur, glaube mir, ich habe mir diese Zeit auch nicht ausgesucht."

"Tja", sagt Fleur; weiter kommt sie nicht. Es ist auch nichts zu sagen – Entschlüsse sind im Augenblick nicht zu fassen. Es ist ja nur ein Vorschlag, und sie kann tun, was sie will. Sie ist nur so enttäuscht. Mit welcher Freude und wie erfüllt von neuen, guten Plänen ist sie eingestiegen! Nun ja, vielleicht etwas kindisch und voll von Illusionen. Aber sie möchte gern, ach, so gern einmal wieder etwas vom Leben haben. Und das Leben, das ist doch Henry: mehr will sie ja nicht. Aber da war ein Unterton in dem, was Henry sagte, der neu ist. Natürlich ist er nervös, natürlich sind die Umstände für ihn schwer tragbar. Es ist alles schrecklich, gewiß, sie hatte es nur in den letzten Tagen etwas vergessen. Es ist dafür gesorgt, daß das nicht lange vorhält.

Fleur ist aufs höchste beunruhigt. Was hat Henry nun eigentlich gesagt? Sie kann keinen klaren Gedanken fassen.

Man ist schon fast an der Stelle weit draußen vor der Stadt, an der sie auszusteigen pflegt.

"Sag einmal, Fleur, fährst du eigentlich zu Ostern nach Berlin?"

Fleur wacht aus ihren Gedanken auf.

"Ich?" sagt sie ins Leere.

"Ja, Fleur, es wäre dich gut für dich, und Geld hast du jetzt auch. Ich werde an den Feiertagen nicht hier sein – und überhaupt... man wird vorsichtiger sein müssen und sich nicht so oft sehen können. Nicht, daß besondere Gründe da wären, aber – ich brauche Ruhe. Du wirst dir vielleicht denken können, wie nervös ich nach jedem Treffen bin." Ein Blick hinaus auf die dunkle Staße: "Weißt du, es reicht jedesmal für Wochen."

Der Wagen hält, Fleurs Wagen steht drüben im Dunkeln. Sie rührt sich nicht; sonst ist sie immer gleich ausgestiegen.

"Berlin, Berlin," murmelt sie, "was soll ich da?"

"Ach, Fleur, nun sei doch nicht so, ich weiß ja, wie gern du da bist, und dort bieten sich auch ganz andere Möglichkeiten. Du kannst dich frei bewegen, hast Leute dort, mit denen du ausgehen kannst – es ist wirklich eine gute Abwechslung für dich."

"Leute?" fragt Fleur verständnislos: "Ich habe doch niemanden in Berlin."

"Doch, Fleur, da ist dieser Junge, wie hieß er gleich, er hat vielleicht Verbindungen, die dir nützlich sein können."

"Gott, Henry, René, der und Verbindungen – hast du eine Ahnung!"

Stille. In der Windscheibe vor ihnen verfangen sich die hellen Lichter der Wagen, die in die Stadt fahren. Radfahrer huschen im Dunkeln an ihnen vorbei. Es ist

sehr still im Wagen; beide sitzen unbeweglich.

"Henry," flüstert Fleur, "bitte sage doch etwas, bevor ich gehe." Sie wendet den Kopf zu ihm. Henry sitzt da, starrt auf den Knopf der Hupe auf dem Steuerrad, mit dem seine Hand in dem dicken Handschuh spielt. Er zuckt mit den Schultern und sieht in das liebe, vertraute Gesicht dieses Mädchens; durch die Brille entstellt – und doch das Gesicht von Fleur. Ihr Mund zuckt etwas im Mundwinkel. Sie sieht schmal und unglücklich aus. Sein Blick kehrt zu dem Steuerrad zurück.

"Fleur, was soll ich sagen? Ich weiß ja auch nicht..."

"Lieber Henry, sei nicht so nervös, glaub mir, es wird alles gut werden. Ich liebe dich doch."

Stille wiederum. Henry sitzt mit gesenktem Kopf da.

"Tschüß, Henry. Wann sehe ich dich wieder?"

"Fleur," sagt Henry ganz leise, kaum mehr verständlich, "wirklich, laß mir etwas Zeit, ich glaube nicht, daß wir uns bald sehen werden."

"Muß ich jetzt gehen?" fragt Fleur.

"Ich denke ja, es ist Zeit. Wir stehen schon sehr lange hier, und es könnte auffallen."

"Tschüß, Henry." Fleur zieht ihren linken Handschuh ab und gibt ihm, schon die Tür öffnend, die linke Hand. Sie faßt die Rechte Henrys, die in dem dicken Handschuh steckt.

"Auf Wiedersehen, Fleur."

Mit lautem Knall fällt die Wagentür zu, und Henry fährt sofort an. Er bringt den Wagen in die Garage, und als er seine Aktentasche vom Rücksitz nimmt, findet er daneben ein großes Paket; Fleur muß es vergessen haben. Er packt es aus: Kuchen und eine Menge guter Sachen. Sie hat, wie immer, etwas mitgebracht und das Paket offenbar während ihres Gespräches ganz vergessen.



Henry hängt das Telefon ein, seine Hand bleibt auf dem Hörer liegen; statt

in seiner unterbrochenen Arbeit in dem dicken Aktenstück fortzufahren, sieht er nachdenklich auf das Telefon. Einer der um die Mittagszeit üblichen Anrufe Fleurs. Weiß Gott, von welchem versteckten Automaten sie angerufen hat. Diese leeren und doch verbindenden Telefongespräche, sie würden ihm fehlen. Viel mehr als die üblichen Fragen nach dem Ergehen kommt zwar dabei nicht heraus, aber es ist doch eine Verbindung.

Henry reckt sich, steht auf, geht grübelnd im Zimmer auf und ab, stößt im Vorbeigehen einen Stuhl an, schiebt ihn wieder zurecht, bleibt in seinen Gedanken mit der Hand auf der Lehne stehen, geht dann wieder auf und ab. Er sieht zum Fenster hinaus: unten wogt der Verkehr der Hauptstraße; er dringt nicht in sein Bewußtsein. Was er immer wieder, nun seit Tagen schon, vor Augen sieht, ist das Gesicht Fleurs, wie er es neulich im Wagen gesehen hat: durch die Autobrille unkenntlich gemacht - und doch das liebe Gesicht seiner Fleur.

Was war das neulich? Henry ist sorgenvoll, er sieht schlecht aus. Würde Fleur ihn jetzt sehen, sie würde sich erschrecken. Henry ist in den letzten Wochen älter geworden. Er hat Sorgen, große Sorgen. In der letzten Zeit ist es ihm deutlicher geworden, in welcher gefährlichen Lage er ist. Er hat ein öffentliches Amt, die einzige Möglichkeit für ihn zu existieren. Er liebt seinen Beruf, er ist stolz auf das, was er erreicht hat, und - er kann diesen Beruf jeden Augenblick verlieren. Denn eins ist sicher: wenn jemand herausfindet, daß er noch mit Fleur zusammenkommt, dann ist es aus. Daß diese Zusammenkünfte bisher unentdeckt blieben, ist ein reiner Zufall, ein unerhört glücklicher Zufall. Ganz abgesehen davon, daß er zweifellos beobachtet wird, von Fleur gar nicht zu reden - sind sie beide so bekannt in dieser immerhin nicht sehr großen Stadt, daß es nicht ewig so bleiben kann. Es gehört nicht einmal ein besonderer Scharfsinn dazu, um ihre Nachtfahrten zu entdecken. Wozu gibt es schließlich Autonummern? Gewiß, es ist schon jahrelang so gegangen. Und trotzdem, trotzdem - solche Dinge gehen eben nur bis zu einem gewissen Grade, dann hört das Glück auf.

Das alles macht ihn im Beruf unsicher. Es gehört nun einmal zu seinem Beruf, daß man sich Feinde macht, und der kleinste hat ihn in der Hand, wenn er hinter sein Geheimnis kommt. Henry fühlt sich in seiner Berufsführung beschränkt, er vermeidet Schärpen, wo immer es nur geht. Keinen Augenblick lang verläßt ihn die Angst.

Die Geschichte neulich mit dem Anwalt, der sein Amt verlor, weil er die von Fleur liquidierte Firma vertrat - sie hat ihn fast krank gemacht. Am liebsten hätte er, als sich die Sache ereignete, ein paar Tage im Bett gelegen und nichts gesehen

und nichts gehört. Daß er es nicht getan hat, entsprang nur dem Wunsch, immer auf dem Laufenden zu sein. Natürlich wurde der Name Fleurs in diesem Zusammenhang genannt. Als er neulich mit anderen Anwälten zusammenkam, die über den Fall sprachen, da sagte einer von ihnen: "Ach ja, da hat unsere frühere Kollegin mitgewirkt. Nun, geschieht dem Mann ganz recht." Die Kollegen sahen ihn an; vielleicht hat er sich das auch nur eingeredet. Viele Tage nach dieser Unterhaltung ist er nicht zur Ruhe gekommen, nervös zum Zerspringen. Er wird seines Lebens nicht mehr froh, da nutzt der Alkohol auch nichts; am nächsten Tag ist alles nur noch schlimmer. Auch Festlichkeiten helfen nichts, denn Menschen sind ihm schrecklich. In Theater kommt er nicht mehr, seitdem er nicht mehr mit Fleur hingehen kann. Konzerte hat er auch nur mit Fleur besucht. Nein, man hat nichts mehr vom Leben – die neue Zeit hat einem das gründlich verdorben.

Und das Schlimmste ist: er kommt von Fleur – trotz aller Angst um sich selbst – nicht los. Seine Fleur... wie lieb hat er sie, und welch wunderbare Zeiten haben sie zusammen verlebt! Wenn er ins Kino geht und der Film einmal ausnahmsweise gut ist, dann denkt er: wie würde Fleur das gefallen... Neulich sah er eine Ballettaufführung und hat später festgestellt, daß er die ganze Zeit über nichts anderes dachte als dies: wie gern hat Fleur solche Vorstellungen gesehen... Und wenn er wirklich einmal irgendwohin geht, dann hat er immer ein schlechtes Gewissen, weil Fleur allein zu Hause sitzt. Fleur, Fleur und immer wieder Fleur...

Wie liebt sie ihn, und wie gut ist sie immer zu ihm gewesen. Man kennt sich nun all die langen Jahre, und nie hat es auch nur eine Minute lang eine Mißstimmung gegeben oder einen Streit, wie andere ihn haben. Nein, man kann sich keinen Menschen wünschen, mit dem man besser leben würde als mit Fleur.

Henry setzt sich an seinen Schreibtisch und sieht ins Leere.

Und trotzdem, trotzdem: es geht nicht weiter so. Er ist mit seinen Nerven fertig. Er kann nicht in einer täglichen Gefahr leben, nicht in einer ewigen Angst. Überall fühlt er sich beobachtet, überall verfolgt. Wenn er seinen Beruf verliert, was soll dann aus ihm werden? Er würde nirgends mehr einen Verdienst finden. Die Folge also, die Folge? Das kann man heute nicht sagen. Er braucht mindestens für ein paar Monate Ruhe, völlige Ruhe. Das bedeutet: Fleur nicht zu sehen. Er ist sich dessen bewußt: es ist eine Gemeinheit, sie jetzt allein zu lassen, wie es eine Gemeinheit war, ohne ein Wort der Erklärung von ihren Eltern fortzubleiben, von denen er nur Gutes gehabt hat. Aber er ist

Auseinandersetzungen nicht gewachsen; es hat auch für alle Teile keinen Sinn, sich die Sache noch schwerer zu machen, als sie ohnehin schon ist. Was nach den 'paar Monaten' wird, wer weiß es? Man wird dann sehen müssen, wie die Dinge liegen. Und was aus ihm selbst wird – ohne Fleur? Kein Zweifel: es hat alles eigentlich keinen Sinn mehr, nicht die Arbeit, nicht das Herumvegetieren in diesem Staat. Man wird älter und hat keine Menschen, die zu einem gehören. Nein, es ist keine Freude mehr. Arme, arme Fleur, und auch er...

Es klopft, das Büromädchen bringt die Nachmittagspost, legt sie auf den Schreibtisch, verschwindet wieder. Nen, kein Schreiben von amtlichen Stellen. Jedesmal hat er diese Angst, wenn die Post kommt.

Aber was ist das? Die Adresse ist mit Maschine geschrieben, darunter der Zusatz: '*Persönlich*'. Kein Zweifel, Fleurs Maschine. Sie hat eine amerikanische Schreibmaschine mit auffallend kleiner Schrift. Wenn sie nur keine Dummheiten schreibt; sicher wird seine Post von der **Behörde** gelesen. Er reißt den Umschlag auf, und heraus fällt – ohne jeden Zusatz – ein Billett zu dem Konzert des berühmten Sängers, den sie so oft gemeinsam gehört haben.

Henry stützt sich auf den Schreibtisch auf und bedeckt sein Gesicht mit der Hand.



Noch immer kreist der Verkehr um die Gedächtniskirche, noch immer läuten die Glocken um fünf Uhr nachmittags, noch immer hat die *heure bleue* ihren besonderen Reiz. Wieder läßt Fleur sich von diesem Strom des dichtgedrängten Nachmittagsverkehrs treiben. Die wenigen Verwandten, die sie hier hat, sind "*absolviert*", wie sie das bei sich selbst nennt, Leute, an denen sie kein sonderliches Interesse hat, beladen mit Sorgen, die nicht die ihren sind: Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern, die auswandern wollen oder bereits ausgewandert sind, ihr Ergehen, wann man ihnen folgen wird, wirtschaftliche Schwierigkeiten – der ganze Sorgenkreis dieser verängstigten, verfolgten Menschen. Sicher, eigentlich müßten es auch ihre Sorgen sein. Dem ist aber

nicht so, und ihre einzige Sorge heißt: Henry. Alles andere, die Sorgen um die eigene Zukunft, sie verblassen dagegen.

Fleur hat schwere Wochen hinter sich. Sie hat sich die Situation genau überlegt, alles Für und Wider erschöpft: ja, es muß so sein, Henry ist überarbeitet, nervös, überreizt, und schwer genug ist es ja für ihn. Daß er ein paar Wochen braucht, um wieder zu sich zu kommen, ist verständlich – wenigstens bemüht sie sich, es zu verstehen. Die ersten Tage nach ihrer Autofahrt waren für sie schrecklich: dieser Kampf mit der erstickenden Angst. Nur – daran zu denken, daß er sie in ihrem Unglück allein lassen könnte, ist absurd, völlig absurd. Besondere Zeiten erfordern ein besonderes Verständnis, und die Nervosität von Henry wird sich wieder geben.

Fleur geht die Tauentzienstraße entlang, bleibt hier und da an einem Schaufenster stehen, prüft die Auslagen, vergleicht die Preise. Trotzdem: sie langweilt sich. Allein, nicht wahr, allein ist sie in den letzten Jahren schon genug gewesen.

Als Fleur an einer Straßenkreuzung mitten unter den vielen Menschen das grüne Licht abwartet, denkt sie an René. Sie hat sich noch nicht bei ihm gemeldet; ob sie es heute tut? Sie geht zum nächsten Telefonautomaten, die Nummer hat sie noch im Kopf. Sie dreht die Nummernscheibe und freut sich plötzlich auf die Stimme René's. Die Leitung ist frei, doch niemand gibt Antwort. Fleur wartet: noch immer das Rufzeichen.

Jetzt eine Frauenstimme: "Welche Nummer, bitte?"

Fleur nennt die Nummer, die geschäftsmäßige Stimme sagt: "Einen Augenblick bitte" und nach einer kurzen Pause: "Der Anschluß ist aufgehoben."

"Danke", sagt Fleur und ist nun wieder auf der Straße. Aufgehoben? René ohne Telefon bei seinen vielen Bekannten? Das ist undenkbar. Merkwürdig... Sie bleibt nachdenklich vor dem Spiegel eines Schaufensters stehen und besieht ihr Bild. Ganz ordentlich so weit. Sie setzt ihren Hut zurecht, im Weitergehen tut sie flüchtig etwas Puder auf die Nase, überquert die Straße und steht nun vor dem Haus, in dem René wohnt. Sie zögert. Einmal wird sie sich doch in diesen Tagen bei ihm melden, es wäre dumm, ihn auf der Straße zu treffen. Und eigentlich spricht doch gar nichts dagegen: sie wird etwas Abwechslung haben und nicht mehr so allein sein.

Fleur faßt die Tasche fester und drückt in einem plötzlichen Entschluß auf den Klingelknopf; die Tür öffnet sich. Sie betritt den Hausflur, geht auf die Portierloge zu. Richtig, das Gesicht kennt sie noch von damals.

"Ich möchte zu Herrn Mellon", sagt sie sicher.

Der Mann, der mit einem Bleistift in der Hand schreibend über einem Stück

Papier saß, hat bei Fleurs Erscheinen nur flüchtig und zerstreut aufgesehen. Als Fleur den Namen Renés nennt, ist es, als ob er aufwacht. Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück, schiebt die Portiermütze etwas hoch, nimmt die Brille ab und mustert Fleur von oben bis unten. In seinem verknitterten gewöhnlichen Gesicht mit der Knollennase leuchten die kleinen Augen mißtrauisch. Fleur ist nicht sehr wohl unter diesem Blick.

"Zu wem?" fragt der Mann und steht langsam und behäbig auf. Seine zu enge Uniformjacke spannt sich.

Fleur ist eingeschüchtert. "Zu Herrn Mellon", wiederholt sie.

Der Mann antwortet zunächst gar nichts, steckt einen Zigarrenstummel mit einem Streichholz an und mustert dabei Fleur ziemlich unverschämt.

"Der?" brummt er: "Der wohnt nicht mehr hier." Und als Fleur nichts erwidert, setzt er hinzu: "Ausgerückt."

Fleur übergeht diesen etwas unheimlichen Zusatz. "Wie lange wohnt Herr Mellon nicht mehr hier?"

"Ein paar Wochen", saagt der Mann, und in seinem Gesicht liegt ein verstecktes Grinsen. Er hat noch immer die Zigarre im Mund und wippt, die Hände auf dem Rücken, auf seinen Fußspitzen.

Nur schnell fort von hier, denkt Fleur. Sie öffnet ihre Handtasche, zieht ihr kleines Notizbuch hervor, schlägt es auf, holt den Bleistift heraus.

"Wollen Sie mir bitte seine neue Adresse sagen?"

"Hö," sagt der Mann, "die möchten wir auch gern wissen, dann müßte er nämlich die rückständige Miete bezahlen." Er nimmt die Zigarre aus dem Mund, blickt sich angelegentlich den darauf gehäuften Aschenturm und lacht in sich hinein.

"Ist nach Amerika getürmt, sein Freund auch. Feine Herren."

Fleur hat mehr als genug. Sie steckt das Notizbuch ein, das sie noch immer in der Hand hat, sagt flüchtig: "Ich danke Ihnen sehr", und schon steht sie auf der Straße. Sie winkt ein Taxi heran: zunächst einmal fort von hier. Wer weiß, was da gewesen ist; sie muß ihre Spur verwischen.

Wenige Minuten später sitzt sie in einem der vielen Cafés auf dem Kurfürstendamm. Was war das: nach Amerika? Fleur hat keine Ahnung, ob man so weiteres nach Amerika fahren kann. Sicher ist, daß dazu zunächst einmal Geld gehört, und woher sollte René plötzlich soviel Geld haben? Na, das war wohl nur eine Redensart. Aber es müssen da irgendwelche Differenzen gewesen sein, und feststeht, daß sie René nun nicht erreichen kann, falls er überhaupt noch hier sein sollte. Schöne Lebensumstände, mit denen sie es da zu tun hat: sie hat

einen Bekannten, der aus einer Wohnung verschwindet, ohne die Miete zu bezahlen oder eine Adresse zu hinterlassen. Und man weiß nicht, ob er am Verhungern ist oder eine Luxusreise macht. Nun, sie kann ohne Sorge sein, sie hat wenigstens nichts damit zu tun.

Aber in den nächsten Tagen kommt es ihr allmählich zum Bewußtsein, daß die Sache sie doch etwas angeht. Sie hat René gegenüber keine Verpflichtungen, natürlich nicht. Sie hat mit ihm damals ein paar nette Tage verbracht, nun ja. Und sie sollte die Finger von Dingen lassen, die so wenig übersichtlich sind wie diese Existenz. Wovon lebt ein Mensch, der seit Jahren ohne eigenen Verdienst ist, keine eigenen Mittel hat? Sie sagt sich selbst, daß sie von dieser Atmosphäre nichts versteht, bürgerlich, wie sie nun einmal ist. In diesen Zeiten ist es noch unvorsichtiger als sonst, sich in solche Dinge einzumischen. Und doch: es ist sehr wahrscheinlich, daß René ausziehen mußte, weil er kein Geld mehr hatte.

Wenn das so ist, müßte man ihm dann nicht irgendwie helfen, da er nun einmal in der gleichen Lage ist wie sie selbst? Vielleicht hungert er – vielleicht braucht er sie. Hat sie ihm nicht damals gesagt, daß er sich auf sie verlassen kann? Und wenn er jetzt wirklich auf der Straße sitzt, was wird dann aus ihm? Man weiß nicht, ob er sonst Menschen hat, die sich seiner annehmen. Sicher hat er daran gedacht, sie um Hilfe zu bitten, und er hat nicht einmal ihre Adresse gewußt – gar nicht daran zu denken, daß er ihren richtigen Namen nicht kennt. Wie unfair wäre es, das auszunutzen und froh zu sein, daß die ganze Sache sie nichts angeht. Und dann – sie hat ihn doch geküßt, und sie gehört nicht zu den Menschen, denen das nichts bedeutet.

Er ist der einzige Mensch hier, den sie kennt, der mit ihr ausgehen und ihr damit das Leben angenehmer machen würde. Aber wie findet man einen Menschen in dieser großen, großen Stadt? Eine Anfrage bei der Polizei scheidet aus; man würde sie sofort nach dem Grund ihrer Erkundigung fragen. Gibt es wirklich keine andere Möglichkeit? –

Am nächsten Abend sitzt Fleur allein im *'Chez Louis'* auf einem hohen Barhocker. Sie weiß, es ist ganz ungewöhnlich, was sie tut. Es gibt aber keinen andern Weg, um René zu finden. Vielleicht kommt er her, oder sie trifft zufällig einen der Leute, die sie damals bei ihm gesehen hat.

Die Musik spielt, die Kerzen brennen, der Mixer, ein älterer Mann, schüttelt wenige Schritte von ihr entfernt hinter dem Bartisch den Becher. Es hat sich, seit sie hier war, nichts verändert. Das Lokal ist voll wie immer, die Musik besser denn je, aber hier so allein, nein – es ist nicht das richtige.

Der Mixer vor ihr überlegt sich die ganze Zeit, woher er das Mädchen kennt. Sicher ist, daß er sie hier schon gesehen hat. Aber mit wem nur? Er arbeitet nun zehn Jahre hier und kennt die meisten Gäste. Ein gutes Gedächtnis gehört zu seinem Beruf. Dieses Mädchen, dieses Mädchen, mit wem war sie nur hier? Oft hat er sie nicht hier gesehen, sicher nicht, er würde sonst besser Bescheid wissen. Er wischt über die erleuchtete Glasplatte vor Fleur. Es gehört nicht nur zu seinem Beruf, einzelne Gäste, wenn nötig, zu unterhalten – er ist auch von Natur neugierig wie eine alte Frau. Er weiß von den meisten hier, was er wissen kann und was er nicht wissen soll. Klatsch macht ihm Freude. Er weiß, wer einander kennt, wer zueinander gehört hat, wer bezahlt und wer Schecks gibt, von wem Trinkgelder zu erwarten sind und vom wem nicht. Er ist ein einfacher Mann. Man schwatzt mit ihm, wenn man allein ist, man erkundigt sich bei ihm nach diesem und jenem Gast, man erzählt ihm seine Sorgen, wenn man betrunken ist.

Fleur weiß: dies ist der rechte Ort, um zu erfahren, ob René noch in Berlin ist. Denn daß er einmal hier gewesen ist, auch wenn es ihm noch so schlecht geht, das setzt sie voraus: um jemanden zu treffen, von irgendeinem Bekannten mitgenommen zu werden oder vielleicht auch nur, um jemanden anzupumpen.

Der Mixer wischt wieder mit seinem Tuch vor ihrem Platz umher, reinigt den Aschenbecher, reicht ihr ein Streichholz, als sie eine Zigarette ansteckt. Kein Zweifel: der Mann sucht eine Gelegenheit zu einem kleinen Schwatz.

Sie sieht ihn an und sagt: "Wieder voll heute."

"Ja," sagt er, "das ist aber nichts im Vergleich mit letztem Sonnabend, da war der ganze Film hier." Und er zählt die Namen der gerade beliebten Schauspieler auf. Fleur unterdrückt ein Lachen: noch immer das alte Geschwätz.

"Alles neue Gesichter hier", meint Fleur und bestellt einen zweiten Drink. Der Mann hantiert herum, wird unterbrochen, schreibt auf einen Notizblock, spült Gläser aus, begrüßt neue Gäste. Erst nach einer Weile kommt er zu Fleur zurück. "Neue Gäste," sagt er, "nun ja, unser Kundenkreis wird immer größer. Waren Sie denn lange nicht mehr hier?"

"Ach nein," antwortet Fleur, "schon eine ganze Weile nicht, bin eben aus London gekommen."

"Ach – aus London, daher habe ich Sie hier so lange nicht gesehen. Ich habe mich schon immer gewundert, wo Sie geblieben sind. So, London, was sagt man denn dort?"

Fleur macht ein geheimnisvolles Gesicht hinter ihrer Zigarette: "Nichts

Besonderes", meint sie.

Der Mann nickt ihr wohlwollend zu: Leute mit internationalen Beziehungen sind immer interessant für ihn.

"Ja, als ich zum letztenmal hier war," sagt Fleur, als er nach einer Weile wieder zu ihr kommt, "da sah man noch viele bekannte Gesichter hier."

"Ach," der Mann neigt neugierig blinzelnd den Kopf, "wer war denn damals hier?"

Fleur nennt ein paar Namern, die sie von René gehört hat.

"Waren gestern hier", sagt der Mann wichtig.

Fleur faßt Mut: "Sagen Sie einmal, kommt Herr Mellon und sein Kreis noch mehr her?"

Richtig, denkt der Mann, jetzt habe ich es: mit Mellon war das Mädchen damals hier, sie saß links in der Ecke.

"Herr Mellon", sagt er gedehnt. "Doch, er war – warten Sie einmal: vor etwa zwei Wochen war er hier, es kann auch zehn Tage her sein. Ja, er war hier", und mit einem Blick auf Fleur: "mit seiner Freundin Aimée. Sie kennen sie doch?"

"Natürlich", antwortet Fleur.

"War nur kurze Zeit hier, kommt jetzt seltener her, hat wohl kein Geld mehr."

So ist das also, man ist auf der Spur.

"Was macht er denn jetzt eigentlich?" fragt Fleur vorsichtig.

"Gott, was ein solcher Junge schon macht, vielleicht gelegentlich etwas beim Film." Eine vage Handbewegung: "Ist schließlich auch schwierig für ihn als **Nichtarier.**"

Das weiß er also auch.

"Ob er etwas kann?" fragt Fleur und blickt sich angelegentlich ihre Zigarette, "jemand hatte mich gebeten, ihn in unserer Londoner Filiale unterzubringen."

Der Mann wiegt den Kopf hin und her. Er nimmt sein Tuch und wischt wieder an Fleurs Platz herum. "Stelle, Stelle," brummt er, "ich weiß nicht, ob man sich für ihn einsetzen kann." Wieder schüttelt er den Kopf und beugt sich etwas zu Fleur hinüber: "Wenn Sie mich fragen würden, dann wäre meine Antwort: Hände weg. Ein ganz unzuverlässiger Junge; es lohnt nicht die Mühe – der wird nie ernsthaft arbeiten."

Ein Gast klopft drüben mit seinem Geldstück auf den Tisch und will offenbar zahlen. Fleur sitzt nun mit ihrer Auskunft da. Wie kommt der Mann dazu, den Jungen so zu beklatschen? Eine Unverschämtheit, wenn man es recht bedenkt. Wahrscheinlich hat er einmal kein Trinkgeld von ihm bekommen. Albernes Geschwätz – und das ist der Erfolg, wenn man sich auf solche Sachen einläßt.

Fleur sitzt noch eine Weile da, sieht sich das Lokal an, die Menschen, freut sich

an der Musik. Und als sie bald fortgeht, ist sie gar nicht mit dem Ergebnis zufrieden.

Der Mann an der Bar steckt befriedigt das hohe Trinkgeld ein, das er von Fleur bekommen hat, und sieht ihr nach, während sie durch das Lokal geht. Sieh einmal an, denkt er, dieser René. Ein reizendes Mädchen, viel zu schade für den Jungen. Na, er ist deutlich genug gewesen.

Er stellt das Glas Fleurs fort, beugt sich zu einem an der Bar sitzenden jungen Mann hinüber und sagt geheimnisvoll: "Kannten Sie die Dame, die eben fortgegangen ist? Leiterin einer großen Firma in London, fabelhafte Beziehungen. Fliegt immer hin und her. Und wenn sie in Berlin ist, dann kommt sie immer zu uns. Ja."



Auf dem Kurfürstendamm nutzt man die ersten warmen Tage aus. Die Vorgärten der dicht beieinanderliegenden Cafés sind überfüllt. Fleur hat sich mit einer Schulfreundin zum Tee verabredet. Sie hat zwar gar keine Lust dazu, denn sie haben sich nichts zu sagen; es ist aber besser, als an einem schönen Tag allein zu sein.

Und als sie dann schwatzend auf der Terrasse des Cafés sitzen, ohne dabei einen Blick von dem eleganten Leben auf der Straße zu wenden, da hat sie ihre Sorgen, die Sorgen um Henry, die Sorgen um die Zukunft für eine Weile beiseitegelegt. Sie freut sich des schönen Wetters, niemand kennt sie, und sie kann hier – was zu Hause unmöglich ist – mitten unter vielen Menschen in einem Café sitzen. Sie ist gut angezogen; manche behaupten von ihr sogar, sie sei hübsch. Ist das Leben trotz allem nicht manchmal gut zu ihr? Sie hat wochenlang gearbeitet, aber jetzt, jetzt hat sie eigene Mittel und kann leben, wie sie will.

Vor dem Eingang des Cafés halten elegante Wagen, fahren leer wieder ab. Der Strom der Menschen nimmt kein Ende. Fleur kann die ganze Straße

hinuntersehen, angespannt beobachtet sie das Leben um sich her, Leben in nicht endender Kette. Sie trinkt ihren Eiskaffee und hört mit halbem Ohr die Erzählungen des Mädchens an. Es ist gut, hier zu sitzen. Behaglich löffelt sie in ihrem Glas; ihre klugen, funkelnden Augen sehen alles auf dieser Straße, und nur ab und zu antwortet sie ihrer Nachbarin.

Es ist voll auf der Terrasse. Fremde Leute setzen sich an ihren Tisch – das stört sie aber nicht, im Gegenteil, man kann sich dann weniger unterhalten, und das ist ihr ganz lieb.

"Warum hast du dich eigentlich sonst nicht bei mir gemeldet, Fleur?" fragt das Mädchen gerade und sieht Fleur an, die in ihrem Glas herumfischt, während sie die Augen auf der Straße hat. Hübsch sieht Fleur aus, denkt das Mädchen, viel jünger, als sie ist. Was aber ist das?

Fleur starrt mit großen Augen auf die Straße, sie ist ganz blaß geworden, und ihr roter Mund sticht eigenartig von der weißen Haut ab. Das Mädchen folgt ihrem Blick: ist etwas geschehen?

René, denkt Fleur, da kommt René. Und wenn sie noch einen Augenblick lang im Zweifel war – sie hat zuerst nur den Kopf gesehen, der wieder hinter anderen Leuten verschwand -, jetzt ist kein Zweifel mehr: da kommt René. In wenigen Augenblicken wird er hier vorübergehen. Was mache ich nur, denkt Fleur, wie werde ich jetzt dieses Mädchen los?

"Was ist denn, Fleur?" fragt sie gerade.

"Warte einen Augenblick", flüstert Fleur.

In dem klaren Licht dieses Frühlingsnachmittags kommt René heran – ein anderer René, als Fleur ihn kennt. Er geht mit gesenktem Kopf, den Blick am Boden, er sieht nicht rechts, er sieht nicht links. Es ist, als ob er auf seine Schuhspitzen starrt. Grau ist sein Gesicht, seine Haare sind ungepflegt, glanzlos und ungekämmt. Einen Hut hat er noch immer nicht. Sein langer blauer Mantel schlottert unordentlich herum, und auf seinen Schultern liegt dichter Staub. Sein Kragen ist verknüllt, und der Schlips sitzt schief. Seine Schuhe sind schmutzig. In der Hand hält er einen kleinen, ärmlichen Koffer, ein Schloß ist offen und wird wohl nicht mehr zugehen. Langsam läßt er sich von dem Menschenstrom treiben, geht wenige Schritte entfernt an dem Tisch vorbei, an dem Fleur sitzt. Deutlich kann man jetzt sehen, wie elend er ist: die Haut seines Gesichts ist ungepflegt, zersprungen, aus dem unrasierten Gesicht starren die Augen noch immer zur Erde. Den dürftigen Koffer hält er krampfhaft in der Hand, in dem Griff hat er einen armseligen Handschuh mitgefaßt. Fleurs Kopf folgt ihm – er ist jetzt schon an ihrem Tisch vorübergegangen. Die Hosen hängen tief über den Schuhen, man

kann deutlich seine schiefen Absätze sehen.

Und Fleur, ja Fleur, sie braucht nur den Mund aufzumachen und "René" zu rufen, sie brauchte nur aufzustehen, sich bei dem Mädchen für einen Augenblick zu entschuldigen und könnte ihn ansprechen: aber sie tut es nicht. Sie sitzt noch immer mit ihrem Löffel in der Hand da und starrt diesem Jungen nach, der wie eine Erscheinung über die elegante Straße schleicht. Er muß diesen Blick gespürt haben, wie es manchmal geschieht, wenn man so angestarrt wird. René wird unruhig, flüchtig streift sein Blick die Reihen der Tische in der eleganten Konditorei. Er sieht sich um, nach der falschen Seite, und geht dann weiter, den Kopf zur Straße gesenkt, gestoßen und vorwärts geschoben von dem treibenden Menschenstrom.

Sein Kopf verschwindet hinter der bunten Glaswand der Konditorei. Und mitten unter den vielen Menschen sitzt Fleur noch immer an ihrem Tisch; sie hat den Löffel eben auf die Untertasse zurückgelegt, hat beide Hände an den Stuhlsitz gelegt und sich zurückgelehnt. Nein, sie trifft keine Anstalten, um aufzustehen. Sie sieht ins Ungewisse.

Fleur ist verwirrt, vollkommen verwirrt. Sie ist sich plötzlich dessen bewußt geworden, daß dies ein entscheidender Augenblick war.

Was ist das: sie, Fleur, die vernünftige Fleur! Da hat sie eine Woche lang René gesucht, jetzt hat sie ihn durch einen Zufall gefunden und – sie läßt ihn vorübergehen, läßt ihn verschwinden in dem großen Verkehr, aus dem er nie wieder auftauchen wird. Was ist mit mir? denkt Fleur. Noch nie in meinem Leben bin ich so etwas wie hysterisch gewesen. Aber – ich kann, ich darf René nicht wiedersehen.

Als sie ihn jetzt sah, da ist ihr plötzlich bewußt geworden, was sie niemals für möglich gehalten hat: René könnte ihr eines Tages mehr sein als der lustige Kamerad, als der erfreuliche Gesellschafter, mehr als der Junge, mit dem man Mitleid hat. Niemals vorher ist es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß René eine Versuchung für sie ist. Er ist der einzige, mit dem sie in all den Jahren zusammengekommen ist, ungehemmt, natürlich, gute Stunden genießend und endlich wieder einmal froh. Heute, jetzt, in diesem Augenblick hat sie gespürt, daß von diesem Jungen ein Fluidum ausgeht – ausgehen könnte, das für sie nicht ungefährlich ist. Und das darf nicht sein. Sie liebt einzig und allein Henry, und sie wird ihn immer lieben. Man kann jemanden lieben und in einen anderen verliebt sein. Aber nicht sie, Fleur. Sie ist es sich schuldig, die zu bleiben, die sie nun einmal ist: die vernünftige, einmallybende und sich dann ganz

verschwendende Fleur. Für Liebeleien ist sie sich zu schade.

Und wenn dieser Junge da wieder herausgerissen wird, wenn der alte, liebe und charmante René wieder da ist, dann, ja dann könnte es Komplikationen geben. Wenn sie wirklich in Berlin bleibe sollte, um etwas zu lernen, dann wird es sich nicht vermeiden lassen, daß man oft mit ihm zusammen ist. Und hat sie ihn nicht schon einmal ganz aus freien Stücken geküßt, sie, Fleur? Würde die Dankbarkeit, die er für ihr Hilfe hätte, nicht dazu führen, daß er sich ihr nähert, wie er es schon einmal getan hat? Und wie würde sie dazu stehen? Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, denkt sie wie verzweifelt. Es würde Konflikte geben, und Grenzen sind da kaum zu ziehen.

Und wenn es hundertmal eine Gemeinheit ist, einen Menschen so in der Not allein zu lassen: es geht nicht. Armer René, du kannst nichts dafür und ich auch nicht. Du mußt eben sehen, daß du dich allein durchschlägst. Es ist aus mit uns.

Fleur findet sich wieder in ihre Umgebung zurück, der Straßenverkehr flutet noch immer an ihr vorbei, und sie, Fleur, sitzt mitten im großen Berlin, elegant und jung und einer Gefahr entronnen.

Fleurs Gesicht zeigt wieder die alte Farbe. Munter lächelt sie ihrer Tischgefährtin zu. Sie wird lebhaft und vernügt.

Merkwürdig, denkt das Mädchen neben ihr, wie ein Mensch sich verändern kann. Aber eigentlich kenne ich Fleur zu wenig, wir haben uns jahrelang nicht gesehen. Warum mag sie diesen heruntergekommenen Jungen so angestarrt haben? Vielleicht hat sie ihn gekannt.

An dem Café schieben sich die Menschen vorbei; die ersten Lichtreklamen flammen auf. Die Glocken der Gedächtniskirche läuten den Abend ein.¹²



¹² Noch heute.. - um 17.35h.

Es kann kaum etwas Schwierigeres geben als die planlosen Versuche Fleurs, sich darüber zu informieren, was sie in Berlin beruflich unternehmen könnte. Nicht etwa in einer Stellung, in der sie ihre juristischen Fähigkeiten einigermaßen verwerten könnte. Sie unternimmt in dieser Richtung gar nichts, weil sie sich das Deprimierende einer hoffnungslosen Stellensuche ersparen will. Es ist ganz ausgeschlossen, eine Stelle zu finden, das hat sie gemerkt, als sie sich nach den Ausbildungsmöglichkeiten erkundigte. Selbst wenn man bereit ist, für die Ausbildung die üblichen, ja die höchsten Honorare zu zahlen, ist es kaum möglich, jemanden zu finden, der bereit wäre, eine solche Ausbildung zu übernehmen.

Fleur hatte sich einen Plan zurechtgelegt. Vielleicht könnte man wirklich den Gedanken Henrys verwirklichen und einen Ausbildungskursus für Laborantinnen belegen. Doch schon bei der ersten Besprechung hat man ihr bedauernd und achselzuckend die gerade kürzlich ergangene Verfügung des Ministeriums vorgelegt: die Aufnahme von **Nichtariern** sei verboten. Gut, also nicht.

Photographin zu werden, ist zwar einstweilen theoretisch möglich, die entsprechenden Bestimmungen stehen aber nach Ansicht dreier Kursusleiter, die sie gesprochen hat, unmittelbar bevor, und – nicht wahr, unter diesen Umständen hat es ja gar keinen Sinn, an solche Dinge überhaupt zu denken.

So ging Fleur in diesen Tagen eigentlich alle erdenklichen Berufe durch: Sekretärin, Stenotypistin, Schneiderin, Hutmacherin und, wenn es nun durchaus etwas Praktisches sein soll, dann ihretwegen auch Diätschwester. Immer wieder lange Vorbereitungen, weite Wege. Wenn man dann wirklich an der richtigen Stelle sitzt und alles besprochen hat, dann kommt mit einem entschuldigenden Lächeln stets die gleiche Frage: "Und nicht wahr, Sie sind doch **Arierin**? Wir fragen dies nur der Form halber, Sie verstehen, wir sind behördlich verpflichtet worden, es zu tun."

Und wenn Fleur diese Frage verneint, dann immer wieder diese langen Gesichter, das verlegene Zucken der Schultern, die bedauernde Handbewegung: "Ja, dann... Wir hätten nichts dagegen, aber die Bestimmungen, Sie verstehen..."

Am Morgen eines jeden Tages stellt Fleur sich auf einen neuen Beruf ein, um ihn am Abend beseitezulegen. Bei aller Gleichgültigkeit, die sie sich selbst in den letzten Jahren anezogen hat, läßt es sich nicht vermeiden, daß nun auch auf diese Tage, die als eine Erholung gedacht waren, ein Schatten fällt. Und selbst hier in Berlin, wo man noch in Theater und Konzerte gehen kann, zieht sich das

Netz immer enger zusammen. Was nützt aller guter Wille, die Selbstüberwindung, alles lernen zu wollen und die stolzen Träume von einst zu begraben, ohne viel Aufhebens davon zu machen: was nützt das alles, wenn es durch diesen Ring keinen Ausweg gibt?

Als Fleur jetzt am Spätnachmittag, nach einem langen anstrengenden Tag, über den Kurfürstendamm geht, da kann sie gegen diese Bedrückung nicht mehr an. Heute hat sie feststellen müssen, daß es sogar schwierig sein wird, in einem guten Institut Sprachstudien zu nehmen. Auch da bestehen Einschränkungen, Anordnungen der Ministerien, die es ihr unmöglich machen, mit andern Studenten Kurse zu nehmen.

Da geht sie nun mit ihren Erfahrungen über diese hell erleuchtete, elegante Straße, vorbei an den herrlichen Läden, an den vollen Cafés, durch all das flutende Leben. Gewiß, solange sie Geld hat, kann sie vorläufig all das genießen. Geld auszugeben ist noch erlaubt. Aber arbeiten darf man nicht, lernen darf man nichts, weiterkommen kann man nicht. Man ist ausgeschlossen vom Leben, ist unfrei, beschränkt in allen wichtigen Lebensäußerungen, Freiwild für hemmungslose Menschen. Und bei allem guten Willen: es ist schwer, da nicht verbittert zu werden.

Fleur läßt sich von dem Strom des Nachmittagsverkehrs treiben. Ihr Blick löst sich von den bunten Sitzreihen der Cafés. Sie hat heute gar keine Lust zu sehen, wie andere Leute wirklich leben. sie selbst läuft nebenher. Neben ihr fährt die nicht endende Kette eleganter, offener Wagen mit lachenden und, wie es scheint, frohen Menschen. Nun, man kann nicht wissen, wo sie der Schuh drückt. Auch Henry würde man seine Sorgen nicht ansehen. Richtig froh wird in dieser schrecklichen Zeit niemand, von den paar Parteibonzen abgesehen, die vorher nichts waren und nun in hohe Stellungen aufgerückt sind.

Und doch: es ist hier in Berlin alles viel leichter zu ertragen. Sie sieht, wie über den Bäumen der erste grüne Hauch liegt, der Wind fegt über die Straße, ein angenehmer, warmer Frühlingswind, er trägt einen Ruch von Land und frischer Erde in diese Benzinluft. Wieder ein Frühling, wieder ein Sommer und – alles wird schlimmer statt besser; es ist nicht abzusehen, wie die Dinge sich entwickeln werden. Fleur ist tief in ihre Gedanken versunken; erst als sie nicht weitergehen kann, weil jemand ihr im Wege steht, sieht sie auf. Es ist René.

Flours flüchtig streifender Blick wird starr, ernst sieht sie diesen Jungen da vor sich an, und erst allmählich kommt ein scheues Lächeln auf: wirklich, da ist, wie

aus dem Boden gewachsen, René. Seine Augen sind trübe, seine Lippen sind zersprungen, und es hilft nichts, als unter dem Blick Fleurs seine Zunge darüber hinfährt. Seine Haare sind vom Wind zerzaust – es sind nicht die hellen Haare, die sie in Erinnerung hat; der Staub von Tagen liegt auf ihnen. Und wenn man ehrlich sein will, dann sieht er noch schlimmer, noch erbarmungswürdiger aus als neulich. Ein verzerrtes Lächeln erscheint flüchtig auf seinem Gesicht, er legt seine rechte Hand – in der linken trägt er noch immer den kleinen Koffer – auf Fleurs Arm: "Fleur," sagt René heiser und räuspert sich: "Fleur, bitte, ich muß sofort essen."

Fleur runzelt die Augenbrauen: "Essen?" wiederholt sie. Eine Sekunde, dann hat sie verstanden. "Komm", sagt sie kurz.

Sie faßt René an seinem linken Arm und zieht ihn durch den Menschenstrom in der Richtung ihres bisherigen Weges weiter. Der Koffer in Renés Hand schlägt dauernd gegen ihre Knie – Fleur achtet nicht darauf.

"René, wie geht es dir denn?"

Er schüttelt den Kopf: "Nicht, Fleur," flüstert er heiser, "ich kann nicht sprechen." Er sieht geradeaus, seine Augen sitzen ganz klein im Gesicht, und man kann ihre Farbe nicht erkennen.

Herr Gott, denkt Fleur, gibt es so etwas?

René läuft ihr einen halben Schritt voraus, und sie hat große Mühe, sich durch den Strom all dieser Menschen hindurchzuwinden und ihm zu folgen. "Halt," sagt sie keuchend, "ich kann nicht so schnell gehen."

René scheint das nicht zu hören, er ist schon in der Tür zu einem Restaurant, die kurz vor Fleur zufällt. Sich am Geländer haltend, geht er Schritt für Schritt die Treppen hinauf, und als Fleur auch oben ist, sitzt er schon am Tisch des um diese Zeit kaum besuchten Lokals. Während Fleur noch dabei ist, ihre Sachen an der Garderobe unterzubringen, sucht er schon in der Speisekarte herum. Er bestellt ein ganzes Menü: "Aber schnell, Ober", ruft er und hat bereits die Hälfte eines Brötchens im Mund.

"René," sagt Fleur leise, "du mußt zunächst einen starken Kaffee trinken, sonst wird dir schlecht."

"Gut", sagt René, lehnt sich in seinem Sessel zurück und schließt die Augen. Fleur sitzt schweigend da; sie ist Arzttochter genug, um zu wissen: es ist unmöglich, jetzt etwas aus René herauszubekommen, er ist gänzlich verhungert. Schmal und blaß sitzt er auf seinem Platz. Er ist kreideweiß, seine Lippen sind erschreckend blutleer, und ihre blaßrote Farbe sticht von der weißen Haut seines Gesichtes ab. Weiß und schlaff liegen seine Hände auf der Stuhllene, die

ungepflegten Nägel sind in den Stoff gekrallt. Der Kragen über dem Schlips ist verknüllt und schmutzig, die ungebügelten Hosen fallen tief über die verstaubten Schuhe.

Als der Kellner den Kaffee bringt – René überhört das offenbar, er sitzt im Halbschlaf da –, flüstert sie dem Ober zu: "Langsam servieren!" Sie gießt den Kaffee in Renés Tasse.

"René", sagt sie leise und faßt seine Hand.

René fährt auf, rekelte sich in seinem Stuhl, reibt sich die Augen, beugt sich zum Tisch und trinkt den glühend heißen Kaffee mit einem Schluck aus, gießt aus der kleine Kanne eine zweite Tasse ein, nimmt mit zitternden Fingern allen Zucker und trinkt wieder den Kaffee mit einem Zug aus. Seine Augen wandern über den Tassenrand durch das Lokal. Erst als er die Tasse hinstellt, streift sein Blick Fleur. Wieder lehnt er sich in den Stuhl zurück und nickt ihr, die Augen schließend, ernst zu. Als dann die Suppe kommt, der Fisch, das Fleisch, da sitzen diese seltsamen Gäste, die der Kellner aus einer Ecke am anderen Ende des Lokals neugierig beobachtet, noch immer schweigend am Tisch.

Fleur bedient René, so gut es geht, legt ihm auf, schiebt ihm das Brot hin, die Kartoffeln, sagt ab und zu: "Langsam, René", und sieht dieser schrecklichen, erschütternden Mahlzeit zu. Renés Hände halten zitternd das Besteck, und während er ißt, sieht er schon nach den Resten, die noch auf der Schüssel liegen. Als der Kellner – eigentlich viel zu früh, René ist noch nicht dem Fisch beschäftigt – das Fleisch bringt, nickt er nur zustimmend mit dem Kopf. Und er macht sich auch über diese Schüssel her. Als dann zum Schluß wieder ein schwarzer Kaffee vor ihm steht, sagt er leise zu Fleur hinüber: "Eine Zigarette, bitte", lehnt sich wieder in seinen Sessel zurück und schließt die Augen.

Fleur raucht ihm eine Zigarette an und steckt sie ihm in die Finger der auf der Sessellehne liegenden Hand. Gierig zieht René den Rauch ein und sagt erst nach einer ganzen Weile wie zu sich selbst: "Danke."

Sein Gesicht hat nun etwas Farbe, die erschreckende Blässe hat einer leichten Röte Platz gemacht, und kleine Schweißtropfen ziehen sich am Haaransatz die Stirn entlang. Fleur öffnet ihre Handtasche, nimmt ein sauber gefaltetes Spitzentaschentuch heraus, gießt aus einer kleinen Flasche ein paar Tropfen Parfüm darauf und steckt das Taschentuch in seine Hand. Renés Finger umschließen es, er führt es zur Nase, zieht den erfrischenden Duft ein, fährt sich über die Stirn, über das ganze Gesicht, und seine Hand fällt wieder zurück auf die Lehne.

Er öffnet die Augen und sieht in das Licht, das durchs Fenster hereinfällt.

"Gerettet," murmelt er leise, "gerettet."

Fleur sitzt schweigend auf ihrem Stuhl. Ihr Blick wandert von dem erschöpften René, der still vor sich hin raucht, über die leeren Tische des Lokals hinaus zum Fenster, von dem der brausende Verkehr herüberschallt. In dem Haus gegenüber ist das große Kino, und von dem riesengroßen Reklamebild sieht sie gerade die obere Hälfte. In den Nachbarhäusern sind die vielen Restaurants, eines neben dem andern, und sie, sie sitzt nun hier mit René an einem Tisch. Schweigend, wartend. Man kann nichts anders tun als warten, bis sich diese Erschöpfung gelegt hat. René hat jetzt die Augen geöffnet, sieht zur Decke hinauf, führt die Zigarette ab und zu an den Mund; sein übergeschlagenes Bein pendelt hin und her, sein Kopf liegt auf der Lehne.

"Siehst du, Fleur," sagt er leise zur Decke hinauf, "ich habe nicht geglaubt, daß noch einmal alles gut werden würde, und ich kann es auch nicht fassen, daß nun wirklich alles vorbei sein soll: diese Verzweiflung, diese Angst, dieser Hunger." René schließt die Augen. Eine Träne läuft von seinem Auge zum Mund, und ein heller Streifen zieht sich durch dieses verstaubte Gesicht. Sein Mundwinkel zuckt: ein weicher Kindermund. Seine Hand faßt in die Tasche und führt ein verknülltes, fast schwarzes Taschentuch an die Augen. "Ach, Fleur, entschuldige bitte, daß ich mich hier so gehen lasse, aber – ich bin völlig ab."

Fleur sitzt stumm da, ernst sieht sie zu René hinüber.

"Siehst du, Fleur, ich habe immer davon geträumt, daß du mir helfen würdest; dann habe ich aber nicht mehr daran geglaubt. Ich wußte deine Adresse nicht, konnte dich nicht erreichen, und daß ich dich zufällig treffen würde," – René lächelt traurig, "das war doch kaum möglich."

Schweigen.

"Und doch: Fleur, so etwas gibt es: soll man es glauben, man geht nicht unter, man soll nicht untergehen. Im letzten Augenblick aufgefangen. Und nun ist alles gut." Er schließt die Augen.

Beunruhigt schleicht der Kellner um den Tisch, rückt an den Nachbartischen die Stühle zurecht, säubert die Aschenbecher, bleibt in der Nähe. Man hat schon alles mögliche erlebt: wer weiß, ob diese Leute überhaupt Geld haben. Fleur zieht ihre Handtasche an sich, ruft ihn heran, bezahlt zunächst einmal, bestellt für sich noch einen Kaffee. Man muß den Mann los werden. René sitzt noch in der alten Stellung da. Ob er eingeschlafen ist? Man kann nicht ewig hier sitzen.

"Also, René," sagt Fleur, "nun hast du dich hoffentlich etwas erholt. Geh und

wasch dich zunächst einmal, das wird dir gut tun." Sie legt etwas Geld auf den Tisch. "Und dann mußt du mir erzählen, was eigentlich los ist."

René setzt sich auf, nimmt das Geld vom Tisch, und Fleur sieht ihm nach, wie er sich durch die Tischreihen schlängelt.

Da sitzt man nun wieder hier und wartet auf René. Man hat nicht geglaubt, daß sich das noch einmal wiederholen würde. Sicher ist: sie wird Geld brauchen. Fleur zieht ihr Portemonnaie und zählt ihr Geld durch. Viel ist es nicht, man wird sich telegraphisch etwas kommen lassen müssen. Nachdenklich sieht sie zur Kinoreklame hinüber, die jetzt beleuchtet ist. Im Lokal wird es lebhaft, das elektrische Licht brennt, die Tische füllen sich, und man sitzt nun nicht mehr allein hier.

Da kommt René zurück – frischer jetzt, sein Kragen sitzt ordentlich, sein Schlips ist neu gebunden, seine Haare sind frisch gekämmt. Er setzt sich auf seinen alten Platz. Seine Augen sind viel klarer jetzt, seine Gesichtsfarbe ist besser. Nicht der alte René, aber doch jemand, der an ihn erinnert.

"Fleuri," sagt er und nimmt ihre Hand, "ich weiß nicht, wie ich dir danken soll – und entschuldige diese ganze gräßliche Szene, aber weißt du, ich war wirklich fertig."

Er lächelt Fleur an und sieht sich in dem sich füllenden Lokal um; ein Blick hinüber zur Musik, die gerade ihre Instrumente stimmt. Jetzt nimmt er ihr Zigarettenetui, fragt lächelnd: "Darf ich?", steckt sich eine Zigarette an und hält sie im Mundwinkel.

"Erzählen", sagt Fleur kurz.

Was René da berichtet, entspricht so ungefähr dem Bild, das Fleur sich inzwischen gemacht hat. Vor einigen Wochen mußte er aus der alten Wohnung ausziehen. Nun ja, es ging nicht anders. Sein Freund hatte ihm unerwartet von einer Reise geschrieben, er könne die Wohnung nicht mehr bezahlen. Was war da zu machen? Man wußte, daß Mietschulden da waren, und fand keinen anderen Ausweg, als nachts heimlich zu verschwinden. Das war zunächst ganz lustig, und man kam sich so etwa wie im Kino vor. Ja, und was dann kam: "Ach, Fleur, ich möchte das alles gar nicht erzählen. Zuerst habe ich bei Bekannten gewohnt. Gott, sie konnten auch nichts für mich tun, vielleicht wollten sie es auch nicht. Ich mußte immer wieder nach ein paar Tagen ausziehen." Sein Blick fällt auf den am Boden stehenden Koffer: "Ausziehen, eine neue Bleibe suchen – mit meinem Koffer in der Hand."

Pause.

"Ja, und dann habe ich eine Filmvertretung übernommen, bin von Haus zu Haus gegangen, um etwas loszuwerden: Reklamefilme. Ach, Fleur, ohne Geld für die Fahrten, die doch eigentlich nötig waren, alles zu Fuß, ohne etwas zu essen. Ein Verkauf ist mir gelungen, das Geld bekomme ich aber erst, wenn die Lieferung erfolgt ist, und es wird gerade dazu reichen, um meine Schulden zu bezahlen."

René starrt irgendwo hin.

"Und dann wurde ich zu schwach, es reichte nicht mehr für Zigaretten, zu nichts mehr. Und", sagt er leise, "ich hatte kein Zimmer mehr, seit länger als einer Woche habe ich in Wartesälen geschlafen oder sonst irgendwo und – ich habe seit drei Tagen nichts mehr gegessen, nicht ein Stück Brot."

Fleur sieht hinüber zu den Lichtreklamen, die gerade hinter dem Vorhang verschwinden, den der Kellner jetzt zuzieht.

"Meine Sachen", sagt René, "habe ich da in dem Koffer, viel ist es nicht."

Er stützt sich auf den Tisch, faltet die Hände ineinander und sieht zu Fleur hinüber. Sein Bericht scheint beendet zu sein. Mit schiefem Kopf sieht er sie an. Ja, so hat René immer zu ihr hinübergesehen.

"Und, René, was wirst du jetzt tun?"

Er nimmt ihre Hand und sieht sie ernst an. Und jetzt – jetzt ist seine Augenfarbe von dem Blau, das sie in Erinnerung hatte.

"Ich werde dich bitten müssen, Fleuri, mir vorübergehend zu helfen. Ich muß erst etwas zu mir kommen, und dann wird man sehen müssen – vielleicht kann ich mit einer Filmsache wirklich Geld verdienen."

Fleur hat ihre Hand fortgezogen.

"Wenn es dir recht ist, Fleur, dann werde ich mir jetzt schnell ein Zimmer besorgen."

Er nimmt noch eine von Fleurs Zigaretten, greift nach den Streichhölzern, schiebt die Schachtel auf, stutzt zund vergißt, sich die Zigarette anzustecken. Er hält noch immer die Schachtel vor sich; jetzt lächelt er und sieht zu Fleur hinüber: über den Streichhölzern liegt ein Geldschein. René nimmt ihn auseinander und steckt ihn in die Tasche. Jetzt erst steckt er die Zigarette an, löscht die Flamme, indem er das Strichholz in der Luft schwenkt, zieht den Rauchtief in die Lungen und streichelt nun wieder Fleurs Hand.

"Ach, Fleur", beginnt er und bricht ab. "Nein, ich sage jetzt nichts. Du wirst dir denken können, was ich sagen möchte."

Fleur zieht die Hand wieder fort. "Still, René" – sie legt einen Finger auf den Mund: "Darüber spricht man nicht."

René nickt. Beide sehen sich in dem Lokal um, das jetzt ganz gefüllt ist; die

Musik spielt, Rauch liegt über den Tischen. Immer mehr Menschen komme durch die Drehtür herin. Man sitzt nun schon sehr lange hier, die frische Luft wird ihnen gut tun.

Als Fleur die Restsumme bezahlt hat, da schieben die Flügel der Drehtür nun auch sie hinaus: erst Fleur und dann René; in der Hand hält er seinen kleinen Koffer.



Einen ganzen Monat lang ist Fleur schon in Berlin und denkt noch immer nicht daran, nach Hause zu fahren. Sie hat in ihrer alten Pension das Zimmer gewechselt und wohnt nun in einem der großen, nach der Straße zu gelegenen Zimmer. Auf die Dauer war es doch unmöglich, in der kleinen Stube zu hausen, in der man sich kaum umdrehen kann. Fleur steht in ihrem Zimmer, sieht zum Fenster hinaus und freut sich an dem Bild, das sie vor sich sieht. Die Bäume vor dem Fenster tragen nun schon das erste zarte Grün, es ist sommerlich warm, beide Fenster sind weit geöffnet, und der Wind spielt mit den Vorhängen. Auf dem belebten Platz sieht man den dichtgedrängten Verkehr der Omnibusse und Wagen, das Rufen der spielenden Kinder schallt bis zu ihr herauf, und über dem Turm der Untergrundstation dreht sich die Zahnpastareklame.

Eigentlich geht es ihr gut soweit. Sie hat nun schon seit Tagen nicht mehr an ihre Berufsfrage gedacht. Die schlimmen Erfahrungen haben ihr einstweilen allen Mut genommen, etwas zu unternehmen. Sie hat es in der letzten Zeit mit mehr oder weniger Erfolg vermieden, auch nur an die allernächste Zukunft zu denken. Es ist schon wahr: etwas liegt das an René, den sie jetzt täglich sieht. Oft fahren sie

zum Essen ins Freie und lassen sich von der wärmer werdenden Frühlingssonne verbrennen. Gute Tage, wenn man will... René hat sich von den schrecklichen Wochen erholt, ist braun und gepflegt wie je und immer in jener guten Stimmung, die ein Mensch haben mag, der eine schwere Krankheit überstanden hat.

Fleur sieht an ihrem Fenster nachdenklich zu, wie ein kleiner Junge da unten auf dem Platz einen großen bunten Ball hoch in die Luft wirft; der Ball dreht sich – man sieht deutlich die bunten Farben – und fällt, vom Wind etwas abgetrieben, an einer anderen Stelle zurück. Geschickt fängt ihn das Kind wieder auf.

Es ist lange her, daß sie so gespielt hat. Aber irgendwie spielt man heute auch: mit dem Leben, mit der Zukunft. Tut man recht daran? Ist es nicht ein Spielen, wenn man, wie gestern, mit René tagsüber draußen ist, zum Mittag den ersten frischen Spargel ißt und kühlen erdigen Wein trinkt? Wenn man dann in der Sonne liegt und sich den Tee servieren läßt? René sucht mit liebevoller Sorgfalt den größten Kuchen aus und lacht, von der Sonne geblendet, mit blinzelnden Augen zu ihr hinüber. Sein Haar ist wieder hell geworden, er zeigt seine weißen Zähne, und seine Nase wird beim Lachen etwas kraus.

Wieder wirft das Kind den Ball in die Luft und fängt ihn auf. Es jauchzt dabei – ein glückliches Kinderlachen. Sicher ist es leichtsinnig, was sie hier tut, aber doch ein bewußter Lebensgenuß nach all den schweren Jahren, eine bewußte Freude daran, dem Leben abgestohlene, unbeschwerte Tage zu haben. Tage, die erfüllt sind mit jener Jugendlichkeit, die nun einmal René eigen ist und ihn so erfreulich macht.

René gehört jetzt gleichsam zu ihrem Leben, es wäre dumm, das zu leugnen, freilich vorübergehend und nur für sehr kurze Zeit. Sie kennen sich schon recht gut, und eigentlich gefällt er Fleur noch besser als früher. Seine Notzeit hat ihn vernünftiger, nachdenklicher gemacht. Was sie damals gefürchtet hat, als sie ihn an jenem Nachmittag an dem Café vorübergehen ließ, das war kleinliche, unbegründete Furcht. Gewiß, ihr Ton ist frei, aber von jener natürlichen Freiheit, die niemandem etwas schadet und die sie selbst nicht bedrückt. Manchmal, ja, manchmal, wenn sie auf ihren Liegestühlen liegen, dann geschieht es wohl, daß René plötzlich ihre Hand nimmt, sie zärtlich streichelt und einen Kuß darauf drückt. Dann sieht er blinzelnd zu ihr auf, aus seinem braunen Gesicht lachen seine hellen Augen sie an: ein junges, junges Gesicht über dem offenen Sporthemd.

Es wäre dumm, etwas dagegen zu tun, kleinlich und dumm. Es ist schon so: man fängt den Ball immer wieder auf, und es ist gar keine Rede davon, daß man das

einmal nicht können wird.

Fleur wendet sich ins Zimmer zurück und sieht nach der Uhr: René muß bald kommen. Sie wollen heute in Ruhe besprechen, was er nun eigentlich unternehmen wird. Er hat sich ein kleines Zimmer gemietet, nach seiner Beschreibung muß es winzig sein, er ist aber zufrieden damit.

Bisher hat sie ihm natürlich in allem ausgeholfen, aber auf Dauer wird das kaum gehen. Das Geld, das sie bis jetzt verbraucht hat, ist das Vielfache dessen, was sie ausgeben wollte, und morgen wird sie zum drittenmal Geld von der Bank bekommen. Zuweilen wird ihr Angst, wie schnell all die vielen Geldscheine fort sind. Das wird aber bald zu Ende sein.

Vor sich selbst rechtfertigt sie das alles damit, daß sie ihm aus reinem Egoismus hilft. Sie will einfach eine nette Zeit haben – und damit Schluß. Wem ist sie denn Rechenschaft schuldig? Natürlich: die immer sparsamen Eltern wären entsetzt, wenn sie wissen würden, wieviel sie in diesen Wochen ausgegeben hat. Ihre Maßstäbe sind eben andere. Man hat doch einen Anspruch darauf, endlich wieder einmal zu leben.

Fleur zieht die Weinflasche auf und reinigt die Gläser. Und leben tut sie jetzt wieder: jetzt, in diesem Augenblick. Bald muß René da sein. Sie muß ihm selbst die Tür aufmachen, sonst würde er nach ihr fragen, und dann würde der ganze Schwindel mit ihrem Namen herauskommen. Das darf nicht sein, und sie ist entschlossen, ihm ihre wahren Lebensumstände nicht zu erzählen. Zweifellos: manchmal hat sie dieserhalb eine kleine Bedrückung. Es ist sicher unrecht von ihr. Aber es gibt keine Möglichkeit, ihm das vernünftig zu erklären, und – noch immer ist sie ihm gegenüber sehr vorsichtig. Seine ganzen Lebensumstände sind so unübersichtlich, so unfundiert: Bohème. Nein, René ist nicht schlecht, und nie würde sie etwas von ihm zu befürchten haben, soviel ist klar. Aber ein junger Mensch, der in solchen ungeordneten Verhältnissen lebt, unerfahren, wie er in manchen Dingen sein mag, er kann ihr auch gegen seinen Willen Schwierigkeiten machen: durch seine Bekannten, durch ein unvorsichtiges Wort, durch irgendwelche Dinge, die man nicht voraussehen kann. Es ist schon gut, daß sie sich damals gesichert hat, gut für sie und gut für Henry. Sie ist ihm eine solche Rücksichtnahme schuldig. Und René ist taktvoll genug, nie nach ihrem Leben, nach ihrem Elternhaus, nach ihren Plänen zu fragen. Ja, es ist gut, mit ihm zusammen zu sein.

Fleur steht wieder am Fenster und sieht nach René aus. Es ist dunkel geworden, die Kinder spielen nicht mehr, die Straßenlaternen brennen. Und da – kein

Zweifel, es ist René. Er hat Fleur an ihrem Fenster schon entdeckt, strahlend winkt er zu ihr hinauf. Sie lächelt zu ihm hinunter und winkt ihm zu. "Ach, Fleur", sagt er, als er im Zimmer vor ihr steht, und legt ihr die Hände auf die Schultern: "Ach, Fleur, es ist schön, bei dir zu sein."

Fleur dreht sich auf den Absätzen herum und sagt: "Hunger habe ich." Jetzt sitzen sie beide am Tisch, und da René nun einmal Glück hat, findet er unter seiner Serviette ein kleines Päckchen: ein Handgriff – und der neue Schlips, den Fleur heute mit viel Sorgfalt eingekauft hat, liegt auf dem Teller. Gebraucht hätte er ihn ohnehin, und Fleur findet es netter, ihn damit zu überraschen. Es ist doch nun einmal ihre alte Schwäche, für andere einzukaufen.

"Oh," sagt René, "ist der aber hübsch", und er hält ihn prüfend vor seinen Kragen. Er springt auf: kauend und mit vollem Mund steht er vor dem Spiegel, besieht prüfend das Geschenk, ist wirklich zufrieden, nickt sich zu, und es ist nicht abzusehen, wann er wieder am Tisch sitzen wird.

"Na, sei so freundlich", lacht Fleur und gießt den Wein ein.

Dann ist es dunkel geworden. René reckt sich nach dem guten Essen faul auf der Couch, und ihre beiden Zigaretten leuchten durch das Dunkel. René macht Pläne, und es ist gut, ihm zuzuhören. Ja, er wird also die Filmvertretung mit neuen Kräften aufnehmen. Er war heute schon im Büro der Firma und hat neue Entwürfe geholt. Er wird diesen besuchen und jenen, wird sich Empfehlungen geben lassen, wird Probefilme vorführen. Natürlich wird er tagsüber unterwegs sein, aber abends werden sie sich dann treffen. Er wird Fleur bitten müssen, ihm finanziell zu helfen, bis er selbst genug verdient, das wird aber nicht mehr lange nötig sein. Und René spricht und spricht, trinkt sein Glas aus, nimmt eine neue Zigarette; es ist alles gut in seinem Zukunftsbild, alles gelingt, ein arbeitsames, kultiviertes, erfolgreiches Leben wird man haben: gewiß, bestimmt.

Fleur sitzt in ihrem Sessel, den Kopf an das Polster gelehnt, sieht zur Decke, raucht und schweigt. Es ist gut zuzuhören, und man soll ihn nicht unterbrechen, wenn er endlich einmal von Arbeit spricht. So denkt sich René das also. Ob gut, ob schlecht: jedenfalls ein Plan, und erfreulich genug, daß Arbeit drin die Hauptrolle spielt. Wie oft hat auch sie Pläne gemacht, wie oft mit Henry die Zukunft ausgemalt – und sie war immer rosig, viel zu rosig. Nach den ersten Erfolgen kamen später die Rückschläge, die Enttäuschungen. Ein Steinchen zum anderen – der Zusammenbruch war da, und wenn man es recht überlegt, sitzt sie hier auf den Trümmern solcher Pläne.

Ein Blick zu René, der noch immer darüber spricht, wie groß die Filmreklame sein wird, die er machen wird. Er scheint es als ganz selbstverständlich

vorauszusetzen, daß sie immer hier sitzen, auf ihn warten, mit ihm ausgehen wird. Und dabei ist es doch sicher, daß sie kaum noch länger als eine oder zwei Wochen in Berlin bleiben wird. Wieder ein Blick zu René.

"Ja, Fleur," sagt er, "du siehst mich an und denkst: Luftschlösser. Vielleicht hast du recht, aber es ist doch so gut, welche zu bauen."

Pause.

"Ach, Fleur, mir geht es gut, ich werde arbeiten können, vielleicht Erfolg haben – und vor allem eins: ich kann mit dir sprechen, kann dich um Rat fragen und", er wirft sich aufs Kissen und blinzelt zu ihr auf: "ich habe meine Fleur hier."

Fleur nimmt ihren Blick zurück zum Feuerzeug.

"Woher weißt du denn, René, daß ich hier bleibe? Hast du schon einmal darüber nachgedacht, was ich hier tun soll?"

Er legt seine Hand auf die Fleurs, die auf dem Tisch liegt, und streichelt sie zärtlich. "Fleur, mach doch keine Geschichten, unmöglich zu denken, daß du wieder ausrücken solltest. Du kannst doch hier arbeiten, ich störe dich doch gar nicht dabei. Ob du hier lebst oder woanders, ist doch das gleiche, als Ärztin findest du immer eine Stellung in Berlin." Er rückt näher. "Denke einmal, wie gut das wäre: abends, wenn wir beide von der Arbeit müde sind, dann können wir zusammen sein. Ich kann viel von dir lernen, wir können zusammen arbeiten. Vielleicht Sprachstunden nehmen. Ich zeige dir etwas vom Filmen."

Draußen hupt ein Wagen, wahrscheinlich wird jemand abgeholt.

"Man braucht doch einen Menschen, Fleur, du ebenso wie ich. Und sei gewiß: auf mich kannst du dich verlassen. Ich weiß, was ich dir schuldig bin. Ich werde dir zeigen, daß ich dessen würdig bin, was du für mich getan hat, und zu dir halte, so gut ich kann."

"Ich weiß nicht," sagt Fleur und steht auf, "das alles ist doch nicht allein von mir abhängig, von heute auf morgen kann man nicht solche Entschlüsse fassen. Nein, ich kann heute noch nichts Bestimmtes sagen."

Beide schweigen.

René sieht ein altes Schreckgespenst vor sich: wieder auf der Straße, hungrig, heruntergekommen, allein. Mit einem Ruck trinkt er sein Glas aus, wirft sich auf die Couch zurück.

"Ach, Fleur...", sagt er zu ihr hinüber.

Fleur steht am offenen Fenster. Es regnet, und der Wind jagt ihr die Regentropfen ins Gesicht.



Der Wagen hält, knirschend springt die Handbremse ein, der abgestellte Motor läuft aus. Henry ist an seinem Ziel. Über eine Stunde schon ist er planlos durch die Stadt gefahren, durch den dichten Verkehr der City, durch die breiten Straßen der Vorstädte, vorbei an den großen Gärten der Villenstadt, die nun in voller Blüte sind. Und jetzt ist er hier, im Herzen des Hafens. Er nimmt die Schutzbrille ab, legt sie in den freien Raum vorn am Schaltbrett. Aus dem Silberpapier wickelt er ein Stück Schokolade, das er in den Mund steckt. Jetzt setzt er sich bequemer in den tiefen Sessel und sieht sich um.

Das Hafenbild da vor sich liebt er sehr. In allernächster Nähe sind die Schornsteine und hellen Leiber der großen Schiffe zu sehen und dahinter die Umrisse all der anderen, die in den weiter entfernten Hafenbecken liegen. Ein weiter, großer Blick, frei und erfrischend, hinwegführend von all dem Kleinlichen, das so bedrückend ist. Wie gut kennt er diesen Rundblick, zu allen Jahreszeiten und bei jedem Wetter. Am schönsten ist es hier, wenn sich nach einem Gewitter ein Regenbogen über den Horizont spannt.

Henry dreht das Fenster herunter und zieht den frischen Seewind in sich hinein. Es ist gut hier, und dieser Rundblick glättet jede Stimmung, in der man herkommt. Ist man froh, dann vertieft sich das Gefühl noch in dieser Weite: schön und groß ist die Welt. Ist man bedrückt, verzagt, dann mahnt dieser Blick daran, daß die kleinen Dinge doch eigentlich alle recht unwichtig sind, und diese *"In fünfzig Jahren ist alles vorbei"*-Stimmung, wie Fleur sie immer nennt, macht alles einfacher und leichter.

Fleur hat diese Stelle hier entdeckt, und er hat die Vorliebe für diesen Rundblick von ihr übernommen. Wie oft waren sie beide hier: in guter Stimmung, in schlechter, wenn sie viel gearbeitet hatten, wenn sie froh, wenn sie ineinander verliebt waren – und immer war es gut, hier zu sein. Hier haben sie ihre Examenssorgen besprochen, sich ausgeruht von den Examensfeiern, hier haben sie Zukunftspläne geschmiedet, die ersten Kirschen des Jahres aus der Tüte gegessen und ausprobiert, wer die Steine weiter spucken kann. Und oft hat er

Fleur plötzlich umfaßt und ihr einen Kuß gegeben. "Liebe Fleur", hat er dann gesagt.

Ja, das ist nun schon lange her. Sie sind später immer nur im Schutz der Dunkelheit hergefahren, und der Anblick der Lichter auf all den Schiffen war noch erfreulich genug. Henry sieht verstohlen auf den Platz da neben sich: er ist leer. In dem Ledersitz ist ein kleiner Riß, man muß das bei nächster Gelegenheit nähen lassen.

Wieder sucht der Blick den Horizont ab und tastet sich von einem Schiff zum andern, zählt die Schornsteine, versucht die Namen der Schiffe zu entziffern – was man so tut, wenn man in einem Hafen ist.

Ja, Fleur: seit Wochen ist sie nun schon fort, und man hat nichts von ihr gehört. Natürlich nicht, es ist ja auch anders unmöglich. Ob es ein gutes Zeichen ist, daß sie noch immer nicht zurück ist? Aber ein gutes Zeichen wofür? Daß sie eine Stelle bekommt, ist absolut ausgeschlossen, und etwas zu erlernen, nun, auch das wird nicht einfach sein. Schwer vorstellbar daß Fleur, die so begabte Juristin, etwas anderes erlernen sollte. Die üblichen Mädchenberufe? Sie könnte ihm leid tun. Was mag sie in Berlin so lange tun? Noch nie ist sie so viele Wochen lang fortgeblieben. Ihm fehlen ihre Anrufe, ihr Interesse, ihre Fürsorge. Von einem Tag zum andern hat er mit Freude und Angst auf ihren Anruf gewartet. Seine Unruhe ist während Fleurs Abwesenheit kleiner geworden. Er hat nicht mehr die ständige Angst gehabt, hat ruhiger geschlafen, ruhiger gelebt.

Hat er deshalb mehr vom Leben gehabt? Sicher nicht.

Fleur – sie fehlt ihm an allen Ecken und Enden; man ist sehr allein.

Drückend fällt es ihm auf die Seele: eigentlich ist er zu ihr gar nicht nett gewesen das letztemal. Ablehnend, nervös, häßlich. Nichts hat er getan, um ihr die schreckliche Unruhe zu verbergen, in der er gelebt hat. Im Gegenteil, er hat sie alles spüren lassen, die ihm gegenüber immer so unendlich feinfühlende Fleur.

Nachdenklich sieht Henry dem Motorboot zu, das dem inneren Hafen zufährt. Der Schaum am Bug ist bis hierher deutlich zu sehen, und die Jacht dort drüben schaukelt jetzt heftig hin und her. Er greift nach einem neuen Stück Schokolade. Deutlich hat er Fleur gesagt, daß er sie lange Zeit nicht sehen kann. Traurig, daß es nötig war; die ewige Angst hat ihn fast erstickt. Schlimm für sie, schlimm für ihn. Vielleicht hat sie es nicht so schwer genommen, und er hat ihr ja auch versprochen, daß er sie besuchen würde.

Ja, das ist wohl der Grund, warum er heute so unruhig ist. Morgen zum Wochenende ist er frei, zum ersten Male hat er nichts vor, seitdem Fleur in Berlin

ist, und er könnte gut heute abend hinüberfahren. Könnte: ist es aber klug, es zu tun? Wie würde ihr Zusammensein aussehen? In ein Lokal zu gehen, ist unmöglich, man muß immer damit rechnen, Bekannte zu treffen, zumal jetzt in der Reisezeit. Daß sie ihn besucht, ist ausgeschlossen. Kann er aber zu ihr gehen? Er hat so oft in ihrer Pension gewohnt, und man kennt ihn sehr gut. Viele Hamburger wohnen dort. Wenn man ihn dort sieht, dann ist es genau so, als ob man sie hier zusammen sehen würde. In seiner Nervosität wäre er auch kein guter Gesellschafter. Fleur würde es wahrscheinlich herrlich finden, wenn sie auf getrennten Plätzen in irgendeinem Theater sitzen könnten, es würde ihr genügen, ihn nah zu wissen. Aber das sind doch alles schrecklich bedrückende Dinge: getrennte Plätze, in der Pause traut man sich nicht aus dem Zuschauerraum heraus, vielleicht merkt ein ganz Kluger, daß sie beide da sind, und zieht seine Schlüsse daraus.

Nein, es ist unmöglich, wie man die Lage auch betrachtet. Nervös steckt Henry sich eine Zigarette an. Mit seinem Blick umfaßt er das schöne, fast sommerliche Bild da vor sich. Soll man den Mut haben, sich darüber klar zu werden, wie das Ganze einmal ausgehen wird? Oft schon hat er diesen Gedanken gehabt und immer wieder dabei haltgemacht. Es ist wie eine schmerzhaft Wunde, und man weiß nicht, ob sie gutartig ist oder nicht.

Aber einmal wird man doch den Mut haben müssen, die Dinge zu ordnen, zu sichten. Solange sich politisch nichts ändert, wird es immer so bleiben: dieses Hin und Her zwischen der Sehnsucht nach Fleur und dieser unüberwindbaren Angst, die von Tag zu Tag schlimmer wird. Sie zu ertragen, ist auf die Dauer unmöglich. Also wird es nur eins geben: warten, jahrelang warten, bis das politische System sich ändert, wenn das überhaupt jemals geschieht.

Nachdenklich sieht Henry über das Wasser zu der Jacht hin. Tief liegt die Rahe in dem Wind des heranziehenden Gewitters über dem Wasser, und die beiden jungen Männer in ihren weißen Segelanzügen haben alle Mühe, das Boot zu halten.

Man wird Fleur gar nicht oder nur in Abständen von vielen Monaten sehen können – und er weiß, sie wird daran zugrunde gehen. Viele Jahre ist sie nun schon aus ihrem Beruf herausgerissen; energisch, wie sie ist, wäre sie längst ins Ausland gegangen, wenn sie nicht so zu ihm gehalten hätte. Wird sie die Ausdauer haben, noch viele Jahre so zu leben und wenig, nichts von ihm zu hören: einmal ein Telefongespräch, sonst gar nichts? Es wird ein trostloses Leben für sie sein, wenn nicht ein Wunder geschieht und irgend etwas Unvorhergesehenes eintritt, das ihr über diesen unerträglichen Zustand hinweghilft. Es gäbe nur ein Wunder – aber

sich vorzustellen, daß Fleur einen Menschen findet, zu dem sie so steht wie zu ihm, ist unmöglich. Daran auch nur zu denken, ist absurd, und man würde selbst dabei zugrunde gehen.

Es gibt nur eine, die letzte Lösung, die alles das aus dem Wege räumt: alles hier im Stich zu lassen und mit einem dieser großen Schiffe da drüben hinauszufahren, irgendwohin ins Unbekannte. Er würde neben Fleur ganz hoch oben an Bord des Schiffes stehen, die Landungsbrücke würde gelöst werden, das Schiff fährt ab, die Musik spielt, und der Abstand zum Kai wird größer. Fleur steht strahlend neben ihm, jetzt faßt sie ihn unter und drückt zärtlich seinen Arm. Ein Abschied für immer: von der Heimat, vom Beruf, von der Familie – es gibt kein Zurück.

Henry wird unruhig. Nein, daran ist nicht zu denken. Vielleicht, vielleicht ist er der Liebe Fleurs nicht wert; aber dazu, nein, dazu hat er nicht die Kraft. Das wird nie geschehen. Welche Lösung gibt es also?

Henry wirft einen Blick auf das Wasser, die Schiffe, den Horizont. Grünblau ist der Himmel, und das Gwitter ist nun fast über der Stadt. Pfeifend fegt der Wind über das Wasser.

Ein Blick noch – und Henry schaltet den Motor ein, startet und flieht vor diesem Bild, das ihm heute keinen Frieden gegeben hat: vor dem Sturm von Fragen, die man nicht beantworten kann und nicht beantworten will.

An dem gedeckten Frühstückstisch sitzt Fred in seinem hohen Sessel, die Brille auf der Nase, und liest die Morgenzeitung. Jetzt legt er die Zeitung fort und sieht wieder auf den Brief, der neben seinem Teller liegt, der aufgerissene Umschlag daneben. Seine Hand spielt mit den Fransen der Tischdecke, durch die scharfen Gläser seiner Brille sieht er diesem Spiel zu, und in Gedanken schüttelt er den Kopf. Jetzt nimmt er die Brille ab, führt die Hand zu den Augen und stützt den Kopf in die Hand. Nichts rührt sich um ihn.

Sir, der bisher in seinem Korb geschlafen hat, wacht plötzlich auf, gähnt laut, reckt den Kopf so hoch er kann und sieht angestrengt in die dunkle Ecke zu dem alten Mann hinüber, der ihm heute gar nicht "*Guten Morgen*" gesagt hat. Er springt aus dem Korb, reckt sich nochmals, die Vorderpfoten ganz weit ausstreckend, gähnt laut, schüttelt sich, daß die Ohren um seinen Kopf fliegen und trollt in die Ecke zu seinem Herrn, an dessen Bein er seinen Kopf reibt. Erst als Sir den alten Mann sehr energisch mit der Nase anstößt, nimmt der die Hand von den Augen, beugt sich über die Lehne seines Sessels und sagt leise: "Ja, mein Hundchen, ich weiß." Zärtlich streichelt er seinen Kopf. Sir findet, daß es

sich nicht gelohnt hat, so früh aufzustehen. Er dreht sich kurz um und läuft in seinen Korb zurück. Das Strohgeflecht knarrt, als er sich schläfrig wieder hinlegt. "Tja", sagt der alte Mann leise und nimmt den Brief auf, den er nun schon so oft gelesen hat. Ein Brief von Fleur:

"Liebe Eva, lieber Fred,

zunächst einmal will ich wünschen, daß es Euch gut geht, daß Ihr gesund seid und inzwischen nichts besonders Unangenehmes erlebt habt. Wie es mir geht, das werdet Ihr gleich wissen und hoffentlich nicht zu traurig sein, wenn Ihr diesen Brief zu Ende gelesen habt. Ich weiß mir aber keinen anderen Ausweg, als Euch auf diese Weise zu sagen, daß ich vorläufig nicht nach Hause kommen werde. Ihr werdet fragen, warum. Wahrscheinlich brauche ich aber nicht viel Worte zu machen.

Ich habe Angst, verfluchte Angst, nun nach Hause zu kommen und nichts zu tun zu haben, als an jedem Monatsersten die paar Gänge für die Hausverwaltung zu machen. Ich habe Angst, tagsüber herumzusitzen und nicht zu wissen, was ich anfangen soll. Von den Kursen ist kaum mehr etwas zu erwarten. Ich habe dort auch keine Gelegenheit, irgend etwas zu lernen. Das zu tun, ist schon hier schwer genug. Ich habe dort keine Altersgenossen und keine Möglichkeit, mir etwas über diese Zeit hinwegzuhelfen.

Ihr werdet fragen: 'Und wir?'" Das ist richtig, Ihr wißt aber, wie ich es meine, wenn ich darauf nur eins sage: wenn man noch verhältnismäßig jung ist, dann erwartet man –vielleicht dummerweise – etwas vom Leben, was mehr ist als ein bloßes Lebenkönnen. Und ich habe Angst, in eine Atmosphäre zurückzukommen, die mich, von unseren vier Wänden abgesehen, einfach erdrückt. Wie lange ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, ich werde versuchen, irgend etwas zu lernen. Vielleicht habe ich auch nach ein paar Monaten mehr Mut zurückzukommen. Mein Geld würde mindestens zwei Jahre reichen, und ich werde nichts von Euch brauchen.

Glaubt mir, dieser Brief ist mir nicht leicht gefallen. Er ist das Ergebnis mancher schlaflosen Nacht. Es fällt mir schrecklich schwer, Euch für längere Zeit allein zu lassen, ich weiß selbst sehr gut, was das für uns alle bedeutet, sehe aber keinen anderen Ausweg.

Seid nicht traurig und nehmt alles so, wie es gemeint ist.

Einen herzlichen Kuß von Eurer

Fleur."

Wieder legt Fred den Brief zurück. Darauf war er nicht gefaßt. Seine Fleur – wie soll es nun werden ohne sie? Nun immer weiter von Tag zu Tag auf die Post warten und sich überlegen: was mag Fleur jetzt tun? Ob sie sich erholt hat, ob sie munter ist, ob es ihr einigermaßen geht? Am Morgen, am Nachmittag, am Abend? Wie ruhig es hier in den letzten Wochen war, die Tage schleichen, und welche unerträgliche Stille herrscht in der Wohnung, wenn man abends mit Eva in der Ecke sitzt und liest.

Wenn man auch wußte, wie schwer alles für sie war, niemals hat man geglaubt, daß sie es als so untragbar empfunden hat. Nie hat sie ein Wort verloren oder sich beklagt. Wie schlimm es mit ihr gestanden hat, das weiß man erst jetzt, da dieser Brief auf dem Tisch liegt. Was muß sie in all den letzten Wochen ausgehalten, wie verlassen muß sie sich gefühlt haben. Wie schreibt sie?

Fred nimmt den Brief wieder auf und sucht die Stelle: *"Ich habe dort keine Altersgenossen.."*

So ist das also: es besteht kein Zweifel, irgend etwas muß sich mit Henry ereignet haben, etwas Neues, etwas Ungünstiges, wer weiß was. Natürlich hat sie sonst niemanden hier, und es ist sicherlich im Grunde ganz richtig, was sie tut. Vielleicht finden sie dort neue Menschen, neue Möglichkeiten. Aber es ist schwer, bitter schwer.

Der alte Mann sitzt in sich zusammengesunken und schließt die Augen. Wie wird man allein sein... Das ist das natürliche Schicksal, wenn man alt wird. Aber ist man wirklich schon alt? Man hat noch alles so deutlich vor sich, was in der Jugend geschah. Sind es wirklich schon so viele Jahrzehnte, die inzwischen vergangen sind? Alt werden: man klammert sich an das wenige, was man hat. Ist das Egoismus, ist das Lebensangst?

Stille wiederum in diesem morgendlichen Zimmer, in dem alles so wohnlich ist: der gedeckte Tisch, die Blumen überall, die ganze behagliche Atmosphäre dieses schönen, geschmackvollen Raumes. Still sieht Fred vor sich hin und rafft sich erst zusammen, als er Eva den Korridor entlangkommen hört. Sie singt vor sich hin, jetzt spricht sie in der Küche über das Wetter, lacht. Trotz aller Sorgen, die sie sich macht: immer ist sie lebensfroh und voller Hoffnungen, die dann stets um so schlimmer enttäuscht worden sind, seitdem dieses Unglück über sie gekommen ist. Gleich wird sie hier sein.

Schnell setzt sich Fred zurecht, der Brief verschwindet in seiner Rocktasche, da – fast hätte er den Umschlag liegengelassen. Fred setzt die Brille auf und hält sich die Zeitung vors Gesicht.

"Guten Morgen", sagt Eva und wirft auf den Tisch, auf dem die Post zu liegen pflegt, im Vorübergehen einen schnellen Blick.

"Kein Brief von Fleur?" fragt sie. "Merkwürdig, eigentlich war einer fällig, aber vielleicht hat sie jetzt Besseres zu tun."

Fred ist sehr in seine Zeitung vertieft.

"Guten Morgen, Eva", antwortet er und legt nun endlich die Zeitung fort.

"Na," lacht Eva, "wieder eine morgendliche Überraschung in der Zeitung? Dein Gesicht ist ganz danach."

"Nichts Besonderes", murmelt Fred, während er in seinen medizinischen Zeitschriften blättert. Eva überfliegt nun auch die Zeitung, sagt nach einer Weile: "Unsinn", und legt die Zeitung wieder fort.

"Weißt du," sagt Fred und nimmt die Brille ab, "ich habe mir heute nacht über Fleur den Kopf zerbrochen."

"Über Fleur?" Eva, die sich gerade ein Brötchen streicht, hält in ihrer Handbewegung inne. Das Messer bleibt auf der Schnittfläche liegen. "Über Fleur?" wiederholt sie.

"Tja, weißt du, Eva," sagt Fred, faltet die Hände ineinander und sieht zur gegenüberliegenden Wand, "ich habe mir das überlegt: kann man es verantworten, Fleur zurückkommen zu lassen? Ich meine," fährt er fort, als Eva eine rasche Handbewegung macht, "ich meine, es ist doch eigentlich unverantwortlich, daß wir das Kind unter diesen Umständen hier behalten. Was hat sie hier: nichts. Sie wird nun aus Berlin zurückkommen, wo sie doch ganz anders, viel freier und ungebundener lebt als hier. Sie würde hier keine Arbeit haben, würde sich den ganzen Sommer über herumdrücken, nichts tun können als Auto fahren, im Sessel sitzen und vor sich hin starren. Man soll sich das Herz nicht unnötig schwer machen: aber es erwartet sie hier doch wirklich nichts, absolut nichts. Die Hausverwaltungen – schön, aber damit hat sie nichts, so gut wie nichts zu tun, und wie die Dinge heute liegen, wird sie die juristischen Kurse nicht wieder aufnehmen können."

Er wirft einen Blick auf Eva, die auf die Blumen starrt, die den Tisch schmücken.

"Natürlich, Eva, werden wir sie sehr vermissen, aber, mein Kind, wir dürfen nicht egoistisch sein. Fleur sollte versuchen, in Berlin zu bleiben. Sie hat jetzt genügend Geld, um dort für einige Zeit zu leben. Sie hat vielleicht dort die Möglichkeit, etwas zu lernen, sie wird mit anderen Menschen zusammenkommen,

das wird ihr gut tun. Vielleicht wird sie von dieser leidigen und auf die Dauer doch unhaltbaren Sache mit Henry loskommen. Es wäre so gut für sie. Vielleicht lernt sie jemanden kennen, mit dem sie neue Pläne machen, vielleicht auswandern kann, was weiß ich. Sie versauert doch hier bei uns."

Fred sieht zu Eva hinüber.

"Du weinst", sagt er. "Das ist kein Grund zu weinen. Wir haben Fleur so lange bei uns gehabt, viel länger als andere ihre Kinder bei sich haben. Und es wird ja nicht für ewig sein. Wenn sie dort nichts erreicht, dann wird sie eben zurückkommen, und es ist nichts verloren; sie hat dann einmal eine gute Zeit gehabt. Sie liebt Berlin so sehr, und wir werden oft zu Besuch fahren, vor allem du. Fleur wird auch zu Besuch kommen. Ja, weißt du," nickt Fred und setzt sich in seinem Sessel zurecht, "es ist auch für uns eine ganz gute Lösung. Man wird dann wirklich oft nach Berlin fahren und eine ganz andere Abwechslung haben als bisher. Man kann dort etwas unternehmen, und wenn man sich einigermaßen einrichtet, dann wird das nicht einmal so teuer sein, da man doch hier nichts macht."

"Gib mir die Hand", sagt Fred und streckt seine Hand zu ihr hinüber. "Ich denke, wir werden Fleur einmal den Vorschlag machen. Ich fürchte sogar, sie wird dagegen sein, aber sie müsste es doch versuchen. Was meinst du?"

Eva zuckt zweifelnd mit den Schultern. "Siehst du, Fred," ihre Stimme schwankt, "recht hast du schon, ich habe auch manchmal daran gedacht, daß sie heraus müsste. Es ist nur so schrecklich schwer, ohne sie hier leben zu müssen. Aber vielleicht kommt sie dort wirklich zu etwas, es wäre so gut, wenn sie heiraten könnte. Berlin wird ihren Gesichtskreis erweitern. Immer war sie nur hier, und die Sache mit Henry ist leider so aussichtslos. Ich fürchte nur, sie wird es nicht machen. An uns dürfen wir nicht dabei denken, es kommt schließlich ganz allein auf sie an."

Schweigen. Jeder ist in seine Gedanken versunken. Fred spielt mit den Fransen der Decke und sieht vor sich hin. Als er nach einer ganzen Weile aufsteht, nickt er im Hinausgehen Eva zu und sagt: "Ich werde einmal in diesem Sinne an Fleur schreiben."

Wenige Augenblicke später sitzt er an seinem Schreibtisch, zieht den Brief Fleurs aus der Tasche, liest ihn noch einmal durch, sucht einen Briefbogen heraus und schreibt mit seiner schwer entzifferbaren Schrift an Fleur. Von Zeit zu Zeit sieht er dabei abwesend durch das Fenster, wo der warme Sonnenschein auf den vor dem Fenster stehenden Blumen liegt.

Wenige Zeilen – und doch so schwer, aber etwas zu tun, ist immer gut. Erst

nachdem einige Entwürfe mißlungen sind, ist das gesagt, was er Fleur zu sagen hat:

*"Meine liebe Fleur,
als wir heute Deinen Brief bekamen, haben wir uns im Grunde gefreut. Wenn ich das sage, dann weißt Du, wie es gemeint ist. Es ist überflüssig zu sagen, wie sehr wir Dich vermissen werden. Es ist aber gut für Dich, daß du herauskommst, andere Menschen kennlernst und das ganze Unglück zu überwinden suchst, das hier für dich kaum zu ertragen ist. Überrascht hat mich Dein Brief gar nicht. Ich weiß, wie schwer die letzten Jahre für Dich waren. Wer wäre glücklicher als wir, wenn es Dir gelingen würde, aus Deinem Leben im Rahmen der nun einmal gegebenen Einschränkungen etwas Neues und Gutes zu machen. In welcher Form, wirst Du am besten wissen. Vergiß, was gewesen ist, sieh nicht zurück, sondern vorwärts und denke beizeiten an Deine Zukunft. Wir werden uns immer freuen, Dich hier auf Besuch zu haben und werden Dich, sooft es geht, besuchen, Mutter hoffentlich bald.
Mache Dir keine Gedanken über uns, wir werden Dich in unserer schönen Häuslichkeit in alter Weise in unseren Gedanken begleiten und nur die eine Sorge haben: daß es Dir gut geht. Kopf hoch und alles Gute, mein Kind. Einen herzlichen Kuß
von Deinem Vater."*

Fred liest seinen Brief noch einmal durch, adressiert den Umschlag und verschließt ihn. Von dem Brief Fleurs bleibt nichts übrig als kleine Schnitzel, die in den Papierkorb fallen.



Nun ist Fleur also Berliner Bürgerin, und ihr alter Wunsch, einmal für längere Zeit hier zu leben, ist in Erfüllung gegangen. Sie ist ruhiger geworden, seit der Entschluß gefaßt ist, und nach dem gestern angekommenen Brief von Fred scheint zu Hause alles in Ordnung zu sein.

Fleur liegt auf der Couch und hat sich vorgenommen, einen kleinen Nachmittagschlaf zu halten. – Weit sind die Fenster geöffnet, es ist warm und angenehm in diesem schönen Zimmer. Auf den Bäumen vor den Fenstern machen die Spatzen einen Krach, als ob es zum ersten Male Frühling geworden wäre.

Ja, sie ist nun in Berlin zu Hause, aber wie das so ist: wenn solche Vorstellungen sich erfüllen, dann sind die Umstände eben ganz anders, als man es sich gedacht hat. Merkwürdig, denkt Fleur: nachdem ihr Entschluß gefaßt war, hierzubleiben, hat sie gar keine rechte Freude daran gehabt, auszugehen und das zu tun, was ihr so viel Spaß machte, als sie noch auf Besuch hier war. Sie hat in den letzten Tagen viel in ihrem Zimmer gesessen, und wenn sie abends mit René ausgegangen ist, dann hat sie neuerdings immer so etwas wie ein schlechtes Gewissen, daß sie hier faulenz und nichts Vernünftiges tut. Es kommt ihr so vor, als ob alle anderen Leute in der Stadt arbeiten, nur sie selbst nicht. René ist jetzt tagsüber unterwegs, er hofft, daß aus seiner Filmsache etwas werden wird – nun ja, man soll ihm die Hoffnung nicht nehmen. Bisher ist außer den ziemlich hohen Unkosten für Fahrten nicht viel dabei herausgekommen. Immerhin, er hat doch eine Aufgabe, und das allein ist schon beneidenswert genug. Was kann sie nur tun?

Fleur setzt sich auf, stützt den Kopf auf den Arm und malt nachdenklich das Blumenmuster der Couch mit dem Zeigefinger nach. Sie möchte so gerne etwas unternehmen und weiß so gar keinen Rat. Ob ihr jemand anders raten könnte? Ja, wer? Außer René hat sie niemanden hier, und abgesehen davon, daß er sich selbst nicht helfen kann, kann sie nmit ihm auch nicht ihre Lage sprechen, von der er ja nichts ahnt. Wer also sonst? Sie hat niemanden hier, niemanden. Schlimm, in solcher Situation so allein zu sein. Noch immer zeichnet ihr Finger das Blumenmuster nach. Plötzlich hält sie inne: eigentlich merkwürdig, daß sie noch niemals daran gedacht hat! Es müssen doch Hunderttausende in der gleichen Lage sein wie sie, und da muß es doch Organisationen geben, die helfen, beraten, Ausbildungsmöglichkeiten verschaffen, wohltätige Organisationen, konfessionelle Organisationen, Beratungs- und Auskunftsstellen. Sie erinnert sich ganz deutlich, davon gehört zu haben. Ob man sich einmal dorthin wendet? Sie springt von ihrer Couch auf und geht im Zimmer auf und ab. Eigentlich hat

man einen Anspruch darauf, in diesen schweren Zeiten von jüdischen Organisationen Hilfe zu erhalten, nachdem man nun einmal aus diesen Gründen alles zu ertragen hat. Sie geht in den Korridor und holt sich das Telefonbuch in ihr Zimmer. Ein langes Blättern hebt an, hin und her: da – jetzt hat sie, was sie sucht. Fleur holt Papier und Bleistift und schreibt sich die Adresse auf. Morgen wird sie sich erkundigen. Wieder liegt sie auf der Couch. Niemals hat sie mit solchen Stellen etwas zu tun gehabt. Man kann sich aber denken, daß es hier in Berlin, wo so viele Betroffene wohnen, wirklich Möglichkeiten gibt. Sie hätte früher daran denken sollen. Morgen wird sie hingehen. Morgen? Warum nicht heute, jetzt? Fleur springt auf, zieht sich schnell um und eilt die Treppen hinunter: eine Möglichkeit, eine Möglichkeit!

Eine kurze halbe Stunde später steht sie in dem Anmelderaum eines großen Büros. Sie muß eine Weile warten und sieht sich inzwischen neugierig um. Es warten viele mit ihr, alle offenbar mit den gleichen Absichten wie sie. Das ergibt sich aus dem, was sie bei den Gesprächen mit dem Mann an der Anmeldung auffängt.

Es ist wie in einer Behörde hier; Stille herrscht in dem weiten Korridor. Türen öffnen sich, Mädchen mit Stenogrammblocken und großen Aktenstößen erscheinen, schließen die Tür, verschwinden. Langsam geht Fleur den Korridor entlang: kleine Namensschilder an allen Türen. Sie geht bis zum Ende des Korridors, dreht um, geht wieder zurück. So etwas gibt es also noch: Leute sitzen hier an Schreibtischen, das Telefon läutet, man gibt Auskünfte, Antworten, hilft andern Menschen. Und alle, die hier arbeiten und sich von ihrer Arbeit ernähren, sind in der gleichen Lage wie sie. Beneidenswert, diese Menschen. Fleur dreht sich nach einem Mädchen um, das gerade in einer Tür verschwindet. Irgendwo läutet eine Glocke, über einer Tür leuchtet ein rotes Schild: *'Nicht stören, Besprechung'*.

Langsam und nachdenklich geht Fleur zu dem Anmeldeschalter.

"Bitte?" fragt der Masn.

Ja, was will sie hier eigentlich?

"Ich möchte", sagt Fleur, in ihre Gedanken versunken, "den Personalchef sprechen. Ließe sich das machen?"

Sie nennt ihren Namen, ihre Adresse, muß etwas warten, sieht, ohne zu erkennen, was es ist, auf ein Bild. Ihr Name wird gerufen. Sie folgt einem Mädchen und steht nun in einem Zimmer einem jungen Mann gegenüber. Wenige Worte hin und her über früheren Beruf, Tätigkeit, Interessen, und Fleur hört sich

selbst sagen: "Ich bin hergekommen, um Sie zu fragen, ob ich hier in Ihrem Betriebe arbeiten kann. Ich bin bereit, alles zu tun, was anderen nützen kann."

Lächerlich, denkt sie dabei, als ob die Leute auf mich gewartet haben. Es laufen genug Mädchen herum, die das gleiche können, einfach lächerlich. "Bitte lachen Sie mich nicht aus," sagt sie und sieht dem Manne gerade in die Augen, "aber Sie werde verstehen, ich möchte mich für mein Leben gern nützlich machen. Ich kann etwas und – na, Sie wissen schon, was ich meine."

Still ist es jetzt. Der Mann spielt mit dem Schlüssel in seinem Schreibtisch und sieht sich dieses Mädchen da an. Guter Eindruck, sehr guter sogar. Er fragt nach Referenzen und nickt mit dem Kopf, als Fleur ein paar Namen nennt. "Ja," sagt er langsam, "leider, bei uns ist nichts frei, aber lassen Sie uns einmal nachdenken." Fleur denkt wirklich nach: bin ich denn verrückt, mir einzureden, daß hier etwas herauskommt? Jetzt kommen die üblichen Phrasen, nichts als höfliche Redensarten. Ich werde es ihm leicht machen.

"Ich möchte in Ihrem Fall", sagt der Mann nachdenklich, "einmal eine Ausnahme machen. Nein, bei uns ist wirklich nichts frei. Ich werde Ihnen aber einen Empfehlungsbrief geben. Ich tue so etwas sonst nie, aber warum soll man nicht einmal etwas Besonderes versuchen? Sie sind Juristn, verstehen mit Menschen umzugehen. Es wäre schon möglich, daß man sie brauchen könnte. Ob etwas dabei herauskommt, weiß ich natürlich nicht. Nun, man muß sehen." Der Mann hebt den Telefonhörer, bestellt eine Stenotypistin und diktiert einen Einführungsbrief.

Fleur ist sich, als sie dann später, den Brief in der Hand, die Treppe hinuntergeht, nicht darüber im klaren, was diese Sache bedeuten soll. Ist das hier die Art, wie man Leute abweist? Zum mindesten sehr wohltuend. Sie bleibt auf der Treppe stehen und liest die Adresse. Und als sie sich dann durch den abendlichen Verkehr der belebten Straßen treiben läßt, da tastet sie nach dem Brief in ihrer Tasche und denkt: Merkwürdig, wenn auch nichts daraus werden wird, ich habe etwas eingeleitet.



Als René Fleur an diesem Abend, wie nun fast regelmäßig, zum Abendbrot besucht, da findet er, daß sie heute ganz anders ist als sonst: lebhaft, beschwingt. Mit glänzenden Augen sitzt sie da, redet auf ihn ein, erzählt Geschichten, Anekdoten – die intelligente, unterhaltende, geistreiche Fleur, die ihm an den ersten Abenden so gefallen hat. Erstaunt sieht René zu ihr hinüber. Schon beim Essen war sie heute besonders lebhaft, eigentlich zum erstenmal seit langer Zeit wieder lustig.

"Sag mal, Fleur," lacht René, "was ist denn heute mit dir los?" Er setzt sich mit einem Schwung zu ihr auf die Couch, droht ihr mit dem Finger und faßt ihre Hand.

"Hö, junger Mann," sagt Fleur und rückt von ihm ab, "werden Sie nicht munter." René hat den Arm gegen das Kissen gestützt; lachend sieht er Fleur an, zeigt seine Zähne. Ganz nahe ist er, klar stehen seine hellen blauen Augen in dem braun verbrannten Gesicht. Beim Lachen fährt er sich durch die Haare, und seine Nase ist etwas kraus geworden. Er ist nun wieder der alte René, ausgeruht, lebhaft und innerlich ausgeglichen, seitdem er wirklich etwas tut.

Boylein, denkt Fleur. Sie hat ihm natürlich nicht erzählen können, welche merkwürdige Erfahrung sie heute gemacht hat; es ist auch ein Unsinn zu glauben, daß sie etwa deshalb heute guter Stimmung ist. Immer kann man doch nicht den Kopf hängen lassen.

Unter diesem nachdenklichen Blick ist auch René wieder ernst geworden. "Was denn, Fleuri?" sagt er, steckt die Zigarette in den Mund und hält sie im Mundwinkel. "Nicht wieder ernst werden, Fleur, komm, wir wollen heute lustig sein. Wie wäre es, wenn wir ein gutes Glas Wein trinken würden?"

"Wein?" wiederholt sie, ohne hingehört zu haben, "ja so, natürlich trinken wir heute Wein. Weißt du was: ich denke, es ist am besten, ich gehe schnell hinüber in die Weinstube und hole etwas herauf. Man sitzt doch hier sehr gut und kann sich vernünftig unterhalten."

"Wunderbar, Fleur, du gehst Wein holen, und ich mache hier inzwischen Ordnung, räume den Tisch ab und stelle die Teller zusammen."

Mit einem Schwung ist René auf den Beinen, geht ins Zimmer, macht ein paar Tanzschritte und wirbelt herum.

Fleur wirft sich den Mantel über, nimmt ihre Handtasche, sagt: "Es dauert nicht lange" und verläßt das Zimmer. Sie geht durch den dunklen Wohnungsflur, drückt das Licht im Treppenflur an und ist schon fast an der Haustür, als sie plötzlich

stehenbleibt und hastig in ihrer Handtasche kramt. Unruhig sucht sie ihre Briefftasche, wirklich, sie hat sie oben im Zimmer liegengelassen. Nein, das geht nicht, alle ihre Papiere sind darin, ihre Visitenkarten, ihr Paß, Briefe, Bilder. Und wenn René aus Neugierde da herangeht, dann weiß er, wer sie ist, weiß, daß sie ihn belogen hat, und wenn er auch wahrscheinlich nichts sagen würde, sie wird dann immer unsicher sein und Henrys wegen Angst haben.

Fleur dreht sich um und läuft wieder zurück. Sie nimmt zwei Stufen auf einmal: schnell, ehe es zu spät ist. Als sie die Wohnungstür aufschließt, geht das Licht aus, und sie muß erst im Dunkeln den Schalter suchen. Und als sie ins Zimmer stürzt, ist sie sehr außer Atem. René steht noch am Tisch und macht Ordnung.

"Nanu, Fleur?" fragt er munter.

"Habe etwas vergessen", murmelt sie, nickt René zu, nimmt die Briefftasche vom Schreibtisch, ein kurzes "Bin gleich wieder da", und sie ist wieder auf der Treppe.

Wenig später steht Fleur wieder lustig singend vor der Wohnungstür. Sie ist voll beladen mit guten Sachen und muß alles auf die Erde stellen, um die Schlüssel zur Tür zu finden. Da stehen zwei Weinflaschen am Boden, kalt und wohltemperiert, ein Paket mit Kuchen, Früchte. Sie schließt die Wohnungstür auf, nimmt vorsichtig die Pakete vom Boden und huscht in den Wohnungsflur. Was ist das dunkel hier! Sie tastet sich zu ihrer Zimmertür, und da sie keine Hand frei hat, um sie zu öffnen, klopft sie mit dem Fuß an die Tür. René wird ihr öffnen. Sie wartet. Nein, er hat sie nicht gehört. Nochmals stößt sie mit dem Fuß gegen die Tür, lauter jetzt, eigentlich zu laut, dumpf hallt es im Flur. Keine Antwort, nichts rührt sich. Noch einmal kann sie sich nicht bemerkbar machen, es stört zu so später Stunde vielleicht die Nachbarn. Mit dem Ellbogen tastet sich Fleur zum Türdrücker, es tut etwas weh, aber das schadet nichts, sie freut sich auf René's Gesicht, wenn er all die guten Sachen sehen wird.

Da – endlich springt die Tür auf, schlägt gegen die Wand, und Fleur steht im Zimmer. Es ist ziemlich dunkel hier, nur die kleine Lampe in der Ecke verbreitet unter dem gelblichen Schirm ein mildes Licht. Und René? Wahrscheinlich ist er eingeschlafen, man sieht in dem Zwielight seine Umrisse auf der Couch. Vorsichtig stellt Fleur die Flaschen auf den Tisch, legt die Pakete daneben, das Papier raschelt, aber – René ist gewiß längst aufgewacht.

Fleur lauscht: da – ein merkwürdiger Laut kommt von der Couch, ein unterdrücktes Schluchzen. Mit zögernder Bewegung nimmt Fleur den Hut vom Kopf, legt ihn nachdenklich auf den Stuhl und schleicht auf Zehenspitzen, die

Hände in den Taschen ihrer Jacke vergraben, nahe an die Couch. Sie bleibt stehen, tastet nach den auf dem Tisch liegenden Zigaretten, streicht ein Zündholz an, sieht in die Flamme, während sie die Zigarette ansteckt. Was kann er nur haben? Rauchend sieht sie zu René hinunter, der ihr den Rücken zukehrt, die Nase tief in die Kissen vergraben. Man kann sein Gesicht nicht sehen, nur einen Schopf wilder, heller Haare. Seine Schultern zucken, und mit einem klagenden Laut weint er in die Kissen.

"Was denn?" fragt Fleur mit leiser Stimme, "was ist denn, mein Junge?"

Sie hat keine Ahnung, was das bedeutet. Eben, als sie fortging, war er doch noch so vergnügt. Sie setzt sich zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter und streichelt sie zärtlich.

"Laß mich", murmelt er aus den Kissen heraus, und sein Weinen wird stärker. Fleur legt ihr Gesicht an Renés Kopf, zärtlich und ordnend fährt ihre Hand durch den wilden Schopf.

"Lieber René," flüstert sie in sein Ohr, "komm, erzähle mir, warum du weinst. Wenn man darüber spricht, wird doch alles besser."

Und als er sich nicht rührt: "Bitte, Boylein."

Der Junge weint, vielleicht ist sein Weinen noch heftiger geworden.

Unverständlich das Ganze. Hat er Sorgen? Er hat nie über etwas gesprochen und schien immer vergnügt zu sein. Ist doch eigentlich noch ein kleiner Junge: legt sich hin und heult sich aus. Gut, wer das kann; es hätte ihr manchmal auch gut getan.

"Boylein, nun sei einmal vernünftig." René schüttelt ihre Hand fort. "Sei nicht so dumm, René, ich gehöre doch zu dir."

Das Weinen wird stärker: "Solch eine Gemeinheit," sagt René und hebt etwas den Kopf, "solch eine unglaubliche Gemeinheit." Er richtet sich etwas auf, wendet sein tränenüberströmtes Gesicht halb zu Fleur hin, und wie von Sinnen trommelt er mit der Faust auf die Kissen: "Aber ich laß mir das nicht gefallen," schreit er ihr ins Gesicht, "dieses Schöntun, diese ganze verfluchte Heuchelei, und dann..." Er bricht ab, wirft sich mit dem Gesicht auf das Kissen zurück, erstickt sein Weinen und schlägt noch immer mit der Faust auf das Kissen.

Fleur ist blaß geworden: welch eine Szene. Es ist später Abend, und man kann sicher in den Nebenzimmern alles hören. Es geht unmöglich so weiter. Nervös drückt sie die Zigarette aus.

"René," sagt sie eindringlich, "so kommen wir nicht weiter. Bitte, sprich dich aus." Wieder fährt ihre Hand zärtlich über seine Haare.

"Ach Fleur," sagt seine Stimme kläglich, "es ist doch schrecklich, aber glaube mir,

ich bin kein Dieb."

"Kein Dieb?" wiederholt Fleur entsetzt: "Wie kommst du darauf? Also bitte," sagt sie scharf, "vielleicht tust du mir den Gefallen und drückst dich etwas deutlicher aus."

René zieht sein Taschentuch, wischt sich die Tränen ab, schnaubt sich die Nase. Nun dreht er sein Gesicht zu Fleur, ein verweintes, unglückliches Gesicht.

"Na ja," sagt er und zeigt zum Schreibtisch hinüber, "oder bist du vielleicht nicht vorher extra zurückgestürzt und hast deine Brieftasche geholt, weil du Angst hattest, ich würde dir etwas herausstehlen? Ach, es ist ja so entsetzlich..."

Er legt sich auf das Kissen zurück, und sein Weinen wird wieder stärker.

Fleur sitzt in sich zusammengesunken da. Jetzt sieht sie auf, zu René hinüber, nun zu dem geschlossenen Vorhang im Fenster, hinüber zum Lampenlicht. Es blendet sie, und im scharfen Nachdenken kneift sie die Augen zu. So ist das also: der Junge hat gesehen, daß sie vorhin ihre Tasche holte, und hat seine Schlüsse daraus gezogen, Schlüsse auf seine Art: kann man ihm einen Vorwurf machen? Welche andere Erklärung konnte er finden? Nun ja, seine Vermutung lag vielleicht nicht gerade nahe. Aber recht hat er schon, ihre ganze Geheimtueri, ihr Schweigen über ihre persönlichen Verhältnisse, ihre Einstellung ihm gegenüber: vielleicht hätte sie an seiner Stelle Ähnliches gedacht. Und wer weiß, vielleicht ist man sehr empfindlich, wenn man in seiner Lage ist.

Was aber kann sie ihm sagen, welche andere Erklärung geben als die richtige? René, kleiner René, es ist schwierig, sehr schwierig. Wenn sie jetzt sagt, sie hätte Geld gebraucht, dann wird er sie fragen, warum sie dann die ganze Tasche mitnahm und nicht einfach einen Schein herausholte. Nie wird er ihr glauben, und es wird ein Schatten zwischen ihnen bleiben, der nicht zu tilgen ist. Und wird sich, da sie nun ja lange hierbleiben wird, auf die Dauer alles verheimlichen lassen?

Wieder wandert ihr Blick zu René: sein verweintes Gesicht ist blaß, seine Augen sind geschlossen. Fleur steht auf, reckt sich etwas, geht zum Fenster und wieder zur Tür zurück, hin und her, vorbei an dem Tisch, auf dem noch die verpackten Weinflaschen warten und daneben die Pakete mit dem Kuchen und dem Obst. Jetzt steht sie mit dem Rücken zur Couch an dem kleinen Tisch mit der Lampe und tastet mit den Fingern über den Lampenschirm hin.

"Nein, René, du brauchst nicht zu weinen. Es tut mir leid, daß du dich so aufgereggt hast, und ich muß dich um Entschuldigung bitten."

Noch immer starrt sie in die Lampe. Klar ist ihre Stimme – Fleurs dunkle

angenehme Stimme klingt in dem Raum.

"Siehst du, René, ich habe gewußt, daß dieser Augenblick einmal kommen würde, kommen müßte. Ich bin dir also jetzt eine Erklärung schuldig."

Still ist es hinter ihr, still in diesem Zimmer in später Nacht in der großen Stadt.

"Laß mich dir das in Ruhe erklären. René. Ja, es ist wahr, ich bin vorher wiedergekommen, um mir die Brieftasche zu holen, die ich gar nicht brauchte. Aber nicht, weil ich glaubte, du würdest mir etwas fortnehmen."

Fleur lächelt traurig vor sich hin und schüttelt den Kopf: "Nie wäre ich auf einen solchen Gedanken gekommen. Aber das konntest du nicht wissen, du kennst mich vielleicht noch nicht gut genug. Nein, René, es geschah aus einem ganz anderen Grunde."

Sie hat ihren Platz verlassen, macht ein paar Schritte durch das Zimmer und sieht irgendwohin. "Es geschah, weil ich verhindern wollte, daß du etwa in die Brieftasche siehst und erfährst, wer ich bin."

René richtet sich auf, mit beiden Armen aufgestützt sieht er zu ihr hinüber. "Ja, René, es hätte doch sein können, daß du in einer, sagen wir einmal, begreiflichen Neugierde an die Brieftasche herangegangen wärst. Dann hättest du gesehen, daß alles, was ich dir bisher von mir erzählt habe, Schwindel war. Schwindel der Name, den ich dir nannte, Schwindel mein Beruf, Schwindel meine Heimatstadt, meine ganzen scheinbar so fundierten Lebensumstände. Du wirst mich fragen, warum ich solch ein Geheimnis aus mir gemacht habe. Du hast heute ein Recht zu dieser Frage. Ich habe dich, ohne es zu wollen, gekränkt. Es soll wiedergutmacht werden."

Sie nimmt ihren Rundgang wieder auf; René folgt ihr mit den Augen.

"Zunächst, René, geschah das ganz unwillkürlich. Du wirst das verstehen, wenn du dir überlegst, wie wir uns kennengelernt haben. Deine Lebensumstände waren für mich unübersichtlich, zweifelhaft, unfundiert. Man muß doch heute sehr vorsichtig sein. Das ist es aber nicht allein, René, jetzt sollst du wissen, worüber ich sonst nicht gern spreche."

Sie steht wieder vor der Lampe, dreht René den Rücken zu und spricht vor sich hin, sehr langsam, klar und deutlich.

"Zunächst einmal mein Name: Fleur stimmt, alles andere nicht. Ich stamme auch nicht aus Breslau, sondern aus Hamburg. Mein Vater ist dort ein sehr bekannter Arzt. Ich bin nicht Medizinerin, sondern Juristin."

René liegt auf der Seite, das Gesicht Fleur zugewandt, sein Kopf ruht in dem aufgestützten Arm. In der Spannung dieses Augenblicks hat er nicht einmal Zeit

gehabt, sein Gesicht zu säubern; die Spuren der Tränen sind noch unverwischt, seine Haare in wildem Durcheinander. Kein Auge läßt er von Fleur, die wie eine Silhouette im Zimmer steht. Ihr Gesicht kann er nicht sehen.

Jetzt macht sie mit der Hand eine weitausholende Bewegung, wirft die Asche der Zigarette irgendwohin ins Zimmer: "Warum ich nicht mehr im Amt bin – nun, ich brauche dir nicht zu schildern, was ich in den letzten Jahren durchgemacht habe, wenn ich dir sage, daß ich – Jüdin bin."

René ist mit einem Satz aufgesprungen. Er sitzt nun aufrecht auf der Couch, die Füße an der Erde, beide Hände auf dem Sitz, wie zum Sprung bereit. Sein Mund ist leicht geöffnet, und seine verweinten Augen starren weit aufgerissen zu der Gestalt vor dem Lampenschirm.

"Ja, René, das ist der Grund, warum ich dir nicht gesagt habe, wer ich bin. Ich wollte einmal heraus aus all dem Unglück, gute, frohe, unbeschwerte Tage haben und nicht über diese Dinge sprechen müssen, die so unerträglich sind. Es war vielleicht nicht sehr mutig und nicht sehr freundlich, daß ich dir das nicht damals erzählt habe, als du von deinem eigenen Schicksal sprachst. Aber es war nicht schlecht, wenigstens nicht schlecht gemeint – und wenn auch vielleicht dumm, so doch menschlich."

René fährt sich mit der Hand durch die Haare, einmal, zweimal, mit einer wilden, unbeherrschten Bewegung. Jetzt hat er die Arme auf die Knie gestützt und hält seinen Kopf in den Händen. Er sieht zur Erde.

Schweigen.

Noch immer hat Fleur sich nicht von ihrem Platz gerührt. Ganz leise spricht sie nun: "René, es ist nicht mehr viel zu sagen. Ich habe schreckliche Zeiten hinter mir. Nein, geschehen ist mir nichts, einstweilen nichts, auch meinen Eltern nicht. Aber ich habe alles verloren, woran mir etwas lag: meine Arbeit, und mein ganzes Studium war umsonst. Seit Jahren suche ich nun schon eine richtige Tätigkeit. Der Lebenskreis ist immer enger geworden. Ich habe Freunde, die in dem anderen Lager stehen, und wenn nicht, dann eines Tages dort stehen müssen. Ich verliere sie oder werde sie verloren, vielleicht ist es jetzt, heute schon geschehen. Ich habe immer versucht tapfer zu sein und bin es auch heute noch, soweit das eben geht. Ich bin jetzt länger hiergeblieben, um etwas anderes zu finden, etwas zu lernen, was weiß ich. Und ich habe durchaus nicht so große Mittel, wie du vielleicht glauben magst. Im Augenblick habe ich nur etwas Geld, weil ich gerade einen größeren Verdienst gemacht hatte. Aber reich, nein, das bin ich nicht."

Fleurs Stimme ist immer leiser geworden. Sie greift nach der auf dem Tisch liegenden Handtasche, nimmt ein Tachttuch heraus und fährt sich über das Gesicht. Jetzt nimmt sie ihren Rundgang wieder auf. Ein kurzer Blick zu René: er sitzt, die Fäuste unter dem Kinn, auf der Couch. Heftig atmet er den Rauch ein und sieht auf den Teppich. Fleur ist an den Tisch herangetreten, nimmt aus der Brieftasche ihren Ausweis und reicht ihn René hinüber: "Hier, prüfe selbst alles." René nimmt das kleine Buch, sieht es durch, schließt es und legt es behutsam wieder auf den Tisch, als ob er etwas zerbrechen könnte. Er hat noch kein Wort gesagt. Fleur geht nun wieder auf und ab; im Vorübergehen ordnet sie den Vorhang vor dem Fenster, fährt mit den Fingerspitzen über den Lampenschirm, besieht ihr Namensschild an dem großen Koffer, schweigt. Jetzt setzt sie sich zu René, legt ihm leicht die Hand auf die Schulter, ein wehmütiges Lächeln kommt in ihrem blassen Gesicht auf: "Und jetzt, René, muß ich mich noch einmal um Entschuldung bitten: für das Schwindeln, für meine Unaufrichtigkeit und für die Kränkung von vorhin."

Langsam wendet er den Kipf. Ernst sieht er ihr in die Augen, dicht, ganz dicht ist sein Gesicht vor ihr.

"Fleur," sagt er, "liebe, liebe Fleur." Er legt seinen Arm um ihre Schulter und zieht sie an sich. Fleurs Blick gleitet von seinem Gesicht ab, sie sehen beide auf den Teppich. "Wir gehören nun zusammen", sagt er leise. Und nach einer Weile: "Ganz zusammen."

Schweigen – jeder hängt seinen Gedanken nach. Eine wohltuende Stille hängt jetzt in diesem Zimmer, ein wohltuendes, anheimelndes Licht, eine gute Gemeinsamkeit. Allmählich findet sich Fleur zurück in diesen Raum: ihr Blick tastet ihn ab. Da ist der Schreibtisch, ihre geöffnete Brieftasche liegt darauf, auf dem Mitteltisch stehen die unausgepackten Pakete. Auf dem Stuhl liegt ihr Hut, und in dem Spiegel des Ankleideschranks verfängt sich das Lampenlicht und wirft einen hellen Streifen auf den Teppich. Der Klingelknopf neben der Tür, ihre Koffer, die beiden Sessel und – sie und René hier auf der Couch.

Behutsam löst sie sich von René, steht auf, reckt sich ein wenig, packt eine Weinflasche aus, zieht den Pfropfen heraus – mit leisem Knall öffnet sich die Flasche. Der Wein fließt in die Gläser, und es gibt dabei das leise glucksende Geräusch des Eingießens. Sie trinkt ihr Glas mit einem Zug leer.



Als Fleur in der ihr ganz unbekanntem Stadtgegend aus dem Taxi steigt, ist ihr erster Gedanke, daß der Chauffeur sich geirrt haben müsse. Polizei steht vor dem Haus, vor dem der Wagen hält, und ordnet eine große Menschengruppe, die sich fast bis zur nächsten Straßenecke ausdehnt. Fleur zieht ihr Notizbuch heraus. Die Hausnummer stimmt. Sie muß erst lange mit den beiden am Eingang postierten jungen Leuten verhandeln, bis man sie wirklich passieren läßt.

Schon auf den Vorstufen stehen sie: dicht gedrängt die Menschen, die hier Rat suchen. Alte Männer neben jungen Burschen, die sich flüsternd miteinander unterhalten. Junge Frauen mit ihren Kindern, alte würdige Damen, resigniert und müde. Fleur kann sich nur schwer hindurchwinden. Gesprächsfetzen schwirren hin und her.

Alle diese Menschen warten schon seit dem frühesten Morgen hier; wann sie abgefertigt werden, das ist nicht abzusehen. Schokoladenverkäufer mit ihren Kästen bieten Erfrischungen an, die von Hand zu Hand durch die Reihen weitergereicht werden; das Geld kommt auf dem gleichen Weg zurück. Fleur steht nun vor dem Anmeldeschalter. Es ist schnell erledigt: sie ist vornotiert.

Wenige Augenblicke später geht sie die Treppe hinauf. Überall steht man wartend herum. Alte Leute sitzen auf den Stufen, essen eine Kleinigkeit oder lesen in Zeitungen. Ein ganz junger Bursche hält sein Buch so hoch, daß Fleur im Vorbeigehen den Titel sehen kann: ein Lehrbuch der spanischen Sprache. Menschen, Menschen überall. Fleur muß in einem langen Korridor warten, mit vielen anderen, die nun schon seit Stunden hier stehen.

Fleurs Blick fliegt über die Reihen: Menschen aller Altersklassen und Schichten. Dort der alte Mann mit dem Kopf des Geistesarbeiters, eine scharfe Brille vor den Augen, die müde um sich sehen. Die neben ihm stehende Dame, offenbar seine Frau, bietet ihm gerade ein Stück Apfelsine an, doch er schüttelt nur müde den Kopf. Es ist, als ob das, was vor ihm liegt, nun schon auf ihm lastet: Auswanderung.

Noch nie ist Fleur die Lage, in der sich alle diese Menschen befinden, so klar geworden wie in diesem Augenblick. Ausgestoßen, aus dem Beruf gedrängt – Handwerker, Kaufleute, Techniker, Wissenschaftler, jung und alt, Frauen und Männer. Und sie sprechen nur die Sprache des Landes, das sie nicht mehr will: nachdem man mitten im Volk gearbeitet, gestrebt, gekämpft hat. Mitgekämpft um soziale Reformen, um wissenschaftlichen Fortschritt, um Freiheit des Geistes. Man hat mit dem Volk, dessen Sprache man spricht, gute Zeiten erlebt, in schlechten Zeiten durchgehalten, man hat im Krieg mitgehungert, mitgehofft und mitgekämpft. Und da draußen auf den Schlachtfeldern liegen die Söhne, die Brüder und Väter und schlafen den ewigen Schlaf, gestorben unter den Kameraden, die ihre Sprache sprachen, zerfetzt, verblutet wie alle anderen – für die gemeinsame Heimat. Im Kampf der Pflicht gefallen ohne ein Wort der Klage, wie es gute Söhne des Landes tun, wenn die Heimat in Gefahr ist.

Und jetzt ihre Kinder: sie stehen hier herum, ausgestoßen, beschimpft, angespuckt ohne Unterschied des Standes, des Alters, ohne Unterschied von Verdienst, Beruf und Neigung, ob gut, ob schlecht: vertrieben aus mühsam Erworbenem, brotlos gemacht, entehrt, verfolgt, körperlich und seelisch bedroht. Die jungen Söhne jener Gefallenen, sie stehen hier herum und warten darauf, daß man ihnen den Weg weist in eine neue Heimat, unter einem fremden Himmel, in der man eine andere Sprache spricht, vielleicht die Sprache des Menschentums.

Die müden Mütter jener Toten, die Witwen, Schwestern und Bräute, älter nun und ergraut, sie stehen hier herum, seit Stunden schon, einen ganzen Tag lang, müde und ohne Hoffnung, vom Leben zerschlagen und enttäuscht.

Und nie wird man es fassen, daß die gleiche Heimat, für die man sein Bestes hingegeben hat, jene Toten noch im Grabe entehrt und schändet. Ach, man weiß es soviel besser: die Tage, die Jahre, in denen man sich gesorgt, gebangt hat um das Schicksal jener, die damals auszogen, jung, begeistert, mit Blumen geschmückt. Die dann wiederkamen, zu Männern geworden,¹³ wiederkamen zu kurzem Urlaub, das Grauen des Gesehenen in den Augen, das sich nach den

¹³ zu mördern geworden in einem angriffskrieg!

ersten Tagen verlor. Und wieder gingen sie fort, und wieder die langen, endlosen Nächte der Angst, der Hoffnung, der Bedrückung. Bis es dann eines Tages wirklich auf dem Tisch lag, das Telegramm, gefürchtet, zu ungezählten Malen gesehen in bösen Träumen: *'Gefallen für die deutsche Heimat.'*

Ja, man weiß es besser, aber man darf nichts sagen, man muß schweigen. Jahrelang würde man im Gefängnis sitzen, wenn man auch nur wagen würde, von Juden zu sprechen, die als Soldaten gefallen sind. Es genügt das Beispiel jener jüdischen Mutter, die ein Jahr Gefängnis erhielt, weil sie im Andenken an ihren gefallenen Sohn am Grabmal des Unbekannten Soldaten still für sich ein paar Blumen niederlegte.

Ja, man weiß es besser und schweigt. Es gibt keine Rettung, es gibt keine Kompromisse, man muß sein Bündel schnüren.

Deshalb steht man nun hier herum, wartend, geduldig, abgestumpft durch alles, was so bedrückend auf jedem lastet: um Rat zu suchen, wo in der Welt man sich niederlassen kann. Hier erfährt man die behördlichen Wege, die man zu gehen hat, um die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten und die Genehmigung zur Einwanderung in jenes Land, das man fürchtet. Hier erhält man, wenn nötig, die Geldmittel zur Reise. Die meisten brauchen sie, weil sie nun schon seit Jahren nichts mehr verdienen.¹⁴ Wie es werden soll, wenn man dort ankommt, der Sprache nicht mächtig, meist ohne praktische Kenntnisse -, das weiß man nicht, das kann man sich nicht vorstellen, das muß man abwarten.

Unter diesen Hunderten von Menschen, die hier herumstehen, sorgenvoll, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, fällt es nicht auf, wenn einmal ein Mädchen außer der Reihe hinter einer der vielen Türen verschwindet und erst nach drei

¹⁴ Aus dem folgenden wird deutlich, daß hier eine (pro-)jüdische organisation gemeint ist, möglicherweise die 1921 als aktiengesellschaft gegründete übernationale Gesellschaft EMGDIRECT, das 'Vereinigte Komitee für jüdische Auswanderung'. Es vermittelte zunächst jüdische auswanderer aus osteuropa vorrangig in landwirtschaftliche bereiche; seine aufgaben weiteten sich nach 1933 jedoch aus. Seit 1927 zusammenschluß mit HICEM (seinerseits zusammenschluß der beiden organisationen IIAS, zur jüdischen einwanderungshilfe in den USA, sowie JCA). Daneben gab es den als beratungsstelle anerkannten *'Hilfsverein der deutschen Juden'*. - Amtlicher hintergrund war die schon vor 1933 existierende allgemeine *'Reichsstelle für das Auswanderungswesen'*, zu der 1939 eine *'Reichszentrale für jüdische Auswanderung'* kam. -

Im *'Philo-Lexikon. Handbuch des jüdischen Wissens'* (Berlin ³1936; unveränderter nachdruck königstein/ts. 1982) heißt es unter dem artikel *'Auswanderung, jüdische, aus Deutschland'*:

"Als Folge d. polit. Umschwungs seit 1933 verstärkte A. Bis Herbst 1935 sind ca. 80000 J. 16 % ausgewandert (davon 18000 rückwandernde mittel- und osteurop. J., 30000 Palästina, 10000 Frankreich, 1500 CSR, 6000 USA, 4000 Holland, 2500 England, je 3000 Südamerika u. Südeuropa, restl. 2000 Belgien, Luxemburg, Schweiz, Südafrika, Ferner Osten). [...] Bis Ende 1934 5,5 Mill. Hilfsgelder ausgegeben, davon 95 % j.-seits aufgebracht."

Viertelstunden herauskommt. Man verfolgt hier die Dinge nicht so genau, man ist versunken, abwesend.

So tastet sich denn Fleur später vorsichtig die Treppe wieder hinunter, die Briefftasche fest unter den Arm geklemmt, so fest, daß der kleine Taschenspiegel darin zerbricht, aber das wird sie erst später merken. Behutsam schiebt sie sich durch die Menschen hindurch, geht zögernd dem Ausgang zu.

Fleur steht auf der Straße, nimmt den Hut vom Kopf, streicht sich die Haare zurecht und wirft noch einmal einen Blick auf dieses Riesengebäude, in dem es vor Menschen und Arbeit summt. Langsam geht sie die Straße entlang, den Hut in der Hand. Tief in Gedanken streift ihr Blick die offenen Obststände, die spielenden Kinder, die sich faul in der Sonne rekelnden Hunde.

Wie war das eben? Träumt sie bei hellem Tageslicht, das Illusionen so wenig günstig sein kann? Oder ist es wirklich wahr, kann es wahr sein, daß sie eine Stelle gefunden hat? Fleur schlenkert mit dem Hut in der Hand, geht in einen Zigarettenladen, kauft abwesend eine neue Schachtel und geht in ihren Gedanken wieder die Straße entlang. Ja, wie war das eben?

Man kam herein, unterhielt sich mit dem Chef des Hauses, Frage und Antwort, hin und her. Nun ja, man hat etwas geschwindelt – hat erzählt, daß man etwas von Auswanderung versteht; warum sollte man nicht versuchen, einen guten Eindruck zu machen? Immer wieder unterbrochen von Angestellten des Hauses, von Telefonanrufen, von Störungen aller Art, hat sie versucht, die Zeit, die in diesem Hause knapp ist, so gut wie möglich zu nutzen. Sie hat diesem Mann hinter dem großen Schreibtisch, der kaum zehn Jahre älter war als sie selbst, gegenüber gesessen, bis zum äußersten gespannt von der Energie, sich durchzusetzen.

Der Mann hat mit dem Bleistift gespielt und sich dieses Mädchen angesehen, das da im hellen Sonnenlicht vor ihm sitzt und etwas von ihm will. Ein erfreuliches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein sehr hübsches Mädchen. Es wäre gut, sie um sich zu haben – mit diesen klugen Augen und der tiefen, angenehmen Stimme. Gutes Gefühl, zu wissen, daß sie sich dessen bewußt ist, daß alles von einem selbst abhängt, daß man zwar nicht über die Zukunft, so doch über ihre Arbeit entscheidet und alles, was damit zusammenhängt. Ein befriedigendes Gefühl, ein hübsches Mädchen. Wollen einmal sehen, was sie kann.

Man reicht ihr ein Aktenstück hinüber, einen der tausend Fälle, die man hier hat, bittet um Einsichtnahme und einen kurzen Bericht. Dann sieht man etwas erstaunt zu dem Mädchen hinüber, das mit geübten Händen in den Akten

blättert, angespannt liest. Sie scheint alles um sich herum vergessen zu haben, sieht die Seiten durch, ist fertig nun, liest ein paar rückliegende Seiten noch einmal und schlägt das Aktenstück zu.

Sie sieht auf. Schade, es geschah so plötzlich – sie muß bemerkt haben, daß man sie beobachtet hat. Ein fragender Blick – man nickt mit dem Kopf und hängt nun an diesem Mund, der mit erstaunlicher Beredsamkeit, in knappen, geschulten Sätzen den Akteninhalt vorträgt. Eine angenehme Stimme, ein treffender Bericht, eine verblüffende Präzision, eine klare Stellungnahme. Man läßt sich nicht anmerken, wie überrascht man ist. Kein Zweifel: ein Gewinn.

Fleur ist fertig, wenige Sätze noch hin und her, technische Fragen des Eintritts sind zu regeln, und die Lage ist geklärt.

So geht Fleur nun hier im hellen Frühlingssonnenschein. Sie hat eine Stelle, eine gut bezahlte, sichere Stelle in Berlin. Immer hat sie davon geträumt, hier zu arbeiten, schon als noch alles in Ordnung war. Und nun ist es dazu gekommen, wirklich dazu gekommen: in der schwersten Zeit und unter den schwierigsten Umständen. Durchgesetzt und geschafft – ein vom Himmel gefallenes Glück!

Jetzt steht sie auf dem Bürgersteig einer großen Hauptstraße, ringsum brandet der Mittagsverkehr der City, ununterbrochene Wagenreihen, eilige Menschen, die in irgendeinem Lokal schnell ihre Mittagspause ausnutzen wollen. Ein Hasten, Schieben und Drängen. Und an der Häuserreihe steht Fleur. In dem müden Gesicht sehen sich die großen braunen Augen um. Jetzt gehört sie mit dazu. Er hat sie aufgenommen, der Kreis der arbeitenden Menschen, der heute morgen noch undurchdringlich schien. Niemand von all denen, die hier eilig und schwatzend vorbeilaufen, weiß es.



Das Telefon auf dem Schreibtisch gibt keine Ruhe. Es ist morgens neun Uhr, Fleur ist gerade ins Büro gekommen und dabei, den Stoß neu eingegangener

Post flüchtig durchzusehen, um das Wichtigste herauszugreifen und schnell zu erledigen.

Ihr gegenüber sitzt die Sekretärin mit dem Stenogrammblock, malt zwischen zwei Briefen ein paar Figuren hinein und wartet auf das nächste Diktat. Immer wieder wird Fleur in der Arbeit durch Telefonanrufe unterbrochen. Sie hebt den Hörer ab, und während sie der Stimme im Apparat folgt, blättert sie in den Briefen, schreibt ein paar Zeilen darauf, gibt ihre Antworten ins Telefon, reicht der Sekretärin den erledigten Brief hinüber, hört wieder auf die Stimme im Hörer und sieht dem gegenüberstehenden Mädchen zu, während dieses versucht, ihre Handschrift zu entziffern. Sie nimmt deren zustimmendes Kopfnicken entgegen und arbeitet, den Hörer noch immer am Kopf. weiter. Das Gespräch ist beendet.

"Was für Fragen", murmelt Fleur und arbeitet mit fliegender Hast die Post durch. Weit entfernt ein deutliches Summen all der Menschen, die in den Wartezimmern, in den Korridoren, auf den Treppentritten warten – tausend und mehr. Die Arbeit in Haus wird täglich größer. Fleur ist nun schon völlig eingearbeitet, und wenn man sie hier so sitzen sieht, dann möchte man nicht glauben, daß dieses Mädchen jahrelang untätig war. Sie sieht frisch aus, in ihrem Gesicht ist ein neuer Zug von Lebendigkeit, den sie in den letzten Jahren verloren hatte. Sie wirkt jünger, bedeutend jünger, und ihre Augen haben fast den alten Glanz guter Tage.

Und sie hat wieder gute Tage, das weiß sie. Schon morgens beim Aufstehen freut sie sich auf die Arbeit, die ihr eine wohltuende Freude ist. Gewiß, damals, als sie die Kurse hatte, die Liquidation der Firma, da hatte sie auch zu tun. Aber die persönlichen Schwierigkeiten waren so ungeheuer groß -, die Freude an der Arbeit wurde dadurch in den Schatten gestellt. Ganz anders jetzt: persönliche Schwierigkeiten entfallen hier. Mit den zahlreichen Kollegen und den Mitgliedern des Präsidiums steht sie sich ausgezeichnet, und daß sie hier arbeitet, ist den **Behörden** durchaus erwünscht. Sie hat auch den bestimmten Eindruck, daß sie mit den Ratsuchenden gut auskommt, daß man mit ihren Ratschlägen, ihrer Umgangsart zufrieden ist und daß sie die Menschen fördert. Sie ist beschwingt von dem Aufgabenkreis, der sie umspannt, und hat das Gefühl, daß sie etwas leistet. Und hier ist etwas zu leisten.

Täglich zieht ein Strom des Unglücks an ihr vorbei – namenloses Elend in den buntesten Schattierungen. Junge Menschen, arbeitsfähig, arbeitswillig, herausgerissen aus der Ausbildung, seit Jahren schon auf der Straße liegend ohne erziehende Beschäftigung, ohne gefestigte Berufskenntnisse und in diesem Lande ohne Zukunft. Sie werden mit einem kleinen Köfferchen abgerissener

Sachen aufs Schiff gehen müssen, ohne Sprachkenntnisse, in ein fernes Land, von dem sie kaum etwas wissen. Menschen in den besten Jahren, die hier das Beste leisten könnten, Männer von vierzig, eigentlich schon zu alt, um noch einmal ganz von vorn anzufangen. Ihren früheren Beruf auszuüben, welcher es auch sei, das wird man ihnen im Bestimmungsland kaum erlauben, oder erst nach Wiederholung von Prüfungen und nach langer Zeit. Und arm werden sie alle im neuen Land ankommen. Arm, bettelarm. Denn wer hier reich ist und im eigenen Wagen vorfährt, ein großes Haus führt, ein bedeutendes Vermögen hat, der muß alles zurücklassen; es ist nichts wert für ihn. Die deutschen Gesetze verbieten es praktisch, Geld ins Ausland zu bringen. Wer das Glück hat, doch eine besondere Erlaubnis zu erhalten, der bekommt bei dem ungünstigen Stand der deutschen Währung für Millionen nur wenige hundert Pfund – niemals genug, um wirklich neu aufzubauen. Und alle diese Menschen, sie brauchen Rat, Hilfe, Trost und Verständnis. Ja, eine lohnende Arbeit, die viel Kunst der Menschenbehandlung erfordert.

Die Post ist durchgesehen. Fleur legt die unwichtigen Briefe beiseite, nickt ihrer Sekretärin zu: "Es kann losgehen", und die ersten Besucher betreten das Zimmer, bescheiden, von der dumpfen Luft des Wartezimmers benommen. Das Frage- und Antwortspiel dieses Tages, das kein Ende nimmt, beginnt. Unterbrochen von Angestellten des Hauses, die sie um ihre Unterschrift bitten, von Anrufen der Zentrale, die alle Referenten des Hauses zu einer Sitzung einlädt, rollt Stunde um Stunde ab, erfüllt mit schwerer, verantwortungsvoller Arbeit. Kein Wunder, daß sie erst am nächsten Wochenende dazu kommt, eine eigene Wohnung zu suchen, deren Fehlen sie immer mehr empfindet. Es ist schwer, das Geeignete zu finden. Am liebsten würde sie über das *'Café Imperial'* ziehen: René's Wohnung ist noch immer frei. Das geht aber nicht, er könnte sie dort nicht besuchen. Und als am Abend René zu ihr zum Essen kommt, da ist sie recht unsicher, ob sie das Richtige gemietet hat: eine kleine möblierte Wohnung, ganz in sich abgeschlossen, mit eigener Küche und eigenem Bad, aber im ganzen doch recht einfach und bürgerlich eingerichtet. "Hoffentlich wird sie dir gefallen, René."

René, der gerade nach dem guten Abendbrot seine Zigarette genießt, blinzelt halb auf der Couch liegend zu ihr hinüber: "Sicher, Fleur, wird schon." Und nach einer kurzen Pause: "Du mußt dich aber jetzt fertigmachen, Fleuri, in einer halben Stunde müssen wir im Theater sein."

Während Fleur sich im Badezimmer zurechtmacht, liegt René noch immer auf der

Couch, die Zigarette im Mundwinkel, und sieht nachdenklich zur Decke. *"Hoffentlich wird sie dir gefallen"*, hat Fleur gesagt.

Merkwürdig, wie sie sich auf ihn eingestellt hat. Fleur: wie ist das eigentlich, wie steht er zu dem Mädchen? Sie hat ihm aus allem herausgeholfen, sie sorgt für ihn, als ob er zu ihr gehörte; er hat keine Sorgen, seitdem sie hier ist. Immer hat er, was er braucht, nie muß er um etwas bitten. Immer ist alles da: *'Wochenendgeschenke'*, wie sie es nennt. Das Paket mit den neuen gelben Handschuhen, die ihm einmal im Schaufenster so gefallen haben, liegt noch vor ihm auf dem Tisch.

Das ist aber schließlich keine Beziehung, daß man sich verwöhnen läßt, daß man plötzlich aufgenommen wird in ein ganz fremdes Leben, als ob man wirklich seit jeher dazugehörte. In Wirklichkeit hat er nicht dazugehört, und so viel weiß man doch: niemand gibt einem etwas, ohne etwas dafür zu erwarten. Ausgeschlossen. Was erwartet also Fleur von ihm? Sie spricht wenig von sich selbst, sieht außer ihm wohl niemanden. Nein, nicht daß er wüßte. Aussprache? Die hat sie bei ihm nicht, weil sie keine Aussprache sucht. Und sonst?

René ist so tief ins Nachdenken versunken, daß ihm die Asche auf den Anzug fällt. Liebt ihn Fleur? Man tut doch solche Dinge nur, wenn man den anderen liebt. Anders hat man es nicht gelernt. Sicher ist, daß man nie etwas davon gemerkt hat, außer allem, was man von ihr hat; nie hat sie ihm sonst ein Zeichen gegeben. Und, um ehrlich zu sein, man hat auch selbst nie daran gedacht. Fleur lieben? Nein, das tut man nicht. Gewiß, man findet sie sehr nett, man muß ihr dankbar sein. Aber...

"Na, Fleur, fein gemacht?" sagt er, als Fleur jetzt wieder ins Zimmer kommt, steht auf und reckt sich. "Zeig einmal!" Prüfend stellt er sich vor Fleur, die zu ihm auflacht. Gut sieht sie aus. "Toll", sagt René und geht selbst zum Spiegel, zieht sein Jackett herunter, stricht sich über die Haare, fährt mit der Zunge über die Lippen, dreht sich um und sagt: "Fertig."

Erst während des zweiten Aktes kommt René zu der Feststellung: es muß schon so sein – Fleur liebt ihn. Liebt ihn auf andere, zurückhaltende, vielleicht außergewöhnliche Art, anders jedenfalls, als man sie selbst kennt. Aber sie liebt ihn. Denn das gibt es nicht, daß man so ist, wenn man einem Menschen nur helfen will. Es gibt dann eine Grenze, und die fehlt hier sicherlich.

Wenn sie ihn aber liebt, dann muß sie doch erwarten, daß er das auch tut, denn Liebe ohne Gegenliebe, davon hat man noch nie etwas gehört. Ewig kann das nicht so weitergehen, soviel ist gewiß. Gut, soweit, und die Schlußfolgerung?

Entweder man verliert Fleur früher oder später – und das darf vorläufig nicht sein, man darf nicht wieder absinken -, oder die andere Möglichkeit...

René wirft einen Blick auf die neben ihm sitzende Fleur, die ihren Blick von der Bühne nimmt, ihn ansieht und ihm lächelnd zunickt. Er findet also auch Freude an der schönen Musik: gut ist das.

Die andere Möglichkeit? Ein hübsches Mädchen, ein nettes Mädchen. Als der Vorhang sich senkt, das Theater hell wrd, da gehen sie beide in der Pause hinaus in das Foyer, das sich füllt. René nimmt Fleurs Arm. Im Vorübergehen wirft er einen Blick in den großen Spiegel: ein gutes Bild, Fleur und er, und sein Anzug sitzt wirklich ausgezeichnet.



Die frühlinggrünen Blätter der Kastanienbäume haben sich nun entfaltet, und die warme Maisonne liegt über den Dächern der arbeitsamen, großen Stadt. Für einige Stunden bescheint sie auch den engen Hof, in den Fleur sehen kann, wenn sie ihre Briefe diktiert. Sogar der wilde Wein an der gegenüberliegenden schmutzigen Häuserwand wird grün und sommerlich, so wenig Leben in ihm zu sein schien.

Fleur hat die Hände auf die Fensterbank gestützt, dreht dem Zimmer und dem auf ihr Diktat wartenden Mädchen den Rücken zu und beugt sich auf den Hof hinaus. Unten, ganz unten badet sich ein Spatz in dem sonnendurchglühten Sand an den Wurzeln des Weins. Es ist bis hier herauf ganz deutlich zu sehen. Sie wendet sich ins Zimmer zurück: "Wie war der letzte Satz?" fragt sie und hört auf die monotone Stimme der Sekretärin, die aus ihrem Diktatblock vorliest. Als sie fertig ist, tönt wieder der Lärm der Spatzen durch das geöffnete Fenster.

"Hm", murmelt Fleur. Immer wieder hat sie den Faden verloren, ihr Diktat unterbrochen, und es scheint fast so, als ob sie ihren Brief und die draußen wartenden Menschen über diesem Fleckchen Sonne vergessen hat. Das bißchen

Sonne da drüben... Fleur blinzelt in die Helle hinaus und zeichnet die Rillen auf der Fensterbank mit ihrem Bleistift nach.

Das ist es, was sie nun schon seit Tagen unruhig macht: kein Zweifel, es ist irgendwie anders geworden mit René. Sie trifft sich wie früher mit ihm, man ißt in den lauen Nächten irgendwo draußen auf der Straße vor einem Café ein Eis, man spricht über dieses und jenes. Aber trotzdem... Es ist da etwas Neues, was sich nicht gedanklich fassen läßt.

Fleur drückt einen Finger der rechten Hand gegen den anderen, es gibt einen lauten Knacks. "Ja", sagt sie, geht vom Fenster fort quer durch das Zimmer. Oder hat René sie auch früher schon so angesehen mit diesem offenen, geraden Blick, mit diesem kleinen Lächeln, mit dem Abgleiten der Augen und dem zurückkommenden Blick? Mag schon sein, sie wird es nur nicht gemerkt haben. Trotzdem will es ihr scheinen, daß er irgendwie persönlicher, netter zu ihr ist als früher. Das Selbstverständliche eines Zugehörigkeitsgefühls scheint sich auf ihn übertragen zu haben. Wenn sie eine Bemerkung macht, über die er sich freut, dann nimmt er lachend ihre auf dem Tisch liegende Hand. Das hat er wohl früher nicht getan. Und gestern? ...

Fleur reißt sich zusammen, läßt sich nochmals den letzten Satz des Briefes vorlesen und diktiert ihn nun schnell zu Ende. "Mit vorzüglicher Hochachtung", sagt sie abschließend, gibt dem Mädchen das Aktenstück, beginnt das nächste durchzusehen.

"Sie können einstweilen schreiben," erklärt sie der Sekretärin, "ich muß mir das hier erst ansehen."

Das Mädchen steht auf, geht zu seiner Maschine, spannt einen Bogen ein, und das eintönige Klappern erfüllt den Raum. Ein kurzes Telefongespräch – und Fleur ist wieder allein mit ihrem Aktenstück und ihren Gedanken.

Ja, gestern. Das war nach dem Essen – ein unerklärliches Etwas zwischen ihnen, eine Spannung, ein Fluidum, das neu ist. Seit langem haben sie sich nicht so gut unterhalten, so persönlich, so nah. Und wie erfreulich dieser Abend war, das hat wohl auch René empfunden und auf seine jugenhafte Art gezeigt, als er ihr zum Abschied die Hand küßte. Fleur lehnt sich in ihrem Stuhl zurück und sieht nachdenklich auf den Aktendeckel, während sie das Klingelzeichen für de Fortgang ihrer Sprechstunde gibt.

Sommerlich klingt der Ruf der Schwalben, müde ist schon ihr Flug nach diesem langen Tag, doch immer wieder ziehen sie ihre Kreise. Über dem See spielen die Mücken zu Tausenden, ihr Summen liegt in der Luft. Im Zickzack schießen die

Libellen dicht über dem Wasserspiegel hin und her. In kurzem Abstand hintereinander machen die beiden Schwäne noch eine letzte Rundfahrt durch ihr Reich, bevor auch für sie sich der Tag zu Ende neigt. Von fern her kommt zu Fleur das Rufen aus den beiden Ruderbooten, und in die Stille der Dämmerung hinein fällt das laute Bellen des Hundes, der seinem Herrn immer wieder den Stock aus dem Wasser holt.

Wenige Menschen ruhen um diese Zeit noch in den Liegestühlen am Ufer. Es ist fast zu spät dafür, und nach dem lauten Nachmittag mit dem Spiel der Kinder genießen nur einige Ausflügler den Sommerfrieden. Der lauwarmer Wind bringt mit dem Duft der Fliederblüten Musikfetzen mit: wahrscheinlich ist oben auf der Tanzfläche des Cafés großer Betrieb.

René hat Fleurs Liegestuhl ganz dicht neben den seinen geschoben. Soeben flammt vor seinem Gesicht ein Streichholz auf, er raucht beide Zigaretten gleichzeitig an, die Flamme verlischt, und das Glimmen der einen geht in Fleurs Hand über: ein Schutz gegen die Mücken. Seit einer ganzen Weile haben sie kein Wort mehr gewechselt. Zauber der Dämmerung: Fleurs Nerven kommen nach einer langen und ermüdenden Arbeitswoche zur Ruhe. Wunderbar bequem streckt sie sich in ihrem Liegestuhl, fürsorglich von René in eine Decke gehüllt. Nachdenklich folgt ihr Blick dem Flattern der Fledermaus, die auf erste Beute auszieht. Hie und da knirscht der laute Schritt eines Spaziergängers die nahe Promenade entlang.

Schon immer war dies ihre beste Tageszeit. Ihr Blick erfaßt das Bild. Wie oft hat sie die Dämmerung erlebt: zu Hause, im Hafen, am Meer. Allein in den Sonnenuntergang hineinträumend, Sir neben sich, der, den Kopf auf den Pfoten, nach einem verspielten Tag müde vor sich hin blinzelt. Zu Hause im Garten: auch da sah man hinauf in das Spiel der Schwalben. Am Waldesrand bei einer heimlichen Autofahrt mit Henry: man starrt in den flammenden Himmel über den Bäumen, und Henry ißt die mitgebrachten ersten Erdbeeren. Und als Kind von ihrem Fenster über dem Hafen, hinabsehend auf die Kinder des Schiffers, die auf dem Boot Greifen spielten.

Ein langer Weg, bis man nun hier sitzt, eingewickelt und verwöhnt von – René. Ihr Blick ist an seinen Schuhspitzen hängengeblieben, die unter seiner Decke hervorsehen. Langsam wendet sie den Kopf zu ihm hinüber. Sein Stuhl ist etwas vorgeschoben, und sie sieht in dem Halblicht sein Profil. Sein Gesicht ist gebräunt; er war schon tagsüber hier und hat eingeölt in der heißen Mittagssonne gelegen. Sein Haar ist noch heller geworden und leuchtet. Der Blick seiner in dem verbrannten Gesicht auffallend hellen Augen binzelt über das

Wasser. Weiß leuchtet das an den Ärmeln aufgerollte offene Hemd. Seine Arme und Hände sind braun und die kleinen hellen Härchen an den Unterarmen kaum sichtbar. Jetzt führt er die Zigarette zum Mund, und der rote Schimmer beleuchtet sekundenlang sein Gesicht.

Woran mag er denken? Schwer zu raten – man kennt ihn doch eigentlich recht wenig. Wie ist es nur dazu gekommen, daß dieser Junge nun irgendwie zu ihr gehört? Ein warmes Gefühl des Glückes überkommt Fleur: ja, sie ist zu etwas gut gewesen, denn das ist ihr Werk: daß René jetzt so gesund, geborgen und zufrieden hier liegt. Nichts mehr ist übrig von jenem verzweifelten, verkommenen René, den sie vor wenigen Wochen auf der Straße traf. Fleur lächelt vor sich hin und sieht wieder zu ihm hinüber. Ein ungewöhnlich elegant und gut aussehender Junge... sein hellgelber neuer Pullover leuchtet im Dunkeln. Und es ist i h r René, der mit ihr zusammen ist, wann immer sie es will.

Ihr Blick kehrt zurück, fliegt über das Wasser, hinauf zu dem dunkler werdenden Himmel. Ja, das hier ist Leben, und sie selbst lebt es, sie, Fleur...

In weitem Bogen fliegt rötlich leuchtend Renés Zigarettenrest durch die Luft, der irgendwo im Wasser zischend erlischt. Leise Wellen kräuseln auf dem Wasser; abendlich kühl zieht es zu ihnen hin. Als Fleur sich fester in ihre Decke wickelt, kommt eine warme Hand leise und vorsichtig und streichelt unter der Decke die ihre. Niemand würde es bemerken.

Und als Fleur nach einem guten Abendbrot auf der Terrasse des Cafés in das auf ihrem Tisch stehende Windlicht blinzelt – René tanzt gerade auf der hell erleuchteten Tanzfläche -, da denkt sie wieder: ja, das ist Leben.



Fleur hat all ihre Sachen zusammengepackt. In zwei Tagen zieht sie

in die neue Wohnung ein. Es sieht schon kahl und fremd aus in diesem Zimmer mit den aufeinander geschichteten Koffern.

Fleur steht vor dem Spiegel und macht sich zurecht. Sie wird heute abend allein ins Kino gehen: es ist Sonnabendabend und herrliches Sommerwetter draußen. Mit René kann sie nicht zusammensein, er ist zu einer Party eingeladen. Sie findet es nur richtig, daß er die Fühlung mit seinen alten Bekannten nicht völlig verliert. So ist sie nun bald auf dem Weg, mitten in dem sonnabendlichen Verkehr, der zuweilen beängstigenden Umfang annimmt.

In den breiten Straßen stauen sich die Wagen, die Vorgärten der Cafés sind überfüllt, ringsum flammen die Lichtreklamen der Kinos, der Theater, der großen Restaurants und Cafés. Fleur läßt sich von dem Strom der Menschen zum Bahnhof treiben. In der Hand hält sie einen Brief an die Eltern, den sie in den Nachtzug werfen wrd, damit er zum morgigen Sonntag ihren Gruß bringt. Im Vorbeigehen ißt sie schnell im Automatenrestaurant stehend ein Eis. Hunderte von Leuten drängen sich durch das Lokal, essen im Vorübergehen eine Erfrischung. die großen Drehtüren schaufeln immer neue Menschen herein. Hier hat sie damals René treffen wollen. Unwillkürlich wendet sie sich zu dem Platz, an dem sie vergeblich auf ihn wartete. Jetzt sitzt ein Soldat da und liest seine Zeitung.

Wieder steht sie auf der Straße, geht die wenigen Schritte zum Bahnhof hinüber, löst eine Bahnsteigkarte und steigt die Treppen hinauf. In wenigen Minuten wird der Zug nach Hamburg einlaufen. Langsam geht Fleur auf dem Bahnsteig auf und ab. Auch von hier aus sieht man die Lichtreklamen spielen. Nun ist sie ganz zu Hause hier, und übermorgen wird sie ihre eigene Wohnung haben. Henry wird dann nicht einmal wissen, wo sie wohnt, denn schreiben kann sie ihm ihre Adresse nicht; auch ein Anruf ist nicht möglich. Wirklich, nichts weiß er: nicht einmal, daß sie eine Stelle hat. Und was geschieht, wenn er sie hier besuchen will? Dann wird er glauben, daß sie noch in ihrer alten Pension wohnt. Vielleicht klappt es nicht, und man nennt ihm nicht die richtige Adresse. Fleur geht unruhig auf und ab. Wie soll das eigentlich in der neuen Wohnung werden? René wird sie besuchen; noch nie sind sie so – so allein gewesen.

Allein mit René... Kein Zweifel, er bemüht sich um sie; seit kurzem erst weiß sie es. Und sie selbst? Fleur nimmt ihren Rundgang auf dem Bahnsteig wieder auf. Sie sieht nun nicht mehr die sich ansammelnden Reisenden, den lebhaften Verkehr auf dem großen Bahnhof, nicht die Lichtreklamen.

Ja, wie ist denn das? Da ist eine Gefahr – und sie hat nicht an sie gedacht. Das ist doch aber nicht möglich: ist sie denn nicht mehr ihrer selbst sicher? Henry,

gewiß, aber er läßt sie nun schon seit Wochen allein, allein in dieser großen, fremden Stadt, fragt nicht nach ihren Sorgen, ihrer Beschäftigung und dem, was sie bewegt: läßt sie einfach allein. Allein mit dieser Gefahr, die – warum soll man es sich nicht gestehen – René heißt. Unsinn, keine Gefahr. Ich gehöre Henry und niemandem anders.

Die hellen Scheinwerfer des Hamburger Zuges nähern sich dem Bahnsteig. Die zischende große Lokomotive fährt langsam an diesem Mädchen vorbei, das mit seinem Brief in der Hand dasteht und nun die hell erleuchteten Fenster des langen Zuges entlangsieht.

Der Zug hält, Türen schlagen auf, Stimmen werden laut, Menschen rufen, verabschieden sich voneinander. Der ganze lärmende Verkehr des Bahnhofs wogt um dieses Mädchen herum, das nun plötzlich seine Handtasche öffnet, das Geld zählt und dann suchend den Zug entlanggeht, nichts in der Hand als ihren Brief. Henry, sie muß Henry sehen – und es wird alles wieder klar und gut sein.

Als der Beamte gerade sein Signal hochhebt und die Ausfahrt frei gibt, da schlägt die Tür des Wagens hinter Fleur zu. Der Zug rollt aus der Halle, und die Lichtreklamen gleiten immer schneller und schneller an den Fenstern vorbei.



Im Licht der Gaslaterne bewegen sich die hellgrünen Birkenzweige dann und wann im Winde; silbern glänzt der Stamm des Baumes. Außerhalb des Lichtkreises der Lampe hält Henrys Wagen. Die Stelle ist günstig gewählt, Vorübergehende können, von dem Licht geblendet, kaum erkennen, wer in dem Wagen sitzt. Nervös wandert der Blick Henrys zwischen dem beleuchteten Zifferblatt seiner Uhr am Schaltbrett und dem Licht der Laterne hin und her. Wunderbar ist der Blütenduft der Bäume, die irgendwo im Dunkeln stehen; er vermischt sich auf merkwürdige Weise mit dem Rauch des Benzins, der als

dunkle Dampfwolke stoßweise aus dem Auspuffrohr des Wagens kommt. Eine herrliche Sommernacht.

Wie schön könnte alles sein, wenn seit Fleurs Anruf diese fürchterliche Nervosität nicht wieder da wäre. Den ganzen Sonntag über war er am Meer und war gerade nach Hause gekommen, als sie ihn anrief. Er hatte mit dieser Möglichkeit überhaupt nicht gerechnet.

Jetzt wartet er also verabredungsgemäß an dieser versteckten Stelle, ganz weit draußen in dem stillen Vorort. Fleur behauptete, ihn unbedingt noch heute sprechen zu müssen, sie führe mit dem Nachtzug zurück. So hat er denn, müde wie er war, den Wagen wieder aus der Garage geholt. Es ist schon zehn Minuten nach der verabredeten Zeit. Sein Gesicht brennt unter der tief heruntergezogenen Autokappe. Nach dem übertriebenen Sonnenbad von heute mittag fühlt er sich fiebrig: keine Stimmung für langes Warten. Vorsorglich holt er die Autobrille hervor; sie wird ihn noch unkenntlicher machen. Schon eine Viertelstunde läuft nun der Motor umsonst: herausgeschmissenes Geld.

Henry schreckt zusammen, als eine dunkle, mit der Autobrille verummte Gestalt am Wagen steht, die Tür öffnet und sich wortlos zu ihm setzt. Henry stellt sofort den großen Scheinwerfer ein, schaltet, und der Wagen fährt ab. Jetzt gewinnt er die offene Straße; noch ist kein Wort zwischen ihnen gefallen. Der Motor singt.

Fleur zieht ihren Handschuh aus, faßt seine auf dem Steuerrad ruhende Hand, drückt sie zärtlich und sagt flüsternd: "Guten Abend, Henry, wie geht es uns denn?" Silbern liegt der Schein des Mondes auf der weiten Landschaft. Selbst bei dieser schnellen Fahrt hört man das Zirpen der Grillen in den nächtlichen Feldern. Der Wagen nimmt eine Kurve, man sieht für einen Augenblick die Silhouette von grasendem Vieh.

"Ja, Fleur, ich freue mich, daß du da bist. Lange haben wir uns nicht gesprochen, du Berlinerin, du."

Fleur lacht: ein glückliches Lachen. Sie erzählt von ihrer Stelle und ihrer Arbeit.

"Ach Henry," sagt sie abschließend, "ja, mir geht es gut. Doch wie steht es mit deinem Besuch? Ich habe mich immer am Wochenende gefragt, ob du nicht kommen wirst. Von morgen ab habe ich eine eigene Wohnung, ganz abgeschlossen, zwei Zimmer, Bad und Küche. Ist doch wunderbar, nicht wahr?"

"Aber Fleur," sagt Henry, "wir waren uns doch einig, daß wir ein paar Monate warten wollen."

"Also, Henry, sei kein Frosch, komm in der nächsten Woche herüber. Niemand wird in dem fremden Haus merken, daß du zu mir kommst, niemand kennt mich dort, und dich kennt man erst recht nicht."

"Gerade deshalb", murmelt Henry und überholt den vor ihm fahrenden Wagen. Fleur ist betroffen; nach all den vielen freien Wochen spürt sie wieder wie einen Alldruck die Atmosphäre der kleineren Stadt, in der dieses Regime jede, auch die privateste Lebensäußerung überwacht. Nachdenklich packt sie die Schokolade aus, die sie Henry mitgebracht hat, steckt ihm ein Stück Konfekt in den Mund und sagt vor sich hin: "Ach, Henry..."

"Nicht wieder anfangen, Fleur", bittet er, und man weiß nicht genau, was er damit meint. Während er wendet und zur Stadt zurückfährt, erzählt sie ihm, um ihm für einen Besuch Mut zu machen, wie verhältnismäßig frei man noch in Berlin lebt, daß sie Theater, Konzerte und Kinos besucht, von Lokalen gar nicht zu reden.

"Sag einmal, Fleur," fragt er mitten in ihren Bericht hinein, "hast du eigentlich in Berlin einen Freund?"

Fleur antwortet nicht. Die Lichter der Stadt sieht sie nur noch verschwommen, sie kann nicht mehr recht durch die Autobrille sehen, die sie hochschiebt; ihre Hand zittert.

"Einen Freund? Um Gottes willen, Henry, wie kommst du darauf?"

"Ich dachte nur so", sagt Henry. "Ich hätte mich für dich gefreut – es wäre dann alles für dich viel leichter, und du hättest doch wenigstens einen Menschen dort."

Kein Wort fällt mehr in dem Wagen, und als er an den ersten Häusern des Vorortes wieder hält, damit Fleur aussteigen kann, da sagt sie nur noch leise: "Ich warte auf dich, Henry, und ich weiß, du wirst kommen."

Erst nach einer Weile, als Fleur schon zögernd aus dem Wagen steigt, erwidert Henry leise: "Vielleicht, Fleur... sicher einmal."

Die Tür fällt zu, der Wagen fährt an und verschwindet in einer Staubwolke. Am Straßenrand zirpen in der Sommernacht die Grillen. Mit leuchtenden Augen schleicht eine Katze auf ihrem Raubzug über den Weg. –

Während der Zug, der Fleur zwei Stunden später nach Berlin zurückfährt, durch die Nacht rollt, sitzt Henry vor seiner dritten Flasche Wein und ist verzweifelt.



Schon länger als eine Stunde wartet Fleur auf René. Sie geht in der kleinen Wohnung hin und her und sieht ab und zu unruhig das Telefon an. Seit zwei Tagen wohnt sie hier – und wenn man will, fühlt sie sich in ihrer neuen Wohnung zu Hause. Die Möbel sind nach ihrem Geschmack umgestellt, auf ihrem Schreibtisch stehen die wenigen mitgebrachten Bilder. Das von Henry ist nicht darunter: wer weiß, vielleicht kommt einmal ein Vertreter der **Behörde** hierher. Sie hat nichts mehr zu tun als auf René zu warten. Es soll ihr Einweihungsfest werden.

Da – jetzt läutet das Telefon: "In zehn Minuten bin ich da, Fleuri", sagt René, als sie den Hörer hebt, "nicht böse sein." Fort ist er. Fleur nimmt die Schlüssel und geht hinunter.

Alle Fenster des Hauses sind geöffnet, auf den Balkonen brennen die bunten Lampenschirme über den Blumen der Balkonkästen. Vor der Tür spielen noch ein paar Kinder; der Portier steht herum und schwatzt mit einem Nachbarn. Berliner Hochsommer... Fleur geht die Straße entlang und sieht hinauf zu den von Schutzgittern umgebenen Bäumen. Tief zieht sie die milde, warme Luft ein, gute Sommerluft, vermischt mit dem nun einmal unvermeidlichen Benzingeruch der Straße.

Sie, Fleur, gibt ein kleines Fest in ihren vier Wänden. Das Boilein wird freundlich und lustig sein wie immer. Man wird guten Wein trinken und vielleicht zum Grammophon tanzen – was man so tut bei einem Einweihungsfest.

Als René aus dem Taxi steigt, eine Blume im Knopfloch, als er den Chauffeur entlohnt hat und nun vor Fleur steht, da denkt er: Herrgott, habe ich ein Glück. Er wirft den Mantel über die Schulter und streckt ihr beide Hände entgegen. Das ist etwas viel für Fleur; sie dreht sich einfach um, schließt die Haustür auf,

vergißt das Licht anzudrücken und geht René voran. Über den Hof gehen sie, vorbei an den bunten Lampenschirmen, hinweg unter den regungslosen Bäumen. Daß René sie dabei unterfaßt, ist natürlich – er kennt ja nicht den Weg. Nur was er dabei sagt, ist nicht ganz verständlich: "Hab' ich ein Glück, Fleuri, hab' ich ein Glück."

Begeistert ist René nun gerade nicht von der Wohnung, das kann man nicht sagen. Zu einfach alles, viel zu einfach – und das entsetzliche Bild da muß herunter, sofort. Eigentlich hat er recht, nur ist es nicht ganz programmäßig, daß man dabei staubige Finger bekommt. Bei René erlebt man eben immer Überraschungen: da sieht man es wieder.

Überraschungen? Vielleicht erlebt René sie heute. Ob er Fleur richtig sieht? Sie lachen miteinander, das Grammophon spielt. Fleur hat einen kleinen Schwips, zum ersten Male sieht René sie so. Sie trinken sich zu. René dreht das Grammophon an, sie tanzen, zum ersten Male tanzt sie mit René.

Fleur legt den Kopf zurück. Das war schon einmal, denkt sie. Ach nein, damals im 'Chez Louis', da tanzte René nicht mit ihr. Aber diesen weichen, weichen Kindermund, den habe ich schon einmal gespürt, damals, als ich zu seiner Party ging...

Vergessen, vergessen - - ich bin jung, und ich habe ein Anrecht auf das Leben. Genießen, festhalten. Ich bin jemand, ich kann etwas, und ich bin sehr allein. Nicht allein sein, - Alleinsein ist schrecklich.

"Fleuri, ich liebe dich." Sie trinken aus dem gleichen Glas, erst René und dann Fleur, vorsichtig, denn er hält ihr das Glas hinüber. Zärtlich und weich ist René's Mund.

Draußen in dem sommerlichen Hof verlöscht eine bunte Lampe nach der andern. Einsam und düster liegt er nun da; geheimnisvoll wispern die Blätter der Bäume. Eine herrliche, warme Sommernacht liegt über der schlafenden Stadt. Und jeder lebt sein eigenes Leben. Kann man es selbst bestimmen? Wer weiß... Der Strom hat Fleur erfaßt, und die Wellen sind über ihr zusammengeschlagen. Zum zweitenmal hat sich ihr Leben erfüllt, und am Himmel dämmt ein neuer Morgen.



Kein Zweifel, auf die Frage, wie es ihr gehe, hätte in diesen Wochen die ehrliche Antwort Fleurs gelautet: ich bin glücklich. Ein etwas wildes Glück, das sie gefunden hat, und es heißt eindeutig: René.

Als Fleur am Morgen nach ihrer Einweihungsfeier schrecklich verspätet im offenen Taxi durch die fast mittäglich sonnenhellen Straßen ins Büro fuhr, da hat sie glücklich vor sich hin gelächelt: René, kleines Boylein.

Und diese Wochen sind durchglüht von jenem Tempo, das die Zweiteilung zwischen schwerster, aufreibender Arbeit und dem Genuß dieser Sommertage erfordert. Sie weiß nicht, warum, aber es kommt ihr immer vor, als ob dieses Glück irgendwie gestohlen ist. Gestohlen sich selbst und ihrem Schicksal. Denn, nicht wahr, an ihrer Einstellung zu Henry darf das alles nichts ändern - und es ändert ja auch nichts. Wenn Henry erst einmal wieder Mut haben wird, sich um sie zu kümmern, dann wird das alles zerflattern wie ein Hauch. Aber das hindert nicht, daß sie ein Recht darauf hat zu leben.

Fleur hat nun für ihre Arbeit nicht mehr soviel Zeit und Sinn wie in den ersten Wochen. Sie kommt später ins Büro und muß zusehen, daß sie so früh wie möglich abends frei wird. René wartet auf sie draußen am See in der Abenddämmerung, unter der flimmernden Reklame eines großen Kinos oder mitten im Menschenstrom, der zu den Türe eines Theatereingangs drängt. Den beiden Sekretärinnen, die sie nun hat, fällt es auf, daß Fleur jetzt viel konzentrierter und gesammelter arbeitet als in den ersten drei Wochen. Gerade das Bewußtsein, daß sie mit ihren Gedanken nicht völlig bei der Arbeit ist, macht sie sorgfältiger und vorsichtiger. Ihre Arbeitsleistung wächst, ohne daß sie es eigentlich selbst merkt. Das Geheimnis heißt einfach: Ausnutzung der Zeit. Sie läßt sich ihren Wagen nachkommen, der noch immer unbenutzt zu Hause in der Garage steht. Wenn die Eltern das in ihren Briefen auch reichlich extravagant und kostspielig finden

und bei dem starken Straßenverkehr in Berlin obendrein gefährlich, so können sie ja nicht wissen, wie sehr Fleur jetzt ihre Zeit ausnutzen muß. Als sie dann eines Abends René damit überrascht, daß sie an der verabredeten Stelle mit ihrem Wagen vorfährt, da weiß sie, daß sie das Richtige getroffen hat.

Ihre Abende sind jetzt noch schöner geworden. Sie fahren weit herum im Land, durch sommerliche Dörfer, durch die herrliche Landschaft der Mark. Sie essen ihr Abendbrot draußen, weit entfernt von dem großstädtischen Trubel, einfache, ländliche Abendbrote mit schwarzem Brot und einem Glas Milch. Sommernächte auf der Terrasse: sie tanzen auf der erleuchteten Fläche. Und wenn sie nach Hause fahren, dann ist es auf dem vorher so überfüllten Parkplatz schon ruhig und leer geworden.

Als Fleur dann eines Vormittags aus der Sprechstunde heraus in das Beratungszimmer des Präsidiums gerufen und ihr eröffnet wird, daß sie nun eine große Abteilung mit mehreren Referenten zu leiten habe, da ist die Freude über diese Anerkennung ein neuer Ansporn, die Lebensfülle mitzunehmen, zu genießen, auszukosten. Auch ist ihre finanzielle Grundlage bei dem wesentlich erhöhten Gehalt jetzt besser gesichert. Sie wird sich keine Vorwürfe mehr zu machen haben, daß ihr Leben mit dem, was René ja nun einmal braucht, recht kostspielig ist. Ja, wenn man sie fragte, würde sie sagen: ich bin glücklich. Und man soll Glück nicht sezieren.

Ist es nicht vollauf genug, jetzt von der Arbeit zu kommen, müde und verstaubt vom Büro? Die Erdbeeren für René stehen schon unten im Wagen. Mit einem Satz hat Fleur den Wagen verlassen, schlägt den Schlag zu und geht mit ihren Paketen in die Wohnung. Weit offen stehen die Fenster, Blumen überall; in fliegender Eile macht sie Ordnung, wäscht den Bürostaub ab, zieht sich um. Nun hat sie etwas Zeit. Schnell an die Maschine und den Eltern einen Brief geschrieben. Nie vergißt sie das. Als sie den Brief frankiert, da merkt sie, daß sie ihn versehentlich an Henrys Straße und Hausnummer adressiert hat.

Nachdenklich sieht Fleur auf den Umschlag. Ja, Henry... Nun hat sie schon seit Monaten nichts von ihm gehört, und dabei gehört er doch zu ihr wie je.

Merkwürdig, ich lebe mit René. Aber niemals habe ich das Gefühl verloren, daß das alles nur ein schöner Sommer ist, entstanden aus Zufall, Verzweiflung und Alleinsein. Eine zweite Jugend, die jeder einmal haben möchte. Und ihr, Fleur, ist das gelungen. Sobald dieser ganze politische Spuk verflogen ist, dann – ja, dann wird sie zu Henry zurückkehren. Dann wird sie, alte Ehefrau, die sie einmal sein wird, mit einem verschmitzten Lächeln an diese Zeit denken, die so herrlich ist.

Warme, helle, gute Sommertage, erfüllt von jener bezaubernden Jugend, die René nun einmal hat. Liebe ich René? Lieben: so wie ich Henry liebe, sicher nicht. Anders, ganz anders. Es fehlt jene starke geistige Gemeinschaft, aber ich liebe René auf eine stürmischere, leidenschaftlichere Art. Kann man zwei Menschen zu gleicher Zeit lieben? Wer weiß...

Sie steht vor dem Spiegel und sieht ihr Bild. Kein Zweifel, sie hat sich verändert. Sie ist schlanker, jünger geworden. Ihre dunklen Augen leuchten ihr entgegen, als sie ganz nahe an das Glas geht, dessen Kühle sie streift. Jung ist sie geworden, noch einmal jung. Und diese Zeit, sie heißt René. Niemand darf es je erfahren; es ist ihr Geheimnis.

In zehn Minuten wrd René in ihren Wagen steigen, zu ihr hinüberlächeln. Während sein Blick mit natürlicher, unbestrittener Eitelkeit die Vorübergehenden mustert, wird er sagen: "Gut, daß du da bist, Fleuri." Im Zugwind des offenen Wagens werden seine Haare wehen, und in den verdämmernden Feldern werden auch hier die Grillen zirpen...

Nein, man soll Glück nicht sezieren: René betritt, den Bademantel über die Schulter geworfen, die Eisdiele; sein Gesicht ist ganz sonnenbraun über dem offenen Hemdkragen. Mit Sorgfalt sucht er sein Eis aus, trägt das Glas vorsichtig auf einen freien Platz, wirft den Mantel über den Stuhl, setzt sich. Er sieht sich prüfend um und freut sich mit der Musik, die der Lautsprecher durch die offenen Fenster auf die Straße wirft. Früher, ja früher hat er solch eine Portion Eis als einzige Tagesmahlzeit gegessen, langsam Löffel auf Löffel nehmend, hungrig, wie er war. Heute ist das nun anders geworden.

Nachdenklich sieht René hinaus in den starken Nachmittagsverkehr. Ja, er hat wieder einmal Glück gehabt. Dieses Mädchen – wer weiß, wie das mit ihr ist. Es scheint fast so, als wäre sie ihm noch dankbar, daß er mit ihr ausgeht. Kann es denn sein, daß eine kluge tüchtige Frau, weit gebildeter als er, an seiner Gesellschaft wirklich etwas findet? Man gibt sich vielleicht nicht einmal immer die richtige Mühe mit ihr und hat in einer klaren Minute so etwas wie ein schlechtes Gewissen darüber. René zerbeißt die Waffel. Trotzdem: man hat Glück gehabt. Es ist unwahrscheinlich, daß es so etwas gibt wie dieses Mädchen. Man hat sie gern, sehr gern sogar, man kann viel von ihr lernen, und manchmal ist sie in ihrer Liebe – oder was es sonst sein mag – fast rührend. Man muß ihr dankbar sein. Doch die Hauptsache ist: man hat Glück gehabt, und man war auf seine Art tüchtig. Nicht jeder hätte aus dieser Lage herausgefunden – die meisten wären vor die Hunde gegangen.

Das ist man nicht. Man kommt vom Baden, man kann Eis essen, soviel man will, man hat ein nettes Zimmer, man genießt den Sommer, man hat einen Wagen. Gut gemacht! Er wirft einen Blick auf die Uhr: zwei Stunden bis zur Verabredung mit Fleur, und er muß vorher noch Aimée sehen.

René steht auf, nimmt den Bademantel über die Schulter und schlenkert aus dem Lokal. Zwei Mädchen, die untergefaßt vorbeigehen, werfen ihm lachend einen Blick zu. Wie gut der frische Wind tut nach dem heißen Sommertag...



Eigentlich hatte Fleur Anweisung gegeben, heute keinen Besucher vorzulassen; sie hat viele Akten aufzuarbeiten. Als der Junge, der in ihrem Vorzimmer sitzt, mit einem an sie adressierten geschlossenen Umschlag erscheint, dem dann eine Besuchskarte entfällt, sagt sie zunächst ärgerlich: "Ausgeschlossen." Zögernd hält sie dann die Karte in der Hand. Ob der Mann noch im Dienst ist? Kaum zu glauben – woher sollte er ihren Namen wissen, und was sollte ein so hoher Beamter eines nationalsozialistischen Ministeriums hier zu suchen haben? Ob er dienstlich kommt? Man wird doch sehen müssen, worum es sich handelt. Mit einem bedauernden Blick schlägt Fleur den Aktendeckel zu: sie hatte gerade angefangen, sich in dem schweren Fall zurechtzufinden.

Der Mann da vor ihr nimmt umständlich Platz. Er zieht sich nach der überaus korrekten Verbeugung sorgfältig den Stuhl zurecht, wirft einen prüfenden Blick auf die seitlich an der Maschine sitzende Sekretärin, räuspert sich enleitend und sieht nun klar und offen zu Fleur hinüber. Seine rechte Hand spielt nervös mit einer dünnen, schwarzen Schnur, die er um den Kragen trägt; das geränderte Einglas blinkt im Sonnenlicht. Während die Stirn sich unter dem vollen, silbergrauen Haar hochzieht, neigt er sich verbindlich zu Fleur über den Schreibtisch und sagt leise und etws heiser: "Ich wäre Ihnen dankbar, wenn ich Sie für ein paar Minuten allein sprechen könnte."

Die Sekretärin nimmt auf einen Wink Fleurs mit langsamen, wie beleidigten

Bewegungen ihre Handtasche, schiebt den Stuhl zurecht und geht aus dem Zimmer. Indessen gleitet der Blick Fleurs von der Besuchskarte prüfend zu ihrem Gegenüber: ein guter Fünfinger, wenn man aus den Haaren über dem auffallend jungen Gesicht seine Schlüsse ziehen kann. In seinem korrekten schwarzen Anzug mit dem etwas altmodischen hohen weißen Kragen ein Beamter guter alter Schule. Was er wohl will? Hoffentlich hat man keine persönlichen Schwierigkeiten.

"Ich komme", sagt der Mann und räuspert sich wiederum leise, "ich komme in einer für mich sehr unangenehmen Angelegenheit."

Gott sei Dank, denkt Fleur, es handelt sich nicht um mich.

Der Mann hat die Arme auf den Schreibtisch gelegt; seine Hände spielen mit dem Augenglas.

"Ich bin Ministerialbeamter und stehe noch im Dienst. Ich muß Sie daher bitten, die Angelegenheit ganz diskret zu behandeln."

"Selbstverständlich", murmelt Fleur und sieht nun auch dem Spiel mit dem Augenglas zu.

"Ich verdanke Ihren Namen einem Bekannten von mir; er meint, Sie könnten mir vielleicht helfen."

Aus dem Nebenzimmer hört man das Geräusch klappernder Schreibmaschinen.

"Es handelt sich um meinen Sohn. Meine Frau ist **Jüdin**. Mein zwanzigjähriger Sohn ist vor etwa vier Wochen von der **Gestapo** verhaftet worden. Der Grund ist mir nicht bekannt. Mein Sohn ist Student und lebte bei mir im Hause. Niemals hat er sich irgendwie politisch betätigt. Seine Freunde kenne ich alle, meistens Söhne aus unseren Kreisen."

Der Mann sieht zu Fleur hinüber.

"Sie verstehen, man zerbricht sich den Kopf, welche Gründe vorliegen könnten. Ich bin zu keinem Ergebnis gekommen." Er zuckt mit den Schultern.

"Wo der Junge ist, war bisher nicht festzustellen. Meine Anwälte haben völlig ergebnislos gearbeitet, man verweigert ihnen jede Auskunft."

Wieder verfolgen seine Augen das Spiel der Hände. "Sie verstehen, meine Lage ist sehr schwierig. Ich bin Staatsbeamter, und gerade deshalb sind, so merkwürdig das klingen mag, meine Hände gebunden. Ich habe vor wenigen Tagen bei dem Leiter der betreffenden Amtsstelle vorgesprochen. Unsere Unterhaltung war so, daß ich froh sein kann, daß man mich nicht gleich dort behalten hat."

Fleurs Blick ist auf der Besuchskarte, die als weißes Rechteck auf der Schreibtischplatte liegt, zur Ruhe gekommen.

"Ich bin heute zu Ihnen gekommen", fährt die Stimme fort, "um Sie um Hilfe zu

bitten. Wie ich höre, beschäftigen Sie sich auch mit derartigen Fällen. Es ist möglich, daß der Junge in einem **Konzentrationslager** ist. Es ist klar, daß sofortige Hilfe dringend notwendig ist. Wenn es keine andere Möglichkeit gibt," er räuspert sich, "dann muß man eben an Auswanderung denken." Der Mann hebt resigniert die Schultern.

"Es ist nicht leicht, sich von dem einzigen Kinde zu trennen, noch dazu unter solchen Umständen. Aber es muß etwas geschehen, und zwar sofort."

In die Stille hinein tönt das Rascheln von Papieren: vor Fleur liegt nun ein Bild, das Bild eines frischen Jungen, und es scheint einen Augenblick lang, als ob er lächelt, wie René das manchmal tut.

"Geschehen", sagt Fleur und sieht auf das Bild, "geschehen müßte schon etwas." Und nach einer Pause: "Ob man aber etwas erreicht..."

"Das ist doch nicht möglich," erwidert der Mann und hebt eindringlich die Stimme, "das ist doch nicht möglich, daß ein solches Kind verschwindet, einfach verschwindet – und man weiß nicht, wo es ist, man hegt die schlimmsten Befürchtungen und soll untätig zusehen?"

"Möglich?" murmelt Fleur: "Manches ist möglich."

Das Telefon auf Fleurs Schreibtisch läutet; untätig sieht sie auf das Bild. Es ist doch das Lächeln René's... Dieser Junge da wird heute kaum noch lächeln. Ungeduldig läutet das Telefon – das Läuten bricht ab.

"Ja," sagt Fleur und hebt den Blick, "sehen Sie, das ist nicht so ganz einfach. Wir haben viele solcher Fälle – wie wenig kann man tun, und wie selten haben wir Erfolg. Ich will nicht behaupten, daß der Fall hoffnungslos ist. Ihr Sohn ist noch sehr jung, und was kann er schon getan haben. Solange man aber nicht weiß, was vorliegt, weiß man auch nicht recht, wo man ansetzen soll."

Fleur sieht zum Fenster hinüber: hell und freundlich scheint die Sonne ins Zimmer. Soll man in diesem Fall etwas Besonderes tun? Es ist nicht angenehm, sich mit der **Gestapo** in Verbindung zu setzen; je weniger man dort zu tun hat, um so besser. Es wäre andererseits gut, auszuprobieren, ob man solche bisher hoffnungslosen Fälle nicht durch das Anerbieten einer Auswanderung retten kann. Keinesfalls kann sie das aber auf eigene Verantwortung tun.

"Ich werde", sagt Fleur in das Schweigen hinein, "ich werde versuchen, die Sache zu klären. Allein kann ich nicht darüber entscheiden. Sie werden das verstehen. Wenn ich aber von meinem Präsidium die Genehmigung erhalte, die Bearbeitung aufzunehmen, dann werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht. Mehr kann ich im Augenblick nicht sagen."

"Ach," flüstert die Stimme und schwankt leicht, "ich wäre Ihnen ja so dankbar."

Für Eltern..." Die Stimme bricht ab.

"Gut," sagt Fleur, "Sie werden von mir hören." Als der Mann sich entfernt hat und Fleur von der Tür zu ihrem Schreibtisch zurückkehrt, da ist von diesem Fall nichts anderes geblieben als die kleine weiße Besuchskarte und die Photographie eines Jungen, der glücklich lächelt.

Es ist zwar wahr, daß René, als er in den Zug nach Hamburg stieg, um dort seine Mutter zu besuchen, Fleur im letzten Augenblick nochmals versprochen hat, sich nicht bei ihren Eltern zu melden. Und er hat, als er jetzt den Klingelknopf an der Wohnungstür drückt, auch im Zögern eines Augenblicks so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Aber schließlich ist doch dieser Wunsch Fleurs nicht ganz ernst zu nehmen. Sie wird sich freuen, etwas von den Eltern zu hören, und für ihn selbst wird es gut sein, mit ihrer Familie bekannt zu werden und zu sehen, woher sie wirklich stammt.

"Ich danke", sagt René, als die Schwester ihm öffnet und ihn wie selbstverständlich ins Wartezimmer führt. Seinen Namen hat er ihr schon gegeben. Zwei Patienten warten vor ihm; sie blättern in den ausliegenden Zeitschriften. René sieht sich um. Aus Kinderzeiten her argwöhnisch, zieht er den Arztgeruch dieses Raumes in sich hinein und lächelt vor sich hin. Fleur müßte ihn hier sehen! Als er sie vor ein paar Tagen bat, es ihm zu ermöglichen, seine Mutter in Hamburg zu besuchen, die er schon seit mehreren Jahren nicht gesehen hat, da war sie, nett wie immer, sofort damit einverstanden. "Nur eins, René," fügte sie nachdenklich hinzu, "bitte besuche meine Eltern nicht." Merkwürdig, daß sie daran gedacht hat; hätte sie gar nichts gesagt, wäre er auch kaum auf den Gedanken gekommen.

Über eine Viertelstunde wartet er nun schon, und nichts rührt sich hinter der ledergepolsterten Tür, die wohl zum Sprechzimmer führt. Wenn es bei den beiden anderen auch so lange dauert, dann wird er das Mittag versäumen. René steht auf, geht zum Fenster und wirft einen Blick auf den starken Mittagsverkehr draußen. Ein fremdes Stadtbild: die Pferde sind anders gezäumt, die Autos haben andere Nummern. René ist plötzlich froh: man ist verreist, und wenn man zurückfährt, dann fährt man nicht ins Ungewisse. Man hat ein schönes Zimmer und lebt ohne Sorgen. Er wird Fleur auf dem Bahnsteig schon fagen: "Rate einmal, von wem ich dir Grüße bestellen soll?" Dann wird sie gar nicht böse sein, sondern ihn ausfragen. Da hilft aber alles nichts: es dauert zu lange.

Kurz entschlossen drückt er auf den Klingelknopf neben der Tür und erklärt der Schwester, daß er nicht als Patient komme. So weiß Fred nach wenigen Minuten,

daß ein junger Mann auf ihn wartet, um ihm Grüße von Fleur zu bestellen. "Ich lasse einen Augenblick um Geduld bitten", sagt Fred erfreut. Eva ist nicht zu Hause, es wird ihr leid tun. Wie gut, einmal von Fleur etwas direkt zu hören! So kommt es, daß René Zeit hat, sich in dem Privatzimmer, in das man ihn geführt hat, in Ruhe umzusehen. Kein Zweifel: dieser Raum hat eine besondere Atmosphäre. Die Zusammenstellung der Farben beruhigt das Auge. Das satte Blau der großen Teppiche gibt mit dem Grau der Möbel einen eigenartigen hellen Lichtschimmer, der das Zimmer größer erscheinen läßt. An den Wänden die ausgesuchten Radierungen, über dem großen Konzertflügel die antike Glaskrone – und wieder dieses Blau der Vorhänge über den schweren geknüpften Gardinen, die vor dem offenen Fenster wehen. Neugierig geht René zum Fenster: man sieht in einen großen Wintergarten, dessen Fenster in diesem warmen Wetter hochgezogen sind, eine Art Terrasse, über und über bestellt mit bunten Sommerblumen.

Aber was ist das? Ein Scharren an der Tür, ein Schnüffeln. Es muß ein Tier sein, sicherlich ein Hund. Wieder scharrt es, ungeduldiger nun, aber man kümmert sich wohl besser nicht darum; es muß gleich jemand kommen. Irgendwo geht eine Tür, man hört eine Männerstimme.

Als Fred sich Augenblicke später dem Zimmer nähert – er hat seinen weißen Arztkittel an und putzt nur gerade noch die Brille -, da bietet sich ihm ein Bild, das ihn veranlaßt, noch etwas zu verharren. In dem hellen Sonnenschein des Musikzimmers steht ein großer, schlanker junger Mann, sehr jung noch, wenn man recht sehen kann, braun gebrannt unter dem hellblonden Haar. Eben ist Sir in das Zimmer gestürzt, und Fred wollte ihm gerade etwas zurufen. Wenn Fremde kommen, führt er sich immer so unmöglich auf, bellt und beißt. Was aber ist das? Sir ist auf den Jungen zugestürzt – es sieht bedrohlich aus, und weit streckt er seine Nase vor. Doch da – ein freudiges, lautes Winseln, ganz deutlich kann man es hören. Der Hund springt an dem Jungen hoch, man sieht seine weißen Pfoten auf dem Anzug. Er wird gestreichelt, bellt wieder ein freudiges, jauchzendes Bellen, rast wie närrisch durch das ganze Zimmer, springt an dem Besucher wieder hoch, bellt verspielt, und die Freude will kein Ende nehmen. Fred setzt sich die Brille auf, sieht, was er nicht glauben kann, nimmt die Brille wieder ab und sieht kopfschüttelnd auf die Begrüßungsszene da vor ihm. Was ist das? Fred hat seit seiner frühesten Jugend Hunde gehabt, und Sir ist nun fast zehn Jahre im Hause. Man muß ihn immer einsperren, wenn Fremde kommen. So freut er sich nur, wenn Eva oder Fleur nach Hause kommen.

Und dieser Junge da, er bringt Grüße von Fleur? Wenige Augenblicke nur hat das Ganze gedauert, und Fred hat seine Brille längst geputzt. Grüße von Fleur...

Wie in tiefem Nachdenken geht Fred jetzt durch die Tür, begrüßt den Besucher – kaum läßt der Hund in seiner Freude ihm Zeit dazu -, und nun sitzen sich die beiden in den hohen Stühlen gegenüber. Fred mit dem Rücken zum Licht, das voll in das Gesicht Renés fällt. Der Hund ist auf einen der Stühle gesprungen, sitzt da und sieht den Besucher an. Seine rote Zunge hängt weit aus dem Maul. Ab und zu stößt er den Arm des Jungen an und will weiter gestreichelt werden.

Die beiden Männer, der alte und der junge, rauchen nun. René hat seinen neuen hellen Sommeranzug an, und niemand weiß, daß es Fleurs Geschenk und sein einziger ist. Fred setzt die Brille auf und nimmt sie wieder ab.

Während René von Fleur erzählt – nichts Neues: daß sie gesund ist, viel Arbeit hat und gut wohnt -, denkt Fred immer wieder: ist denn das möglich? Fleur, seine Fleur und dieser Junge da? Nachdenklich gleitet sein Blick von seinem Besucher zu dem aufgeregten Hund und zurück zu seinem Besucher. In Menschen kann man sich immer täuschen, denkt der alte, erfahrene Arzt, in seinem eigenen Hund kaum.

Dieser Junge da? Ein hübscher, sogar auffallend hübscher Junge, wenn man will. Er ist gepflegt und spricht besonders kultiviert. Aber jung, viel zu jung für Fleur. Man möchte gerne etwas über ihn wissen, viel mehr als über Fleur. Wie aber fragen, ohne daß es auffällt? Immer wieder setzt Fred an, doch es ist nicht viel herauszubringen. Er hat irgendeine Tätigkeit beim Film – welche, das erfährt man nicht, und woher er eigentlich Fleur kennt, ist auch nicht recht klar.

René ist sehr auf der Hut, er streichelt leise mit der linken Hand den Hund und hat einen Augenblick lang den Gedanken, mit seinem Besuch eine Dummheit gemacht zu haben. Warum fragt man, statt nach Fleur, nach ihm selbst? Und als Fred nach langem Kampf weiß, daß er **Nichtarier** ist, da findet René, daß er nun genug von sich selbst gesprochen hat und daß er schleunigst zum Mittagessen gehen muß. Zu dumm, daß nun auch Fleurs Mutter nach Hause kommt; es wird nur noch später. Es ist ja nicht so wichtig, daß man nun weiß, daß Fleur die Augen von ihrem Vater und die Haare von der Mutter hat.

Auch Eva hat die ganze Zeit über kein Auge von dem Hund gelassen.

Als der Junge fort ist, dreht sich Fred nach ihr um, sieht über seine Brille und sagt unbestimmt: "Wie?" Mehr wird über diesen Besuch nicht gesagt.

Aber als sie am Abend in ihrer Lesecke sitzen, da sehen sie beide immer wieder nachdenklich zu Sir hinüber, der auf seinem Sofakissen seinen tiefen

unschuldigen Hundeschlaf schläft.



Daß sie mit dem Fall Eric Sander nicht weiterkommt, ist Fleur selbst nicht recht verständlich. Set jenem Besuch seines Vaters liegt das Aktenstück Tag um Tag auf ihrem Schreibtisch. Wenn sie es sieht, dann bereut sie es manchmal, sich auf diesen Fall eingelassen zu haben. Sie hat seitdem nur Schwierigkeiten. Es war schon schwer genug, dem Präsidium klarzumachen, daß der erfolgreiche Ausgang dieses Falles die Befreiung vieler bedeuten kann. Eingaben um Eingaben hat sie an die **Behörde** gemacht, ohne eine Antwort zu erhalten. Bis dann der große Tag kam, an dem sie die Mitteilung erhielt, daß bei fertiger Auswanderung die Entlassung des Jungen erfolgen würde.

Wie oft hat ihr dann der Vater des Jungen wieder gegenüber gesessen und mit ihr besprochen, wohin der Junge reisen kann. Alle Auswanderungsziele, für die man ein Visum braucht, erfordern eine viel zu lange Bearbeitungszeit, und man kann es nicht wagen, auch nur einen Tag zu verlieren. So ist denn als einziges Auswanderungsziel Shanghai verblieben. Was der Junge dort machen soll, ist unvorstellbar, aber es ist alles besser als seine jetzige Lage. Dann begannen die Schwierigkeiten mit dem Schiffsplatz. Nachdem Fleur nun auch erreicht hat, daß eine ausländische Organisation ihm nach seiner Ankunft für zwei Monate den erforderlichen Lebensunterhalt auszahlen wird, scheint der Fall geordnet.

Seit zwei Wochen weiß die **Behörde**, daß das Schiff in den nächsten Tagen geht, und jeden Tag warten die Eltern auf die Entlassung des Jungen, doch bisher vergeblich. Immer wieder hat Fleur ihre ängstlichen Anrufe beschwichtigen müssen, und wenn sie auch dem Vater stets gesagt hat, daß dies alles nichts Ungewöhnliches ist, so ist sie ihrer Sache doch nicht mehr so sicher.

Als sie heute etwas verspätet im Büro erscheint und, den Hut noch auf dem Kopf, neugierig zu ihrem Schreibtisch geht, um zu sehen, ob es Neues gibt, da liegt

wieder dieses Aktenstück obenauf mit einer Mitteilung der **Behörde**, daß ein Termin zur Vernehmung des Jungen angesetzt ist, zu dem sie vorgeladen wird. Fleur schüttelt den Kopf: hoffentlich ist das keine Komplikation!

Am frühen Nachmittag nimmt sie das Aktenstück unter den Arm und geht in das Zimmer des Präsidiums. Es ist doch besser, die Leitung auf dem laufenden zu erhalten. Sie braucht auch die Genehmigung zur Sachbearbeitung in ähnlich gelagerten Fällen. Eine Viertelstunde später werden alle Mitarbeiter zu einer Besprechung zusammengerufen. Überall wird die Arbeit unterbrochen, die Sachbearbeiter, mehr als fünfzig, strömen in den engen Korridoren zusammen, gehen mitten durch das dort wachsende Publikum, das die Köpfe zusammensteckt. Liegt etwas Besonderes vor?

Es ist noch etwas zu früh, als Fleur vor dem großen Verwaltungsgebäude vorfährt. Nachdenklich geht sie auf die andere Seite, bleibt vor einem Schaufenster stehen und sieht in die Auslage, ohne zu wissen, was sie sieht. Es ist merkwürdig, zu wissen, daß sich am heutigen Nachmittag möglicherweise das Schicksal vieler Menschen entscheidet. Sie ist an Verhandlungen gewöhnt, aber manchmal kann man vor soviel Verantwortung fast verzagen.

Nun ist es Zeit: Fleur macht kehrt und bleibt einen Augenblick vor dem Riesenbau stehen. Alle Fenster sind verhängt, unzugänglich – wie der ganze Apparat, der hier arbeitet. Sie faßt ihre Aktentasche fester, geht an dem riesengroßen Posten vorbei und verschwindet im Eingang. Nach einem langen Weg durch viele Büros, durch endlose Korridore, durch große Eisengitter, die hinter ihr rasselnd zugezogen werden, nach einem endlosen Weg, der über breite Eisentreppen hinunter immer tiefer und tiefer in die Erde führt, sitzt Fleur in einem niedrigen, kalten Zimmer.

Dürftig ist die Einrichtung: ein breiter, mit Akten bedeckter Tisch, eine helle, grell in die Augen scheinende Lampe, die ganz hoch oben an der Decke angebracht ist: feucht ist die Luft; ein unangenehm bedrückender Kellergeruch.

Fleur sitzt an der Schmalseite des Tisches, die verschlossene Aktentasche vor sich, und sieht verstohlen auf die beiden Männer an der breiten Tischseite, die sie bei ihrem Eintritt weder begrüßt noch angesehen haben. Der eine blättert in einem Aktenstück von wenigen Seiten; der andere Mann sitzt zurückgelehnt in seinem Stuhl, die Beine in den hohen Schaftstiefeln weit von sich gestreckt, und starrt an die gegenüberliegende weißkahlte Wand. Er raucht eine kurze Pfeife, die er ununterbrochen im Mund hat; die rote Hand stützt den Pfeifenstamm.

Nichts unterbricht die unheimliche Stille als das Umschlagen der Aktenseiten

und das gelegentliche Ziehen an der Pfeife. Unangenehm kriecht die Kühle des Raumes an Fleur hoch, und der Rauch des Tabaks legt sich beengend auf ihre Kehle. Kein Laut dringt von außen in diesen Raum, dessen Fenster mit hölzernen Laden verschlossen sind. Welche Atmosphäre, welche Gesichter!

Vorsichtig läßt Fleur wieder den Blick auf die beiden Männer gleiten. Das kurz geschnittene, dichte, weißblonde Haar des Mannes mit der Pfeife steht in merkwürdigem Gegensatz zu seinem roten Gesicht, dessen Augenlidern die Wimpern fehlen. Über dem schwarzen Mundstück der Pfeife der kurze, borstige **Hitler**-Schnurrbart. Der Mund ist böse und verkniffen. Keine Regung zeigt sich in diesem Gesicht, in dem sich nicht einmal die Augen zu bewegen scheinen. Der andere Mann beugt seinen Kopf über das Aktenstück; beim Umblättern befeuchtet er die Finger der rechten Hand. Die dunklen, scheidellosen Haare sind ganz kurz geschoren. Hart umrahmen die Winkel der Haarecken den runden Kopf. Die buschigen Augenbrauen machen den Gesichtsausdruck streng und verschlossen.

Warum, denkt Fleur, muß ich gerade hier sitzen? So viele Männer sind im Hause, und gerade ich muß die schwersten Dinge austragen. Aber es ist schon so, daß sie als Frau weniger gefährdet ist.

Fleur hat plötzlich Sehnsucht nach Eva, nach Henry, nach ihrer kleinen, netten, freundlichen Wohnung. Es ist jetzt fast halb sieben, die Balkontüren stehen weit offen, der warme Abendwind bläst, die leichten Gardinen wehen. Statt dort zu sein, sitzt sie hier in der Höhle des Löwen.¹⁵

Fleur hat Angst, zum ersten Male in ihrem Leben einfache, unkomplizierte, feige Angst. Erreichen wollte sie hier etwas, erreichen für alle die vielen, die solchen Leuten und ähnlichen ausgeliefert sind? Sie kann froh sein, wenn sie hier überhaupt durchhält, und die Vesuchung, sich einfach fallen zu lassen, vom Stuhl fallen zu lassen, ist groß.

Sie nimmt aus der Handtasche ihr Taschentuch, führt es zum Gesicht, und der leichte Parfümgeruch bringt sie ein wenig zur Besinnung. Sie zwingt sich, an etwas anderes zu denken und überlegt sich krampfhaft, auf welchem Wege sie heute ins Büro gefahren ist, aber es läßt sich im Augenblick nicht feststellen.

Erschreckt fährt sie zusammen: mit einem Ruck ist der Mann mit dem Aktenstück aufgestanden, hat sich seinen Uniformrock zurechtgezogen, steht nun an der Tür und drückt einen Klingelknopf. Halb zum Zimmer gedreht, sieht

¹⁵ Es handelt sich vermutlich um die zentrale der **Gestapo** in der damaligen prinz albrecht-straße; vgl. <http://www.topographie.de/start.html> .

er den anderen Mann an, der jetzt seine Beine an sich zieht, gleichfalls seinen Uniformrock zurechtzieht und an seinem Kragen herumfingert, der ihm zu eng zu sein scheint. Kein Wort ist zwischen ihnen gefallen. Der Mann mit den Akten setzt sich auf seinen Platz, und wieder ist diese unheimliche Stille im Raum.

Fleur hat das Gefühl leichter Taubheit in den Ohren. Sie sieht zu der Tür neben dem Klingelknopf: eine grau gestrichene, schwere Eisentür. Da – irgendwo, wie in weiter Ferne, ein dumpfes Geräusch, Einzelheiten kann man nicht erkennen. Ein Rascheln jetzt dicht an der Tür, ein Schlüsselbund klappert, ein Schließen im Schloß - die Tür öffnet sich.

Zwei Männer in Uniform, große, kräftige, junge Burschen, bleiben an der Tür stehen, die Uniformmützen auf dem Kopf, heben gleichzeitig die Hand zum **Gruß**, und die beiden Männer am Tisch antworten mit der gleichen abgezirkelten Bewegung. Die beiden stellen sich an die dem Tisch gegenüberliegende Wand, und hinter ihnen erscheint, mit unsicherem Gang und tastenden Bewegungen, in die Helle blinzelnd, ein Junge, fast ein Kind noch. Er weiß nicht recht, wohin er sich in diesem hellen Raum wenden soll, er kneift die Augen geblendet zusammen und sieht sich um. Ein dritter Uniformierter, der hinter ihm hereingekommen ist, gibt ihm einen leichten Stoß in den Rücken, zeigt auf den Tisch, an dem die beiden Männer und Fleur sitzen, und sagt barsch: "Da." Der Junge scheint sich jetzt etwas an die Helligkeit gewöhnt zu haben. Er sieht von einem zum andern, einen Augenblick bleibt sein Blick länger auf Fleur haften, die von unten zu ihm hinaufsieht. Dann sieht er zur Erde.

Fleur versucht mit aller Gewalt, sich das Bild jenes Jungen ins Gedächtnis zu rufen, das in ihrem Aktenstück lag, doch es will ihr nicht gelingen. Sie hat es absichtlich im Büro zurückgelassen; sie muß damit rechnen, daß beim Verlassen des Gebäudes ihre Aktentasche durchsucht wird, und es wäre nicht klug, Bilder bei sich zu haben.

Sicher aber ist: sie hätte den Jungen nie wiedererkannt. In unnatürlicher strammer Haltung steht er jetzt da. Das kleine Gesicht ist ganz blaß und von einem schmutzigen Grau. Die Backen sind eingefallen. Verhärtet, denkt Fleur, ausgeweint...

Die Haare sind bis zur Wurzel kurzgeschnitten, so kurz, daß man nicht einmal die Farbe erkennen kann. In dieser kalt-feuchten Luft hat er nichts anderes an als ein graues, grobes Hemd, das weit offensteht, und eine schmutzige Drillichhose, die über dem Knie gestopft ist. Die Hose ist zu kurz, und man sieht die nackten Füße in den schweren Pantoffeln. Noch immer hat er die starre Haltung, er schwankt leicht. Hell fällt das grelle Licht auf diese Jammergestalt.

"Du bist der **Schutzhäftling** Eric Sander?" fragt der Mann mit den Akten. Der Junge ist zusammengezuckt.

"**Schutzhäftling** Eric Sander," antwortet er mit schreiender Stimme, "zwanzig Jahre, **Halbjude**."

Er steht nun in völlig bewegungsloser Haltung, die herabhängenden Hände fest an die Seiten gepreßt; man sieht die roten Außenflächen. Warum schreit er denn so? denkt Fleur. Taube pflegen so zu schreien.

"Du bist in **Schutzhaft**, weil du dich gegen die geltenden deutschen Bestimmungen vergangen hast", fährt die schneidende Stimme des Mannes mit den Akten fort.

Fleurs Augen hängen gespannt an seinem Mund. Jetzt wird man endlich erfahren, warum der Junge verhaftet wurde. Der Junge schweigt.

"Antworten!" brüllt der Mann, und als der Junge einen Augenblick zur Erde sieht: "Hersehen!"

Der Junge scheint mit dem Blick auf die Erde so etwas wie einen Formfehler gemacht zu haben. Einer der hinter ihm stehenden Männer wollte gerade auf ihn zugehen, tritt aber wieder zurück, als der Junge nun sein Gegenüber mit weit geöffneten Augen anstarrt.

Die beiden sehen jetzt einander in die Augen. Der Mann mit den Akten hat sich weit über den Tisch gebeugt und sieht mit funkelnden Augen, die unter seinen buschigen Augenbrauen fast verschwinden, den Jungen an. Fleur zittert wie im Schüttelfrost, ihre Füße sind bis zu den Knien wie abgestorben. Es wird die schreckliche Kälte sein, die hier herrscht.

"Antworten!" schreit der Mann und schlägt mit der Faust auf den Tisch. Es sieht so aus, als ob er jeden Augenblick die Beherrschung verlieren und auf den Jungen losgehen wird.

"Ich durfte die Fahne nicht grüßen", sagt der Junge, "denn ich bin **Nichtarier**."

Unwillkürlich lehnt sich Fleur in ihrem Stuhl zurück, und einen Augenblick lang sehen die Männer sie an.

Das ist es also: der Junge hat offenbar, als auf der Straße ein **Parteitrupp** mit seiner **Hakenkreuzfahne** vorbeimarschierte, die Hand nicht zum **Gruß** erhoben. Kein Zweifel: hätte er es getan, dann hätte er gleichfalls gegen die bestehenden Anordnungen verstoßen, nach denen ein **Nichtarier** nicht den neuen **Gruß** ausüben darf.

"Das möchte dir so passen," sagt der Mann, höhnisch sein Gesicht verziehend, "so ein **Jude** möchte auch noch Vorteile daraus ziehen. So entwischt du uns

nicht. Und unverschämt bist du auch noch. Etwas Erziehung würde dir gut tun." Sein Blick fällt auf die drei Leute an der Wand.

"Verschickung in ein **Erziehungslager** und dann heraus aus Deutschland mit solchem Gesindel."

Unerwartet wendet er sich zu Fleur und fragt in dem gleichen Tonfall: "Ist die Auswanderung gesichert?"

Blitzschnell denkt Fleur nach. Wenn dieser Junge erst in ein **Konzentrationslager** gebracht wird, dann ist es aus mit ihm.

"Das Schiff nach Shanghai geht in fünf Tagen", sagt sie und sieht dabei den Jungen an. "Ich habe mit den Eltern alles besprochen."

Schweigen.

Es ist, als ob Fleurs Stimme wie ein weiterer Anruf zu dem Jungen gekommen ist. Langsam wendet er den Kopf: "Nach Shanghai?" wiederholt er leise, wie zu sich selbst, "in fünf Tagen?"

Fleur macht gerade eine halbe Bewegung, als der Mann mit den Akten aufgesprungen ist; sein Stuhl fliegt zur Wand. Mit einem Satz ist er bei dem Jungen, der kerzengerade dasteht.

"Maul halten!" schreit er ihm ins Gesicht.

Kaum ein Zwischenraum ist zwischen den beiden Gesichtern, dem tiefroten und dem schmutzig-blassen. Der Mann hebt die Hand. Wegsehen, denkt Fleur... Er zeigt zur Tür: "Hinaus", schreit er, "schwere Hausstrafe, werde dir zeigen, hier ungefragt zu reden!"

Die Tür fliegt auf, zwei der Männer packen den Jungen, der dritte hebt die Hand zum **Gruß**, die Tür schlägt zu, auf der anderen Seite rasseln die Schlüssel.

Fleur steht auf, packt ihre Akten ein; laut knackt das Schloß der Aktentasche in der Stille. Ohne ein Wort zu sagen, geht sie zur Tür.

"Wann geht das Schiff?" fragt der Mann und räuspert sich.

Langsam wendet Fleur den Kopf: "In fünf Tagen."

"Wir müssen die Sache besprechen", sagt der Mann und setzt sich.

Fleur geht zum Tisch zurück, packt ihre Akten wieder aus, zeigt die Schiffskarten, den Paß, die Ausreisegenehmigung. Sie muß dem Mann alles genau erklären, er scheint mit diesen Dingen nicht Bescheid zu wissen. Und Fleur hat wieder Hoffnung. Vielleicht hat sie doch noch Erfolg. Sie redet sich in Eifer, springt von diesem Fall zu der grundsätzlichen Frage, macht Vorschläge. Der Mann macht sich Notizen, stellt Fragen, schreibt wieder. Es ist nun gar nicht mehr so still in dem Raum. Fleur spricht leise, aber lebhaft, und man merkt nicht mehr, wie wenig die Geräusche von außen hereindringen. Einmal wendet Fleur

den Kopf, ihr war so, als ob jemand an die Tür geklopft hätte, es war aber wohl ein Irrtum.

Und sie spricht weiter. Es ist zwar keine Verhandlung, der Mann sieht sie nicht an, aber er hört doch wenigstens zu, während der andere an seiner Pfeife zieht und an die Wand starrt, als ob er kein Wort verstünde.

Als alles gesagt ist, steht sie mit dem Auftrag auf, über ihre Vorschläge eine schriftliche Eingabe zu machen. Und als sie dann geht, da fragt sie, schon an der Tür: "Wird der Junge da noch zur Zeit kommen können?"

Der Mann nickt mit dem Kopf: "Er wird zur Zeit kommen", sagt er.

Er geht zur Tür, drückt den Klingelknopf – auch die andere Tür war verschlossen – und Fleur verläßt den Raum.

Eine halbe Stunde später geht Fleur langsam, Stufe auf Stufe nehmend, die Treppen zu ihrem Büro hinauf. Sie sieht starr vor sich hin und stützt sich am Geländer, bleibt ab und zu stehen, ruht sich aus und geht dann weiter. Es ist nun schon ruhig im Haus. Die wartenden Leute stehen nicht mehr auf den Fluren herum. Man hört irgendwo laute Stimmen, Türen schlagen, Angestellte gehen grüßend an ihr vorbei – doch Fleur, die immer freundliche Fleur, erwidert den Gruß nicht. Die Botenjungen, die Stenotypistinnen, die Sekretäre bleiben stehen und sehen kopfschüttelnd hinter ihr her. Sie hat niemanden gesehen; es ist, als ob ein Geist durchs Haus geht. Mechanisch geht sie in ihr Arbeitszimmer, ihre Sekretärinnen stehen da, haben die Köpfe zusammengesteckt und lachen gerade. Fleur kommt ins Zimmer, geht auf den Schreibtisch zu – das Lachen verstummt. Sie zieht mechanisch ihren Hut vom Kopf, sieht sich wie irre um und verläßt den Raum wieder. Stufe um Stufe geht sie, sich sorgsam am Geländer festhaltend, hinunter in da Stockwerk, in dem der große Sitzungssaal liegt. Die rote Lampe brennt; es ist eine Besprechung der Referenten.

Der Sachbearbeiter für Auswanderung nach England ist mitten in seinem Vortrag, als die Tür mit großem Gepolter auffliegt und Fleur mitten im Zimmer steht.

Der Vortragende hat aufgehört zu sprechen, der Vorsitzende wird dadurch aus seinen Zeichnungen aufgestört, sieht mit kurzsichtigen Augen zu Fleur hinüber und sagt: "Um Gotteswillen!"

Ein junger Mann macht Fleur Platz, alle springen auf und sehen zu ihr hinüber. Fleurs Augen sind unnatürlich geweitet, ihr Gesicht ist leichenblaß, ihre Lippen sind blutleer. Als sie an dem Glas Wasser genippt hat, das nun vor ihr steht, sagt der Vorsitzende wie begütigend: "Was ist denn geschehen?"

Totenstille in diesem Raum; alle die vielen Menschen machen keine Bewegung. Fleur will sprechen. sie setzt an, einmal, zweimal – und dann sagt sie nur dies: "Wandern Sie aus, meine Herren, schleunigst, gleich", und dann nichts mehr. Stille.

Auf einen Blick des Vorsitzenden verlassen die anderen leise, wortlos den Raum, und dieser Vortrag, den sie doch hören wollten, wird nie zu Ende kommen. Die Tür schließt sich.

An dem großen Tisch, mitten unter den zurückgebliebenen Papieren, den vollen Aschenbechern, den verschobenen Stühlen sitzen nur noch Fleur und der alte Mann, der ihre Hand hält.

Fleur sagt auch nichts, als er in sie dringt und wissen will, was ihr geschehen ist. Sie bleibt stumm. Und nie wird jemand erfahren, was sie in jenem feuchten, dunklen Kellergang gesehen hat.

Am nächsten Morgen werden in der Kanzlei die Akten Eric Sander fortgelegt. Das letzte Blatt enthält den Vermerk: "**Häftling verstorben.**"



Fleur hat niemals zu den Menschen gehört, die etwas aufschieben. Als sie am Wochenende, das diesen aufregenden Tagen folgt, mit René auf dem sonnigen Balkon sitzt, da weiß sie, daß es nun in wenigen Augenblicken mit dieser Ruhe vorbei sein wird.

René träumt im Liegestuhl in der Sonne und läßt sich, den ganzen Körper eingeölt, braun brennen. Man kann unter seiner grünen Brille die Augen nicht sehen. Ab und zu greift er auf den neben ihm stehenden kleinen Tisch und nimmt durch den Strohalm einen Schluck von dem kalten Getränk. Fleur sitzt etwas seitwärts im Schatten, liest still für sich in ihrem Buch, das sie jetzt fortlegt. Sie blinzelt in die Sonne. Ein strahlendes Sommerwetter über dem wolkenlosen blauen Himmel.

Welch ein buntes Bild hier auf dem Balkon: der Liegestuhl von René, er selbst ganz braun in seiner Sonnenhose, seine grüne Brille, die bunten Balkonblumen in allen Farben vom tiefsten Rot bis zum hellen Weiß, darüber der rote Sonnenschirm. Ein angenehmes, sommerliches Bild.

"Weißt du", sagt Fleur in die Stille hinein, "weißt du, René, ich hätte dich gern etwas gefragt."

René rekegelt sich in seinem Stuhl, legt sich etwas zurecht und antwortet faul: "Ach ja, Fleur, erzähle mir etwas Nettes."

Fleur greift nach ihren Zigaretten und steckt sich trotz der großen Hitze eine an: es spricht sich besser so.

"Sag mal, Boylein, hast du eigentlich schon einmal an die Möglichkeit einer Auswanderung gedacht?"

Nachdenklich sieht Fleur ihren Rauchwolken nach: kerzengerade steigt der Rauch in die Höhe, kein Lüftchen regt sich.

"Gedacht schon, Fleur." Und nach einer ganzen Weile: "Aber wie kommst du darauf?"

Fleur antwortet nicht und überlegt, wieviel die Bohnen noch zu klettern haben, bis sie das Ende des Drahtes erreichen, der sie nach oben führt.

"Na und, René?" fragt sie dann: "Das Resultat deines Nachdenkens?"

René nimmt seine Brille ab, richtet sich auf und sieht Fleur an: "Du bist aber komisch, Fleur! Auswandern? Natürlich möchte ich das, irgendwohin, heraus aus

alles. Aber sag mir einmal, wohin und womit, vielleicht mit dem einen Anzug, den ich habe – und wenn man ankommt, wer bezahlt das nächste Mittag? Nein, ich möchte schon, aber es geht nicht, leider."

Die Bohnen werden vielleicht noch zwei Wochen brauchen, dann werden sie ganz oben sein.

"Nehmen wir einmal an", sagt Fleur und läßt den Zigarettenrauch steigen, "nehmen wir einmal an, du würdest eine Ausstattung bekommen und auch die Frage des Unterkommens würde für die erste Zeit geregelt sein, würdest du dann auswandern wollen? Ich meine, würdest du den Mut haben, es zu tun, wohin würdest du gerne gehen und was würdest du dort anfangen?"

"Paris," sagt René, ohne nachzudenken, "ich würde gern nach Paris gehen." Er legt sich in seinem Stuhl zurück, nimmt das Glas, trinkt einen Schluck und spielt mit dem Strohhalm herum. "Ich kann zwar nur wenig Französisch, nur das Nötigste von der Schule her, aber ich denke, man könnte dort etwas anfangen."

"Anfangen? Was denn, René?"

René sieht den Wellen zu, die der Strohhalm schlägt: "Ich habe dort eine Bekannte, eine französische Filmschauspielerin, die soll ganz gute Rollen haben, sie würde mir vielleicht helfen, in den Film hineinzukommen. Gewiß, einfach wird es nicht sein, man müßte einmal mit ihr in Verbindung treten und sie fragen, wie die Aussichten dort für mich sind."

Fleur hat an diese Komplikation nicht gedacht – sie darf aber an dem Entschluß der beiden durchwachten Nächte nichts ändern.

"Boylein," sagt sie leise, "du weißt vielleicht, oder vielleicht auch nicht, wie schwer mir das fällt, aber – du mußt fort von hier."

René stützt sich mit beiden Händen auf die Stuhllehne. Unter der braunen Haut des Oberarms spielen die Muskeln. Er hat sich mit einem Ruck aufgesetzt und sieht Fleur nun prüfend an: "Muß fort von hier, Fleur – warum so plötzlich?" Und als sie nicht gleich antwortet, eindringlich: "Sag doch, ist denn etwas Neues geschehen, was mich besonders angeht?"

Die blauen Augen leuchten in dem verbrannten Gesicht, aufgeregt fährt die Zunge über die von der Hitze trockenen Lippen.

"Nein, René, es ist nichts, was dich besonders angeht. Nur" – sie macht eine vage Handbewegung – "ich finde, du solltest dich beizeiten aus dem Staube machen; man kann doch nie wissen, was hier passiert." Und als er zweifelnd den Kopf schüttelt: "Darf denn ein junger Mensch in einem Staat bleiben, in dem er in ein **Konzentrationslager** kommen kann, wenn er, sagen wir, nicht die Hand vor einer Fahne hebt oder bei Stoplicht versehentlich über die Straße geht?"

Wieder schüttelt René den Kopf. Er steht auf und geht aufgeregt zu dem auf dem Stuhl stehenden Zigarrettenkasten. Wenn er so im Schatten steht, sieht man erst, wie dunkel die Bräune des Körpers ist, die von der kleinen weißen Sonnenhose noch unterstrichen wird. Nun hält er beide Hände über dem angerissenen Streichholz zusammen, und sein Rücken rundet sich für einen Augenblick. Gegen das Sonnenlicht flimmern die hellen Härchen auf seinem Unterarm.

"Bespricht man das nicht besser im Zimmer, Fleur?"

Er steigt über ihren Stuhl und geht hinein.

Fleur bleibt einen Augenblick liegen und blinzelt in das helle Mittagslicht. Die Blumen in den Kästen haben es gut – so ohne Probleme in der schönen, warmen Mittagssonne. Seufzend steht sie auf, nimmt ihre Handtasche und folgt ihm in das Zimmer. René geht auf und ab in seinem langen weißen Bademantel, der in seiner Farbe schon etwas gelitten hat.

Durchhalten, denkt Fleur, so schwer es auch fällt. Das Boylein – es ist etwas plötzlich für ihn gekommen. Es wird ihm unverständlich erscheinen, dieser unerwartete Vorschlag. Aber so wenig er wissen darf, wie ich auf diesen Gedanken gekommen bin, so wenig soll er wissen, wie schwer es mir fällt. Denn, nicht wahr, ich liebe doch diesen Jungen auf jene beunruhigende, heftige Art.

Beim Hin- und Hergehen hat sein Mantel sich über der Brust geöffnet. Sein helles, langes Haar leuchtet. Ihr Blick geht mit ihm mit: ein ernster, nachdenklicher René, der da mit seiner Zigarette auf und ab geht.

Auswandern? Warum macht ihm Fleur solche Vorschläge, will sie sich von ihm trennen?

"Siehst du, René," sagt sie gerade, "ich habe so schreckliche Angst, daß dir etwas passiert. Ich habe gerade jetzt von dem Fall eines Jungen in deinem Alter gehört; er ist im **Konzentrationslager**, warum, das ahnt niemand. Und du weißt doch, wie sehr gerade **Nichtarier** gefährdet sind."

Mißtrauisch sieht René einen Augenblick zu ihr hin.

"Leicht fällt mir das wirklich nicht," fügt sie hinzu, "dir solche Vorschläge zu machen, denn, nicht wahr, du weißt doch selbst sehr genau, wie ich zu dir stehe."

René hält mit seiner Wanderung inne und sieht auf sie hinunter. Sie steht von ihrem Sessel auf und schlingt ihre Arme um seinen Hals.

"Ach, René," sagt sie in seinen Mantel hinein, "ich habe sehr lange mit mir gekämpft, ich bin aber zu dem Ergebnis gekommen: ich darf nicht egoistisch sein und muß mit dir darüber sprechen. Du solltest es ernsthaft überlegen. Und

vielleicht, vielleicht komme ich einmal nach."

"Ja", antwortet René, löst sich von ihr und nimmt seinen Rundgang wieder auf. "Es ist doch wahr, Fleuri, es wäre eine große Sache, wenn man aus allem herauskönnte, aus dieser Gefahr, aus dieser Bedrängnis, dieser bedrückenden Atmosphäre." Ein heftiger Zug aus der Zigarette. "Gott, Fleuri", er legt ihr die Hände auf die Schultern und lacht sie an: "Paris, eine Reise nach Paris, es wäre herrlich, und weißt du, wenn es dort gut geht, dann bleibe ich einfach da."

"Einfach da," sagt Fleur in diese Augen hinein, "es wird nicht alles so einfach sein, Boylein."

Während René sich dann im Nebenzimmer laut pfeifend anzieht, sitzt sie in ihrem Lehnstuhl. Nun war ich so glücklich, denkt sie, - mußte denn das sein? Warum entziehe ich mir meine eigene Basis? Es kann doch nicht sein, daß ich hier allein bleibe. Wie wird das sein, hier zu sitzen und auf Briefe zu warten? Und wer ist dieses Mädchen, das er nun fragen wird, ob sie ihm die Einladung schicken kann, die er für das Visum braucht?

Wer soll das alles übersehen? Sicher ist aber, daß ich nicht egoistisch sein darf, und niemals soll René in solche Gefahren kommen wie jener Junge.

Und während sie René einen Brief an die unbekannte Louise diktiert, steht sie am Fenster und sieht auf die lustigen bunten Farben auf dem sonnendurchglühten Balkon. Mein Sommer, denkt sie, mein Sommer...



Wenn René in den nächsten Wochen von seiner Reise spricht, dann ist es nicht so, als ob es ein Gedanke Fleurs, sondern sein eigener wäre. Er spricht nicht von "auswandern", sondern sagt: "ich werde emigrieren", und der Himmel mag wissen, ob er sich wirklich überlegt, wie ernst dieser Entschluß ist. Fleur will nicht die kurze Zeit, die sie nun noch hat, komplizieren. Einstweilen spricht sie wenig mit ihm darüber. Wenn sie mit ihm abends ins Freie fährt, dann

bemüht sie sich, so zu tun, als ob alles unverändert und das Ende dieser Tage nicht abzusehen wäre. Aber es läßt sich doch nicht vermeiden, daß die Abfahrt Renés, für die ein Zeitpunkt noch nicht feststeht, ihre Schatten vorauswirft.

Als Fleur heute abend mit ihm hinausfährt, muß sie, einen Blick auf den neben ihr sitzenden René werfend, daran denken, daß sie nun seit Tagen schon den Antwortbrief jener Louise aus Paris in der Tasche trägt, in dem sie ihn bittet, in der ersten Zeit ihr Gast zu sein; sie werde ihm auch helfen, das sicher erhältliche Besuchsvisum auf längere Dauer umzustellen. In wenigen Wochen wird er nicht mehr neben ihr im Wagen sitzen. Fleur nimmt den Blick wieder von der Landstraße, sieht René an. Er wendet sich ihr zu, lächelt, und wieder muß sie auf den Weg achten.

"Schön, ja, Fleuri?"

In den Feldern stehen nun die Kornblumen, und wenn man durch sie hindurchgehen würde, dann wäre man von den Ähren eingeschlossen, so hoch sind sie schon.

Als sie wenig später in dem kleinen Gartenlokal sitzen – irgendwo spielt im Dunkeln eine Handharmonika, weiß leuchten im Halbdunkel die Tischtücher auf den Gartentischen –, da denkt Fleur wieder an diese Reise, von der sie in den letzten Tagen nicht mehr loskommt. Ein netter Besuch kommt da zu dem Mädchen Louise; ob sie das zu schätzen weiß?

"Sage einmal, Fleuri," beginnt René, "entschuldige, wenn ich dir damit komme, aber einmal muß es ja sein. Ich habe doch nun die Einladung bekommen, und wer weiß, wie lange sie vorhält. Was meinst du, was soll ich weiter tun, um alles vorzubereiten?"

Ja, ich weiß, denkt Fleur, ich weiß sehr wohl, was du meinst.

"Vorzubereiten?" erwidert Fleur, und gleich tut es ihr leid: warum mache ich es dem Jungen denn schwer, aber schließlich – wer macht mir etwas leicht?

Das Mädchen an dem Tisch dort drüben lacht laut; es ist fast dunkel unter den Bäumen. Der Kellner kommt mit zwei brennenden Windlichtern die Treppe herunter; er geht vorsichtig, aus Angst, sie könnten verlöschen.

"Ja, ich weiß nicht," sagt René unsicher und sieht Fleur an, "es werden doch einige Formalitäten zu erledigen sein. Ich weiß so gar nicht mit diesen Dingen Bescheid, und ein paar Kleinigkeiten werde ich mir kaufen müssen. Ich brauche etwas Seife, Rasiercreme, ein paar Taschentücher eigentlich auch. Und ob mein alter Koffer die Reise noch aushält? Wenigstens die Schlösser werden repariert werden müssen."

Merkwürdig, denkt Fleur, kann man denn nie ein kleines, ein ganz kleines

ruhiges Glück haben? In wenigen Wochen, vielleicht Tagen, werde ich allein mein Abendbrot essen und es nicht verstehen, daß ich so wenig nett zu ihm war. Aber diese innere Hemmung, die sie plötzlich hat, diese Kälte, sie ist nicht von einem Augenblick zum andern zu überwinden.

"Seife, Koffer und Taschentücher fehlen dir, René? Man wird diese Sachen kaufen müssen."

René sieht auf Fleur, die nachlässig in ihrem Stuhl lehnt; ihre Hand spielt mit dem Schal, den sie während der Fahrt um den Hals zu tragen pflegt.

"Nicht traurig sein, Fleuri", sagt er, nimmt ihre Hand und streichelt sie. "Sieh einmal, Fleur, ich hoffe, daß mir drüben etwas gelingen wird. Ich bin doch jung, ich kann etwas, Weißt du, ich habe so darüber nachgedacht: wie wäre es, wenn wir dort etwas zusammen unternehmen würden? Du kannst doch Geld transferieren, und wir machen dann ein photographisches Atelier auf oder so etwas. Ich mache das Technische und du das Kaufmännische." Und nach einer Weile, ganz leise: "Ich möchte doch mit dir zusammenbleiben, Fleur."

Fleurs Blick ruht auf seinem Mund. Es ist nun plötzlich kalt geworden, und wenn René spricht, dann sieht man trotz des Zwielfichtes seinen Atem. Fleur kommt nicht gegen dieses kalte Oppositionsgefühl an.

"Gott," murmelt sie, "wer weiß, wie noch alles wird." Sie macht eine Pause. "Seife, Koffer, Taschentücher – René, du kannst morgen auf die Deutsche Bank gehen, dort liegen für dich tausend Mark, es wird für die notwendigen Anschaffungen wohl reichen."

"Aber Fleur," aufgeregt streift René die Asche von seiner Zigarette, "das ist doch unmöglich, das kann ich doch nicht annehmen: soviel Geld."

Fleur wendet den Kopf langsam zu ihm; er sieht sie von unten her an. "Keine Angst, mein Junge," sagt sie kühl, "das Geld stammt nicht von mir. Ich habe mich in den letzten Tagen für dich verwandt, und man hat mir nach einigem Hin und Her das Geld für dich zur Verfügung gestellt. Leider habe ich selbst keine Millionen." Fleur nimmt den Schal und bindet ihn um den Hals; sie friert.

"Da freue ich mich aber wirklich," lacht René und hilft ihr in das Jackett, "von dir hätte ich soviel Geld auch nicht angenommen." Er legt seinen Arm um ihren Hals: "Bist schon ein tüchtiges Mädchen, Fleuri, es sieht keiner, komm, gib mir einen Kuß." Flüchtig streifen seine Lippen ihren Mund.

Warum, denkt Fleur, während sie ihre Handschuhe überzieht, warum habe ich das gesagt mit dem Geld? Es ist vielleicht dumm: wenn er wüßte, daß ich ihm das Geld doch selbst gegeben habe, vielleicht hilft er mir dann wirklich einmal, herauszukommen, wenn es sein muß. Warum wieder diese Heimlichkeit?

Der Kellner kommt, René bezahlt, sie hat keine Zeit jetzt nachzudenken – und es ist auch nicht gut, sich immer über alles klar zu sein.



Als Fleur aus dem Uhrenladen kommt und die wenigen Schritte zu ihrem Wagen geht, freut sie sich, daß sie trotz allen Schwankens doch noch die Uhr für René gekauft hat. Sicher wird er sich freuen. Es ist das letzte, was sie für ihn tun kann. Eigentlich hat sie es finanziell kaum noch schaffen können. Die Ausgaben der beiden letzten Wochen sind fast nicht mehr zu verantworten. Die tausend Mark, die sie damals für René eingezahlt hat, waren bei weitem nicht ausreichend. Sicher kann er nichts dafür, daß das Geld nicht gereicht hat. Wenn man gar nichts hat und von Grund auf einfach alles kaufen muß, dann geht das schon ins Geld.

Wie stolz ist René mit seinen neuen Sachen! Von dem Besitzer nur eines Anzuges und weniger alter Hemden ist er nun zu einem recht elegant ausgestatteten jungen Mann geworden. Wenn einer der neuen Anzüge fertig zu werden versprach, dann hat er das schon Tage vorher verkündet und ist mit feierlicher Miene zur Besichtigung erschienen. Als sie gestern zum erstenmal in seinem kleinen Zimmer war, da fand sie das Bett, die Stühle und den Tisch bepackt mit neuen Sachen. Aus dem Stück Seife und den paar Taschentüchern, die er sich kaufen wollte, ist der Inhalt zweier großer neuer Koffer geworden, die in dem kleinen Raum die Tür so verstellen, daß man sie kaum öffnen kann. Es ist zu nett, René, der damals mit seinem schäbigen Handkofferchen verhungert durch die Straße schlich, mit diesem René zu vergleichen, der in guten neuen Sachen förmlich wühlt und also heute abend "emigrieren" wird. Ja, nun ist es so weit. Wie wird es sein ohne René? Niemand wird mehr im Büro anrufen und sagen: "Joi, Fleur, wie geht es uns denn?" Keine Fahrten mehr zum See, kein Tanz mehr auf der beleuchteten Fläche im Freien. Sie wird sehr allein sein in dem großen Berlin...

Wenig später sitzt Fleur mit René in der Ecke eines kleinen Lokals, in dem sie schon öfter waren, und als René auf Fleur sieht, da freut er sich, hierher

gegangen zu sein. Sentimentalität ist ihm verhaßt, und in Fleurs Wohnung wäre sie kaum zu vermeiden gewesen.

Er spielt mit dem Fuß seines Glases und sieht zu ihr hinüber. Sie hat sich heute besonders gut angezogen; irgendwie irritiert es ihn, daß sie ein neues Kleid anhat. Fleur sitzt in ihrer Ecke, ihre schönen Augen leuchten in ihrem Gesicht.- Sie sieht ihn an, und die geschwungenen Wimpern stehen wie ein Rahmen um ihre Augen.

"Ach, Fleur!" Er faßt ihre Hand.

Welch gute Zeite hat er ihr doch zu verdanken, angenehme, sorglose Tage, und vielleicht ist es überhaupt eine Dummheit, von ihr fortzugehen. Denn dort drüben wird er es am Anfang wieder durchzumachen haben, diese Geldnöte, diese Sorgen um die Zimmermiete, um das tägliche Essen. Wie taktvoll hat sie ihm immer alles leicht gemacht. Vielleicht hätte er wirklich hierbleiben sollen. Nie ist er bisher so geborgen gewesen. Aber andererseits – wer sagt ihm, daß nicht alles eines Tages zu Ende gewesen wäre, die Ruhe, die Sorglosigkeit, die behüteten Tage? Und wenn er schon starten muß, dann nicht hier mit allen diesen Einschränkungen, mit dieser täglichen Gefahr. Und dann: Paris. In zwei Stunden wird er im Zug nach Paris sitzen! Unwahrscheinlich schön. Nervös fühlt er nach seiner Brieftasche mit dem Paß und den Kofferschlüsseln.

"Es ist noch Zeit, René", sagt Fleur und wirft einen Blick auf ihre Armbanduhr. Sie greift in ihre Handtasche, reicht ihm das Päckchen hinüber: "Damit du dich in Paris selbst präsentieren kannst", sagt sie und lächelt ihm zu.

René wird rot vor Freude, als er die Uhr sieht, und er legt sein Gesicht plötzlich auf Fleurs Hand.

"Fleur, meine Fleur", flüstert er.

Sie sieht sich etwas verschreckt in dem Lokal um, aber niemand beobachtet diese Ecke. Sie streichelt ihn flüchtig über den Kopf: "Behalt mich ein bißchen lieb, wenn du kannst."

Und dann – wie es bei einer Abfahrt meistens ist – geht alles sehr schnell. Sie fahren zu René's Wohnung. Fleur wartet unten im offenen Wagen auf ihn. Unnatürlich grün sind die Blätter der Bäume, warm und still ist die Sommernacht. Ja, nun hält sie also zum letztenmal hier vor der Tür und wartet auf René. Und wie das nachher sein wird, das weiß man nicht.

Das Licht flammt im Hausflur auf, René erscheint, den neuen Hut auf dem Kopf. Fleur lächelt. Es ist alles so neu an ihm: der Hut, die Handschuhe, der Mantel, - von Kopf bis Fuß ist er neu eingekleidet. Irgendwie ist das komisch. René öffnet

die Tür, nimmt den Hut ab, steht einen Augenblick aufrecht im Wagen, bringt seinen Mantel in Ordnung, sieht sich um. Ist er sich doch des Abschiedes bewußt? Fleur blickt von unten zu ihm hinauf. Sein Haar leuchtet im Schein der Gaslaterne. "Ich heiße René, René Mellon", sagte er damals. Wie lange das her ist...

René wirft mit einem Schwung die Wagentür zu. "Boylein", sagt Fleur, aber der angeworfene Motor erstickt alles. René sieht nach seiner neuen Uhr. Der Wagen macht einen Bogen. Fleur fährt noch einmal um die Gedächtniskirche. Auf und ab gehen die Lichtreklamen. Grünes Licht jetzt an der Kreuzung, der Wagen schwenkt zum Bahnhof ein, mitten eingeklemmt in drei Wagenreihen. René sieht sich um, steht im Wagen auf und sieht zurück. Er spricht nicht, bis er vor der Auffahrt aus dem Wagen springt.

"Auf nachher, Fleur", sagt René, als sie in der Halle sind. Er hat ihr erzählt, daß er sich ein paar Freunde an die Bahn bestellt hat, und da will sie lieber nicht dabei sein. Sie wird zu ihm ins Abteil steigen und dann bis zum nächsten Stadtbahnhof mitfahren. René geht vor und verschwindet auf der Treppe, während Fleur am Zeitungsstand steht und ihm einen Haufen Zeitungen kauft, darunter zum ersten Male eine französische; vielleicht macht es ihm Freude, einen Kasten Schokolade noch, und langsam geht sie nun auch die Treppe hinauf.

Sie geht am Zug entlang. Noch wenige Minuten bis zur Abfahrt. Da ist René. Er steht am Fenster seines Wagens und spricht zu der Gruppe hinunter, die auf dem Bahnsteig steht. Langsam nähert sich Fleur. Niemand kennt sie, und mit René hat sie verabredet, daß er von ihr keine Notiz nehmen soll. Das also sind seine Freunde. Eine merkwürdige Zusammenstellung! Alles junge Leute, die meisten ohne Hut, auch ein paar Mädchen darunter, und es könnte sein, daß jene Kleine da das Mädchen Aimée ist, das sie damals bei ihm traf. Und René? Er lacht hinunter, eine rote Nelke im Knopfloch. Ein junger Bursche hat eine Flasche im Arm und ein Glas, das er jetzt einschenkt. Es wandert zu René, der es mit einem Zuge leert; es wird wieder gefüllt und kreist in der Runde. Und wenn es eines Beweises bedurft hätte, wie wenig René im Grunde genommen den Ernst seiner Lage erkannt hat, dann ist es dieser Abschied.

Jetzt laute Rufe. Gleich wird der Zug abfahren., Alle geben René die Hand; er lacht und winkt. Einer der Jungen hebt ein Mädchen zum Fenster hinauf, und René gibt ihr einen langen Kuß. Es ist nicht zu erkennen, ob es wirklich diese Aimée war.

Fleur hat genug gesehen; sie steigt in den Wagen, die Tür fällt zu, sie geht an ein anderes Fenster und sieht hinaus. Langsam fährt der Zug an. Ein großes Durcheinander in der Gruppe, ein Rufen hin und her. Taschentücher winken, René wird wohl auch zurückwinken. langsam gleitet die Bahnhofshalle vorbei, gedrückter Rauch schlägt in das offene Fenster.

Fleur geht wenige Schritte im Gang des Wagens entlang.

"Hallo, Fleur", ruft René, faßt sie am Arm und zieht sie in sein Abteil. Ja, das sind seine Sachen, seine neuen Koffer; sein Hut fliegt mit Schwung auf den Sitz, fast auf den großen Nelkenstauß, der dort liegt.

"Hier", sagt Fleur und gibt ihm die Zeitungen und die Schokolade. René sieht sie an und nimmt sie wortlos an der Hand: hier sind zuviel Menschen. Aber in der Ecke der Ausgangstür sind sie auch nicht allein. Gleich muß der Zug in der Station sein, an der Fleur aussteigen muß.

Lachend legt René Fleur die Hände auf die Schultern: "Gott, Fleur, war es nicht lustig? Ich habe einen Schwips."

Er gräbt seine Nase in ihre Kostümjacke.

Die Blume in seinem Knopfloch wird verdrückt, denkt Fleur.

Ganz nahe sind nun seine Haare. Leise streicht Fleur einmal, zweimal mit der Hand darüber – er wird es gar nicht merken. Der Zug fährt in die Bahnhofshalle ein, grüne Lichter gleiten vorüber.

"Hab nochmals vielen Dank für alles, Fleur." Ganz dicht ist sein Mund, der leichte Duft der Nelke vermischt sich mit dem Ruch des getrunkenen Alkohols.

"Komm bald nach, Fleur!"

Der Zug hält.

"Boylein," sagt Fleur in seine Augen hinein, "was soll ich sagen: Glück, viel Glück und alles, was ich dir wünsche!"

Rufe draußen auf dem Bahnhof. Fleur dreht sich zur Tür. René öffnet sie: "Und schreibe oft, Fleur!"

Ein flüchtiger Kuß – kaum streifen sich die Lippen.

"Zurücktreten!" ruft der Stationsvorsteher und hebt das Ausfahrtzeichen. René zerrt an dem Fenster, der Zug fährt an.

"Fleur", ruft René, schon einige Meter entfernt. Er hebt die Hand: "Tschüß, Fleur, und komm bald!"

Fleur lächelt: "Boylein", sagt sie leise, aber er kann es nicht mehr hören. Und das Bild rückt weiter und weiter: René mit einer Nelke im Knopfloch, winkend, entgleitend, nun nur eine Hand noch. Eine weiße Dampfwolke in der Halle hüllt alles ein.

Der Zug ist fort, die wenigen Menschen, die hier waren, verschwinden bereits am Anfang der Treppe, die ins Freie führt. Der Zeitungsjunge fährt seinen Karren zu einer Bank, um auf den nächsten Zug zu warten.



Es gibt kein besseres Mittel als Arbeit, wenn man sich ablenken will. Und davon macht Fleur jetzt reichlich Gebrauch. Morgens früh als eine der ersten im Büro, fährt sie erst ganz spät in der Nacht vor ihrem Hause vor. Dazwischen macht sie nur eine kleine Mittagspause, in der sie sich mit Eva trifft, die jetzt für ein paar Wochen bei ihr wohnt. Kurz nach Renés Abfahrt hat Fleur sie angerufen, und zwei Tage später war sie da – mit dem glücklichen Ausdruck von Ferienstimmung in den Augen.

Fleur tut, was sie kann, um ihre Erwartungen zu erfüllen. Sie wohnen zusammen in den neuen Zimmern von Fleur, die umgezogen ist. Wenn Fleur sich mit ihr zum Essen trifft, dann ist Evas Freude über die Stadt, die Geschäfte, die Einkäufe immer wieder rührend. Wenn sie in ihrer Bescheidenheit zu Fleur, die das Essen zusammenstellt, sagt: "Aber Fleur, das geht doch nicht, du sollst nicht soviel Geld für mich ausgeben", dann ist Fleur beschämt: du müßtest wissen, denkt sie. Und wenn sie Eva wirklich besonders verwöhnt, ihr nette Sachen bringt, ein paar Handschuhe, ein neues Tuch, dann tut sie es in dem Gedanken: was ist das alles im Vergleich zu dem, was ich für René getan habe.

Sie hat Eva erzählt, daß er nach Paris gegangen ist. Eva kennt ihn ja von seinem damaligen Besuch. Wenn Fleur nach Hause kommt, dann geschieht es wohl dann und wann, daß Eva sagt: "Du hast einen Brief aus Paris, Fleur." Wenn Fleur dann noch in Hut und Mantel den Umschlag aufreißt und die zwei Seiten überfliegt, dann weiß sie von René auch nicht viel mehr als bisher. Erst bei der dritten und vierten Lektüre sagt sie sich: was soll er denn schon schreiben, er wird über die erste Orientierung noch nicht hinausgekommen sein. Er scheint zu den Menschen zu gehören, mit denen ein Briefwechsel schwierig ist: er schrieb seine Briefe unabhängig von denen, die er selbst erhält, und beantwortet niemals irgendeine Frage. So kommt es denn, daß Fleur nicht weiß, wie er wohnt, wen er

trifft, welche Schritte er unternommen hat, um sich beruflich zu orientieren. Diese Briefe Renés, so nichtssagend sie sind, machen ihr trotzdem Freude; sie sind doch eine kleine Verbindung. Und wenn sie eigentlich enttäuscht ist, daß er so gar kein herzliches Wort schreibt, so trägt sie doch die Briefe in ihrer Handtasche herum. Ein Gutes hat Evas Besuch: Fleur kommt nicht zum Nachdenken, und sie ist nicht allein. Aber die Unruhe der letzten Monate ist in ihr verblieben; sie kann nicht zu Hause bleiben. Wenn sie abends noch so spät nach Hause kommt, dann muß Eva gleich nach dem Abendbrot irgendwohin mitfahren, ins Freie oder auch nur zu einer Tasse Kaffee in der Nähe.

Eva aber freut sich über Fleur. Wie hat sich Fleur in diesen Monaten der Arbeit verändert! Sie ist geladener mit Energie, und lebhaft sprühen ihre Augen. Nichts mehr von jenem schlaffen Zug; die Falte um den Mund ist verschwunden. Wirklich: jung, um Jahre jünger ist Fleur geworden, seitdem sie hier ist. Da sieht man doch einmal wieder, wie ihr die Arbeit gefehlt hat. Und nachdem Eva neulich Fleur in ihrem Büro besucht hat, da hat sie erst ganz verstanden, daß diese Tätigkeit eine grundlegende Änderung zum Guten bedeuten mußte. Ganz still hat sie in der Ecke von Fleurs Zimmer gesessen, und ihr Tagewerk ist an ihren Augen vorbeigerollt: die Berge von Akten, die Vorträge der Referenten, das dauernde Hin und Her von Menschen, die Entscheidungen und Unterschriften, die ununterbrochenen Telefonanrufe – der ganze, nicht abreißen betrieb. Wenn Fleur sich zu Hause über René wochenlang beunruhigt hat, so sieht sie das jetzt von einer anderen Seite. Vielleicht ist Fleur nun wirklich über diese leidige, hoffnungslose Geschichte mit Henry hinweggekommen. Wenn man auch Mühe hat, um die ganze Freiheit und Natürlichkeit zu begreifen, mit der sich diese neue Generation bewegt, so wird doch vielleicht etwas Gutes daran gewesen sein, sofern man nun über alles stillschweigend hinwegsehen soll.

Es ist wahr: so glücklich ist Eva schon seit Jahren nicht gewesen, und von dem Schein dieses Glückes fällt auch etwas auf Fred, dem sie vereinbarungsgemäß ganz offen schreibt, wie sie Fleur vorgefunden hat. Der Brief eines Menschen an den anderen, mit dem man glücklich lebt, und es gibt nichts darin, was Fred beunruhigen könnte.

Auch René kommt darin vor, dessen Bild Eva, als sie es beim Aufräumen fand, lange Zeit angesehen hat. Lächelnd blickt er ins Weite, und es ist, als ob sein Haar im Winde weht. Eva hat den Kopf geschüttelt: wie jung er aussieht in seinem offenen Sporthemd. Als sie es von ungefähr umdrehte, da hat sie auf die kindliche Unterschrift *'Meiner Fleur'* nur einen kurzen Blick geworfen und hat es

sofort beiseite gelegt. Sie ist rot geworden, als ob sie einen fremden Brief gelesen hätte.

Wie Fleur eigentlich zu diesem Jungen stehen mag – man kann es nicht wissen. Sentiments zu zeigen, ist zwischen ihnen nicht üblich. Aber sie macht, von gelegentlicher Nervosität abgesehen, die von der anstrengenden Arbeit herühren mag, einen sehr zufriedenen Eindruck, und man kann nur dankbar sein, daß sich alles so einigermaßen zu lösen scheint.

Fleur weiß sehr wohl, daß Eva sie beobachtet, und sie ist mit dem Eindruck, den sie macht, zufrieden. Die beruhigende Nähe von Eva tut ihr nach all den Aufregungen der letzten Monate sehr gut, und sie hat jemanden, für den sie sorgen kann. Sie genießt diese Zeit mit Eva auf ihre Art, in dem Bewußtsein, daß Eva noch jahrelang daran zurückdenken wird.

Trotzdem: auch diese Zeit ist nicht frei von Sorgen, die sich auf die politische Entwicklung beziehen. Sie spricht zwar nie mit Eva darüber, weil sie deren Ferientage nicht beschweren will, aber es ist sicher, daß sich auch in Berlin ihr Lebenskreis einzuengen beginnt. Oder war das schon früher so, - hat sie es nur nicht gemerkt, weil die Zeit mit René darüber hinwegtäuschte? Es tut ihr für Eva leid, aber man kann nur sehr wenig unternehmen. Der Besuch von Theatern und Konzerten ist nun auch hier für **Nichtarier** verboten; ein gleiches Verbot für Kinos kann täglich folgen.

Auf behördliche Anordnung ist der Besuch von Lokalen dadurch erschwert, daß am Eingang das Schild

JUDEN UNERWÜNSCHT

auftaucht, das schon in Hamburg ein Ausgehen unmöglich machte. Es ist zwar richtig, daß man in solch einer großen Stadt, in der man nicht bekannt ist, davon keine Notiz zu nehmen braucht, aber man tut es doch: man dreht am Eingang um und versucht, irgendwo anders unterzukommen. Das ist auf die Dauer sehr lästig, und es geschieht wohl, daß sie vor der Wahl stehen, entweder überhaupt nichts zu essen oder trotzdem ein solches Lokal zu besuchen. Es ist immer wieder wie ein Schlag ins Gesicht, wenn man ein Lokal betritt, der Portier hält die Tür und – man muß wieder umkehren, weil man erst jetzt das Schild entdeckt. Wenn dann keine Wahl mehr bleibt und man sich doch entschließen muß hineinzugehen, dann sitzt man mit der Unruhe und Befürchtung da, es könnte etwas passieren. Denn es ist immer möglich, daß eine Streife der Polizei

erscheint. Stellt sich heraus, daß sie **Nichtarier** sind, dann muß man mit Gefängnisstrafen rechnen. So ist es neulich geschehen, daß sie ein Lokal mitten im Menü fluchtartig verließen, weil wirklich ein uniformierter Polizeibeamter erschien, der mit dem Geschäftsführer tuschelte.

Fleur ißt jetzt regelmäßig mit Eva in einem kleinen, ganz einfachen Restaurant, dem einzigen in der Nähe ihres Büros, das ihnen noch zugänglich ist. Wer weiß, für wie lange! Als sie heute mit offenem Mantel dort erscheint und Eva mit strahlendem Lächeln dasitzt – für sie ist jedes gemeinsame Essen so etwas wie ein kleines Fest -, da hat Fleur Mühe, sich von all diesen Gedanken frei zu machen. Die äußerlichen Dinge des täglichen Lebens sind natürlich nur un bequem und deprimierend, aber immerhin Anzeichen, wie schnell die Entwicklung weiterläuft. Das Netz wird immer enger. Sie sieht es an ihrer Arbeit: wenn auch noch manche Berufe für **Nichtarier** erlaubt sind – der Druck auf das Publikum ist so stark, daß immer weniger Menschen den Mut haben, mit ihnen in Verbindung zu treten. Und täglich häufen sich die Fälle, daß ein Arzt oder ein Anwalt bei ihr im Bürozimmer sitzt und sagt: "Ja, zugelassen bin ich zwar, aber ernähren kann ich mich nicht mehr. Meine bisher so blühende Praxis wird immer kleiner. Ich muß auswandern, weil ich sonst der öffentlichen Wohlfahrt zur Last falle." Schlimm ist das alles, und es ist nicht abzusehen, wie es weitergehen soll.

"Hast du Ärger gehabt, Fleur?" fragt Eva besorgt.

Fleur lächelt: "Ach," sagt sie, "keine Sorge." Sie darf doch Eva nicht die wenigen Ferientage verderben. "Weißt du, Eva, ich bin nur müde von gestern."

"Siehst du," meint Eva, "ich sage dir ja immer, du darfst abends nicht so spät schlafen gehen. Übrigens, Fleur, fast hätte ich das vergessen," Eva öffnet ihre Handtasche, "hier dieser Brief ist für dich gekommen."

Ein mit Schreibmaschine geschriebener Brief, was wird es schon sein, irgendeine unwichtige Drucksache. "Entschuldige", sagt Fleur und öffnet den Brief, die Zigarette im Mund. "Nichts Besonderes", sagt sie dann kurz und steckt den Brief in ihre Tasche. Sie scheint heute besonders viel zu tun zu haben, denn gleich nach dem Kaffee steht sie auf: "Ich muß zurück zum Büro."

Doch kaum haben sie sich auf der Straße getrennt, da springt Fleur in ein Taxi. Sie ist zu nervös, um mit ihrem eigenen Weagen zu fahren. Statt im Büro zu sitzen, ist sie eine halbe Stunde später weit oben auf dem Kurfürstendamm. Immer wieder liest sie, im Tempo des Wagens die Balance haltend, den Brief. Wenige Zeilen nur. Sie hat keine Ahnung, was das bedeuten kann. Der Brief trägt die Anschrift eines der bekanntesten Nachtlokale.

*"Sehr geehrter gnädiges Fräulein,
Herr Mellon hat uns gebeten, seine Angelegenheiten mit Ihnen zu
besprechen. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie in den
nächsten Tagen zu jeder Ihnen passenden Zeit in unserem Büro
vorsprechen würden."*

Fleur schüttelt den Kopf: was hat René mit diesen Leuten zu tun, und welche unmögliche Sache, ihren Namen zu Zwecken zu geben, die sie nicht kennt?

Der Wagen hält vor dem Lokal. Fleur sucht mit einem Blick auf das Firmenschild das Büro und muß einen Nebeneingang benutzen, weil die Bar erst spät am Abend geöffnet wird.

"Einen Augenblick bitte", sagt das Büromädchen.

Merkwürdig, in einem solchen Betrieb gibt es auch nicht angestrichene Mädchen. Jetzt erscheint ein Mann, offenbar der Inhaber des Lokals, und nötigt sie in ein kleines Büro, in dem alle die komischen bunten Getränke, die in der Nacht ausgeschenkt werden, sozusagen ihren papierenen Niederschlag finden.

"Ich komme", sagt Fleur kurz, "in der Angelegenheit Mellon. Worum handelt es sich?"

"Ja, richtig, meine Gnädigste", antwortet der Mann und reibt sich die Hände. "Es tut mir so leid, Sie belästigen zu müssen. Aber Sie verstehen..."

Er faßt in seine Schreibtischschublade und reicht ihr einen Brief hinüber: ihr Name und ihre Adresse, von René's Hand geschrieben. Sie öffnet den Umschlag: eine unsichere Bleistifhandschrift, aber, kein Zweifel, sie stammt von René.

*"Liebe Fleur,
es war mir zu unangenehm, mit dir darüber zu sprechen. Bitte,
bitte, sei nicht böse und bezahle die Leute. Ich war leichtsinnig,
ich weiß, aber es soll nicht wieder vorkommen.
Dein René"*

Fleur steckt den Brief in ihre Tasche. "Wieviel?" fragt sie den Mann kurz und zieht ihr Scheckbuch.

"Hundert, wenn ich bitten darf", erklärt der Mann und reibt sich wieder, nun mit einer Verbeugung in seinem Schreibtischstuhl, die Hände. Fleur, die bereits ihren Federhalter gezogen und angefangen hat, den Scheck auszuschreiben, stockt.

"Hundert?" fragt sie zweifelnd, "wie ist das möglich?"

"Tja," lächelt der Mann mit seiner unangenehmen, süßlichen Visage und zieht aus der gleichen Schublade eine Anzahl von Rechnungen, "der junge Mann hat sich sehr gut bei uns amüsiert. Sie verstehen, die jungen Damen – und er hatte viele Gäste. Sie können sich vielleicht denken, meine Musik ist immer durstig."

"Die Musik?" fragt Fleur verständnislos und versucht, aus den Zetteln klug zu werden. Das meiste ist nicht zu lesen, verwischt, schlecht geschrieben. Soviel ist aber sicher: jeder der Zettel trägt die Unterschrift Renés.

"Gott, dem jungen Mann hat es Spaß gemacht, die Musik einzuladen, man kann das in guter Stimmung ja verstehen."

"Hier", sagt Fleur und gibt dem Mann den Scheck, rafft die Rechnungen zusammen, knüllt sie in ihre Manteltasche und sagt, schon im Hinausgehen, kurz "Guten Tag".

"Auf Wiedersehen, meine Gnädigste", ruft der Mann und springt beflissen zur Tür, aber Fleur ist schon auf der Straße.

Während sie zurück ins Büro fährt, denkt sie bitter: mein schwer verdientes Geld – und er wußte, daß es eine große Summe für mich ist. Einfach vertrunken, das Geld unter die Leute gestreut. Eva müßte das wissen, sie überlegt sich dreimal, ob sie eine Tasse Kaffee trinken soll und tut es dann meistens aus Sparsamkeit doch nicht. Und Fred... man kann gar nicht darüber nachdenken.

"Es ist eine Schande", sagt Fleur laut, und sogar der unbewegliche Rücken des draußen sitzenden Chauffeurs und die vorwärts springende Taxiuhr sehen feindlich aus.



Diese Zeit kurz vor der Nachmittags-Sprechstunde, in der er in der Ecke des Wohnzimmers sitzt und seinen Kaffee trinkt, ist für Fred immer eine gute Stunde der Sammlung. Eva, die ihm seit ihrer Rückkehr aus Berlin assistiert, kommt mit ihrer sauberen weißen Schürze strahlend herein und sagt: "Du, Fred, heute ist aber bei uns Betrieb, ich fürchte, ich muß dich stören. Fange doch mit der Sprechstunde an."

Fred reicht Eva lachend die Hand und sagt: "Es ist weit mit uns gekommen, wenn du die paar Menschen '*Betrieb*' nennst. Aber nett ist dieser Arbeitseifer."

Eva lacht nun auch, wird etwas rot und sagt: "Sei nicht so dumm, zehn Leute sind doch für die heutige Zeit ziemlich viel."

"Na, wenn du meinst, mein Kind."

Fred steht auf und geht in das Sprechzimmer, zieht seinen weißen Rock über und beginnt mit der Sprechstunde. Nach einer Weile muß er an Eva denken. Eigentlich hat sie recht: es ist wirklich heute ausnahmsweise viel zu tun. Es gibt eben Tage, an denen es wieder aufflackert. Ein Zufall vielleicht, aber doch immerhin eine kleine Anregung und Ermutigung.

Am meisten freut es ihn für Eva. Sie ist so mit dem Herzen dabei, hilft ihm, wo sie nur kann, und an einem Tage wie heute läuft sie mit vor Eifer roten Backen herum. Als sie ihm jetzt dabei hilft, einem kleine Jungen einen Schnitt zu machen, da sagt er zu ihr, als er fertig ist: "Danke schön, Schwesterchen." Sie wirft ihm einen lachenden Blick zu, zieht eine Nase und geht vergnügt aus dem Zimmer.

Ob nicht doch noch einmal alles gut wird? Fred raucht eine seiner guten türkischen Zigaretten, die er nur bei besonderen Gelegenheiten hervorholt. Die Patienten sind abgefertigt. Er sieht nach der Uhr: er wird heute mit Eva spazierengehen. Seit sie von dem Besuch bei Fleur zurück ist, hat sie keine Abwechslung mehr gehabt. Fred öffnet die Tür zum Röntgenzimmer, wo Eva sich während der Sprechstunde aufzuhalten pflegt. Er findet das Zimmer leer, nimmt im Vorbeigehen die Abendzeitung, die auf dem Stuhl liegt, und geht in sein Sprechzimmer zurück. Anscheinend hat Eva ein paar Besorgungen zu machen.

Nachlässig blättert Fred in der Zeitung. Er liest nicht viel mehr als die Überschriften der Artikel – es ist ja doch alles Propaganda. Langsam blättert Fred die Seiten durch: die politischen Artikel, Bilder von Parteigrößen, die Lokalnachrichten, die Familiennachrichten, der Anzeigenteil. Nur '*Arier*' dürfen noch annonciieren.

Es klopft. Fred hat sich zur Feier des Tages einen extra guten Kaffee bestellt. Als das Tablett neben ihm auf dem Schreibtisch steht, löscht er das Oberlicht aus,

und nun brennt in dem großen Zimmer nur noch die Schreibtischlampe. Fred wirft einen Blick auf die Uhr. Wo Eva nur bleibt? Er sieht dem Rauch der Zigarette nach: was wohl Fleur jetzt macht? Wahrscheinlich sitzt sie im Büro und hat viel zu tun. Das Beste, was es im Leben gibt. Was Eva von ihrem sonstigen Leben erzählt, ist beruhigend. Und dieser Junge, der da neulich hier war – gut, daß er fort ist. Alles in allem scheint Fleur ihr seelisches Gleichgewicht wiedergefunden zu haben. Wieviel so ein bißchen Verbesserung der Lebensumstände doch ausmacht! Fred gießt sich die zweite Tasse Kaffee ein und sieht vor sich hin. Er denkt an Fleur, und ohne sich dessen bewußt zu werden, gleitet sein Blick über die ausgebreitete Zeitung.

Einen Augenblick wird er jetzt von seinen Gedanken abgelenkt. Hat er nicht eben das Wort 'Ärzte' gelesen? Suchend sieht er wieder über das ausgebreitete Blatt. Wo war es denn – oder hat er sich geirrt? Da – ganz unten in der Ecke, kaum sichtbar, nur wenige Zeilen. Überschrift:

Löschungen im Ärztereister

Und der Text:

Nach einer Anordnung des Innenministeriums werden mit Wirkung vom 1. Oktober dieses Jahres alle nichtarischen Ärzte im Ärztereister gelöscht werden. Ihre ärztliche Tätigkeit ist damit im ganzen Reichsgebiet beendet.

Mechanisch liest Fred Überschrift und Text nochmal. Er versteht das nicht. Er rückt die Lampe näher; hell fällt der Lichtkreis auf die Zeitung. Fred nimmt die Brille ab, putzt die Gläser sorgfältig und liest nochmals: von der Überschrift 'Löschungen im Ärztereister' bis zum Wort 'beendet'. Nun blättert er die Zeitung zurück zum Hauptblatt, liest mechanisch das Ausgabedatum, die Überschrift der ersten Seite und kehrt zurück zu der kaum sichtbaren, kleinen Mitteilung: 'Löschungen im Ärztereister... beendet'.

Fred nimmt die Brille ab, lehnt sich in dem Stuhl zurück, sieht regungslos mit schief gehaltenem Kopf in den Lichtkreis der Lampe. Dumpf braust der laute Verkehr der Hauptstraße herauf. Die linke Hand spielt mit der Brille, während die Rechte sich unsicher zum Kinn tastet.

'Löschungen im Ärztereister... beendet.'

Gibt es so etwas?

Sein Blick tastet sich in das verdunkelte Zimmer, vorbei an dem weißen

Instrumentenschrank, dem Untersuchungsstuhl, den weißen Tischen mit den Glasschalen, den Regalen mit den Medikamenten. Alles so sorgsam behütet von Eva in den letzten Monaten. Und zweimal am Tage steht sie mit ihrer weißen Schürze voller Eifer auf dem Stuhl, staubt alles ab und ist froh, wenn Menschen kommen und gehen.

Gelöscht, beendet. Gibt es das: fünf Zeilen – und ein ganzes Lebenswerk fällt zusammen? Fällt zusammen über einer kleinen, kaum auffindbaren Zeitungsnotiz? Der alte Mann streicht sich mit der flachen Hand über den weißen, vollen Scheitel; hochgezogen ist die Stirn, geweitet sind die Augen. Wieder bohrt sich sein Blick in die Zeitung. Da steht es: beendet.

Der Traum des jungen Studenten mit den knappen Mitteln war: Arzt zu werden. Das erfolgreiche Examen, die Assistentenjahre, glückliche, schwere Zeiten in der Klinik, das Aufrücken zum ersten Assistenten. Die Einrichtung der eigenen Praxis, klein und bescheiden zunächst, die ersten Patienten – noch weiß man nach vierzig Jahren ihre Namen –, ihr täglich sich erweiternder Kreis. Man ist jung, man gefällt, man wird bekannt. Volle Sprechstunden, ein, zwei Wartezimmer, die nicht abreißende Kette der Hausbesuche. Man braucht einen Wagen, es gibt noch keine Autos, man fährt bis in den frühen Nachmittag hinein mit dem alten Kutscher in der großen Glaskutsche durch die Stadt. Und wenn man nach Hause kommt, dann warten schon die vollen Zimmer auf Abfertigung. Damals hat man geheiratet, und immer, auch in den glücklichsten Jahren, steht im Mittelpunkt des eigenen Lebens dieser Beruf, dem man mit dem Herzen verschrieben ist. Als dann Fleur da ist, da spart man zwischen Besuchen und Sprechstunde die Zeit ein, um nach dem Kinde zu sehen: Fleur im Kinderwagen, Fleur bei ihren ersten unsicheren Schritten, Fleur schwer fiebernd in ihrem kleinen Kinderbett. Immer größer wird der Berufskreis, ehrenvolle Konsultationen – man ist der bekannte Arzt.

Nein, man hat es sich nicht leicht gemacht. Kaum hat man sich Zeit genommen auszuspannen, und wenn ja, dann für eine vorher nach Tagen festgelegte, bestimmte Zeit. Man kann die Praxis nicht allein lassen. Im großen Kriege das Lazarett, unter dem weißen Mantel trägt man die Offiziersuniform. Und wenn man es auch kaum schaffte, es mußte geschafft werden. Arztsein verpflichtet. Man hat keine Sorgen; das Haus wird groß. Fleur ist nun schon erwachsen und hat die ersten Tanzstunden, studiert, ist eine große, vernünftige Fleur. Man verliert das Vermögen in den Jahren nach dem Kriege, weil man es nicht verstanden hat, sich klug zu drehen. Man ist kein Kaufmann, sondern ein Arzt,

das Schönste, was es gibt auf dieser Welt: Menschen zu helfen, Menschen nahe zu sein in Stunden der Not.

Und dann diese neue politische Zeit. Man bleibt im Beruf und sieht mit eigenen Augen, wie alles, was man aufgebaut hat, gewaltsam eingeschränkt, verkleinert wird. Der eigene Name – man kann es sich eingestehen – er ist unantastbar. Aber diese politische Infamie, sie läßt keine Ruhe. Mit den nörgelnden Mitteln menschlicher Schlechtigkeit wird unterhöhlt, untergraben, gehetzt und Angst gemacht. Und so sieht man, wie es immer weniger wird; die Einnahmen werden kleiner, die alten, seit Jahrzehnten bekannten Familien bleiben fort. Man möchte zu ihm kommen, aber man hat Angst.

Man nimmt ihn auf, den Kampf. Gewiß, ein Kampf mit ungleichen Mitteln. Ein Kampf des eigenen, ehrlichen und anständigen Namens, ein Kampf im Namen des unantastbaren Berufs gegen politische, verleumdende Demagogie, die nur eins auf ihrer Seite hat: Macht. Man muß sich einschränken, das Haus wird kleiner. Aber man hält mit der Kraft des Rechtsbewußtseins durch. Leicht ist das nicht, man hat genug mit anderen Dingen zu kämpfen, und die Last von Fleurs Unglück wiegt schwer.

Aber man findet Kraft in diesem Beruf, der doch das eigene Leben enthält, man findet die Kraft, immer wieder über alles hinwegzukommen. Und es lohnt trotz allem noch immer: Beweise alter Treue wiegen viel. Man muß sich einschränken, die Assistentin braucht man nicht mehr, die Schwester kann gehen. Eva springt ein, und sie beide sind stark genug, um sich gegenseitig Mut zu machen. Wenn es in den letzten Monaten auch wirtschaftlich nicht mehr gelohnt hat: man ist doch geistig beschäftigt. Auch Kampf erhält frisch.

Kampf? Ein beendeter Kampf. Fred sieht auf den Kalender: noch zwei Wochen. 'Beendet' heißt es da: das sanglose Ende eines Lebenstraumes.

Fred steht auf, geht im Halbdunkel im Zimmer umher, bleibt vor seinen Tischen, seinen Schränken, seinen Geräten stehen. Seine Hand, die feinfühlig Hand des Arztes, streicht über das Holz, das kühle Glas... Beendet.

Und was wird nun? Man ist nicht mehr jung, gewiß nicht. Aber man hat noch nie gefeiert. Das Leben eines Rentiers? Morgens aufstehen und kein Tagewerk? Niemand, der nach einem fragt? Man schleicht mit einem Buch durch die Wohnung, wartet von einer Mahlzeit auf die andere, geht nutzlos durch die Straße n einer Stadt, in der man Phantasieuniformen trägt und Fahnen wie Heiligenbilder grüßt? Man wird das wenige, das man seit dem letzten Krieg hat sparen können, aufessen und kann sich auf den Tag ausrechnen, wann auch das zu Ende ist.

Fred steht groß und rüstig in seinem Zimmer – in seinem guten Zimmer, das seine Welt enthält, und weiß nichts mit sich anzufangen. Er sieht an sich hinab. Dann nimmt er seine Brille ab, und als er nun seinen weißen Rock auszieht, da zucken seine Mundwinkel, und er tut, was er noch nie getan hat, er hängt ihn selbst an seinen Platz: beendet.

Leise kratzt es an der Tür. Wenn Sir sonst immer mit einer lauten, lustigen Bemerkung begrüßt wurde, so dauert es diesmal ungewöhnlich lange. Ungeduldig bellt er vor der Tür, schlechte Behandlung ist er nicht gewohnt. Er springt an Fred hoch, der ihn auf den Arm nimmt. Und als Fred auf dem Sessel in dem verdunkelten Zimmer sitzt, da sagt er leise in das weiche Hundefell hinein: "Es ist aus mit uns, mein Hundchen."

Und so findet Eva die beiden, als sie von ihrem Ausgang mit roten, erfrischten Backen nach Hause kommt.

"Nanu?" sagt sie, als sie in das dunkle Zimmer tritt. Sie legt ihre Jacke auf den Stuhl und macht Licht: kein Zweifel, sie hat keine Ahnung.

"Was ist mit dir, Fred?" fragt sie munter und dreht das helle Mittellicht an. Und als sie sein weißes Gesicht sieht: "Ist dir schlecht?"

"Nein," sagt Fred und lächelt mühsam, "nur habe ich eben einen Entschluß gefaßt."

Eva sieht ihn fragend an.

"Ich werde die Praxis aufgeben." Und dann in den Blick Evas hinein: "Weißt du, es lohnt doch nicht die Mühe, und - man hat sich die Ruhe endlich einmal verdient. Ich kann unter diesen Umständen nicht mehr arbeiten."

Eva ist blaß geworden. Ist Fred krank? Er sieht schlecht aus. Denn daß er seinen Beruf aufgibt, der sein ein und alles ist, ist ganz ausgeschlossen. Hilflos sieht sie in das Zimmer hinein. Ihr Blick streift die Zeitung, die aufgeschlagen auf dem Schreibtisch liegt. Den Beruf aufgeben? denkt sie – und dann blitzschnell: ganz bestimmt nicht freiwillig.

Langsam tastet sich ihr Blick zurück zu Fred: sie sagt kein Wort, sie sehen sich an.

Fred nickt ihr mit seinen todestraurigen Augen zu: "Ja," sagt er, "es ist soweit."

Und dann fällt kein Wort mehr: sie haben sich verstanden. Herrgott, denkt Eva, so viel Kraft gibt es nicht, um das zu ertragen.

Still ist es in diesem Raum. Das Schweigen wird nur unterbrochen, als Fleur von Berlin anruft. Sie hat eben die Zeitung gelesen, hat sofort den Hörer ergriffen und das Gespräch angemeldet. Wie mag es zu Hause aussehen? Es ist wenig am

Telefon zu sagen. Man darf nicht einmal über die Sache als solche sprechen – kein Zweifel, das Gespräch wird überwacht. Sie wissen aber alle drei, worum es geht. Die wenigen Worte, die Eva und Fred sich abringen, werden ihnen schwer genug.

Als sie dann kurz nach dem schweigend verzehrten Abendbrot zur Ruhe gegangen sind, da sagt Fred leise: "Ich habe mir das noch nie gewünscht, aber – wie gut, wenn man nicht mehr aufwachen würde." Leise tastet sich die Hand Evas zu ihm hinüber.



Fleur hat Anlaß genug, das Nachdenken zu fürchten. Wenn es auch wahr ist, daß sie Arbeit in Fülle hat, für die man nicht dankbar genug sein kann, so bleibt doch vielerlei, um sich Sorgen zu machen. Zunächst die Eltern: sie kann sich denken, wie es da jetzt aussieht, und sie kennt die pekuniäre Lage genug, um zu wissen, daß es länger als ein paar Jahre selbst bei größter Sparsamkeit nicht reichen wird. Und was dann? Henry hat sich nicht gemeldet. Auch René hat nun seit Wochen nichts mehr von sich hören lassen, und es bleibt ein Rätsel, was er mit all den Schecks für Briefmarken tut, die sie ihm wöchentlich ein paarmal schickt. Nein, es ist nicht gut, freie Zeit zum Nachdenken zu haben.

Die politische Entwicklung bringt täglich neue Einschränkungen mit sich. Nun ist auch der Besuch von Kinos verboten, und es gibt überhaupt keine Lokale mehr ohne jene Schilder, die zu beachten ratsam ist. Ein Glück, daß man noch den Wagen hat – bald werden **Nichtarier** elektrische Bahnen und Omnibusse nicht mehr benutzen dürfen. Es steht schon genug drüber in den Zeitungen. Das ist alles sehr deprimierend, und es ist ganz gut, einmal auf andere Gedanken zu kommen.

Fleur steht vor dem großen Spiegel und zieht sich für den Abend an. Niemals hat sie sonst Einladungen angenommen; sie macht sich von jeher nichts aus Gesellschaften. Aber schließlich jetzt – einmal heraus aus dem ewig gleichlaufenden Kreis der eigenen Gedanken, das wird ihr ganz gut tun. Hell steht ihr Spiegelbild in dem Kristallglas. Kritisch sieht sich Fleur an. Sie gefällt sich gar nicht. Schwarze Ränder hat sie unter den Augen – kein Wunder, sie schläft nun wieder seit Wochen nicht mehr. Blaß ist ihr Gesicht, und die großen dunklen Augen dieses Mädchens sehen fragend und sorgenvoll drein. Der strenge Ausschnitt des dunklen Kleides mit dem kleinen Spitzenkragen macht das Gesicht noch blasser. Suchend sieht Fleur auf die wenigen Flakons und Dosen, die auf dem Waschtisch stehen. Kosmetik war nie ihre starke Seite. Aber heute hat sie es wirklich nötig. Ganz einfach: ein wenig Rot auf die Lippen, etwas Puder ins Gesicht, und eine Art Maske ist fertig, um zu verbergen, was besser nicht gezeigt wird. Prüfend sieht Fleur sich das Ergebnis an: nie wird sie eine gewisse Unsicherheit los, wenn sie sich ausnahmsweise einmal zurechtmacht.

Und als sie dann eine ganze Weile später, sehr erfreulich anzusehen – aber sie weiß das nicht -, an dem schön gedeckten Tisch sitzt und nach dem Weinglas greift, da sieht sie im Trinken auf den auftauchenden Grund ihres Glases. Worauf soll sie eigentlich still für sich trinken? Ach, es bleibt so viel zu wünschen, für die Eltern, für Henry, für René, für sich selbst. Man weiß gar nicht, wo man anfangen soll.

Es ist schon eine Weile her, daß sie an einem solchen Tisch gesessen hat. Es erinnert sie so sehr an das Elternhaus. Es ist wie ein Spuk, zu denken, daß das nie mehr sein wird: die große breite Tafel zu Hause in dem weiten Eßraum; es ist strahlend hell, das Familiensilber steht auf dem Tisch, das echte Porzellan, die Tischdecken Evas, mit unendlicher Geduld selbst gearbeitet. Fleur schaudert leicht und sieht die Tafel entlang. Man soll nicht immer in der Vergangenheit leben...

Sie kennt die Gastgeber seit vielen Jahren, alte Freunde ihrer Eltern. Es ist anheimelnd, hier zu sein. Von den Gästen kennt sie niemanden. Reizend das Mädchen da drüben, es muß sehr jung sein. Eigentlich, denkt Fleur flüchtig, habe ich seit meiner Schulzeit keine Freundin mehr gehabt, vielleicht wäre es manchmal eine Erleichterung, sich aussprechen zu können.

Das Mädchen lacht gerade und hebt sein Glas. Ihr Lächeln gilt dem Tischherrn Fleurs: "Prosit, Peter", sagt sie. Fleur dreht sich zur Seite. Ihr Nachbar hat auch sein Glas erhoben und neigt dankend den Kpf. Wieder sieht Fleur zu dem

Mädchen hinüber. Offenbar Geschwister, die beiden. Das Mädchen ist blond, und ihr Nachbar hat dicke, schwarze Haare.

"Ihre Schwester?" lächelt Fleur.

Die dunklen braunen Augne des Mannes sehen sie gerade an. "Gut geraten", sagt er und hebt nun sein Glas zu Fleur: "Es scheint, Ihnen gefällt meine Schwester, aber der Bruder ist auch sehr nett."

Fleur ist einstweilen einer Antwort enthoben: das Fleisch wird gerade gereicht, und die Schüssel schiebt sich zwischen sie und ihren Nachbarn.

"Nun," sagt der junge Mann, "ein Kompliment ist dieses Schweigen ja nicht."

Lächelnd wendet Fleur den Kopf: "Also ich muß mir den Bruder erst ansehen, ich war immer gegen voreilige Urteile."

Aber der junge Mann läßt keine Ruhe, seine dunklen Augen ruhen auf Fleur, weiten sich, blinzeln.

Er unterhält die ganze Tischgesellschaft. Immer wieder schiebt er Fleur das Thema zu, und sie hat alle Mühe mitzuhalten. Er spricht von diesem und jenem, erzählt Anekdoten, von seinen Reisen. Fleur fühlt sich angeregt und wohl.

"Nun sagen Sie einmal," fragt er unvermittelt leise, "was macht denn eigentlich René?"

Fleur hat fast den Eislöffel fallen gelassen – es wäre um das Kleid schade gewesen.

"René?" sagt sie gedehnt, "woher kennen Sie René?"

"Tja," lacht er, "wer kennt denn nicht René! Aber woher wissen Sie, daß wir den gleichen René meinen?" Ihr Nachbar lacht sie an, ganz groß sind die Augen und lachen mit. "Peter ist begabt, was?"

"Woher wissen Sie, daß ich René kenne?" fragt Fleur.

Der junge Mann kommt aus dem Lachen nicht heraus: "Oh," erklärt er geheimnisvoll, "das ist eine lange Geschichte. Soll ich sie einmal erzählen?"

Also, es war einmal ein kleiner Peter, der ging eines Tages auf der Straße spazieren. Ganz allein und verlassen, wie so kleine Peter manchmal sind. Da trifft er zufällig unsere Gastgeberin, das gute, alte Stück. Sie gehen zusammen über den Kurfürstendamm. Da kommt plötzlich ein großes Auto, darin sitzt ein Mädchen am Steuer. Der kleine Peter hat schon lange nicht so etwas Hübsches gesehen, wie das Auto nämlich. Nanu, denkt der kleine Peter, wie das kleine Jungens so tun, das ist doch René, wie kommt der Strolch zu dem hübschen – Auto? Und unser gutes, altes Stück sagt: *'Sieh mal an, das ist doch Fleur.'* Und da war der kleine Peter sehr neugierig, und als er alles wußte, da ließ er sich versprechen, daß er neben dem Mädchen sitzen wird, wenn sie einmal eingeladen

wird. Und da der Peter ein kluger Junge ist, weiß er nun, daß es der richtige René ist. Und wenn das Mädchen am Steuer nun so nett ist, wie es damals aussah, dann ist es nicht immer so ernst und lacht den kleinen Peter einmal an. Damit ist die lustige Geschichte eigentlich zu Ende. Bei einem Märchen weiß man aber nie so recht, wann es zu Ende ist."

Die ganze Gesellschaft hat zugehört; alle lachen.

"Was denn," sagt Peter, "nun kann man nicht einmal ein harmloses Märchen erzählen, ohne ausgelacht zu werden? Prosit!" Seine Augen blitzen zu Fleur hinüber.

Als man beim Mokka im Nebenzimmer herumsteht, fragt Fleur ihre Gastgeberin, wer eigentlich dieser Peter ist.

"Ein lieber Junge", sagt die alte Dame und sieht zu ihm hinüber. "Einer unserer Besten."

Und nach wenigen Minuten weiß Fleur Bescheid: junger Ingenieur, sehr begabt, erfolgreich. Kein Parteimitglied, stark katholisch interessiert, in England zur Schule gegangen, lange in Frankreich studiert, ein erbitterter Gegner des Systems.

"Warum wollen Sie das eigentlich so genau wissen, Fleur?" fragt die alte Dame und sieht Fleur neugierig an.

"Gott, man will doch wissen, mit wem man zu Tisch gesessen hat. Selten habe ich einen so unterhaltenden Tischherrn gehabt", sagt sie höflich.

Fleur geht nun von Gruppe zu Gruppe. So hat sie es zu Hause gelernt: man darf nie von einer Gesellschaft fortgehen, ohne möglichst mit allen einmal kurz gesprochen zu haben. Fleur fühlt sich wohl in dieser Umgebung. Man kann sich einmal wieder unterhalten, wie man es früher gewohnt war.

Es ist schon ziemlich spät, gegen Mitternacht, als Peter wieder auf sie zukommt. Fleur reicht ihm gerade bis zur Schulter. Seine braunen Augen leuchten warm, als er zu ihr hinunter sagt: "Na, wie geht es uns denn? Ich sehe, man schwatzt sich so erfolgreich durch. Ob wir beide still und heimlich noch ein Gläschen trinken?" Er sieht sich suchend um, der Wein ist längst abgeräumt. Ein Flüstern mit einem der bedienenden Mädchen, und in wenigen Minuten sind zwei volle Weingläser hergezaubert. Peter zieht zwei Sessel in eine Ecke.

"So", sagt er, bietet Fleur eine Zigarette an, und nun sitzen sie beide rauchend da und balancieren ihre Weingläser in den Händen. Niemand kümmert sich um sie.

"Da sind wir also", plaudert Peter. "Ich könnte jetzt viele lustige Geschichten Marke Peter erzählen. Keine Angst, die erzähle ich ein anderes Mal. Nur eins: wie geht es uns wirklich?"

"Gott," sagt Fleur und macht mit der Hand eine unbestimmte Bewegung, "so, so." Eigentlich ist die Art dieses Jungen sehr ungewöhnlich, aber schließlich ganz amüsant.

"Ich weiß," fährt Peter fort, und wenn er spricht, dann hat er über der rechten Augenbraue ein paar Falten auf der Stirn, "ich weiß, es ist alles sehr schlimm, aber man ist sehr tapfer. Das kleine Fräulein Doktor hält sich sehr gut, das sieht man."

Nur kein Mitleid, denkt Fleur, das wäre nicht auszuhalten.

"Ich kenne Ihre Probleme gut", sagt er. "Wissen Sie, manchmal wünsche ich mir, ich wäre selbst betroffen, es wäre dann alles viel eindeutiger, und meine negative Einstellung zu allen diesen Dingen wäre leichter, natürlicher."

Ernst sehen die braunen Augen sie an. "Wir besprechen das ein andermal. Sie haben recht: man hat solche Gelegenheiten, sich etwas auszuspannen, selten."

"Ach," meint Fleur, trinkt ihr Glas aus und stellt es fort, "es hat ja auch keinen Sinn, darüber zu sprechen, es wird nicht besser dadurch."

"Doch, es wird," sagt Peter, "man muß sich aussprechen, wenn man sich allein fühlt. Mit René kann man Auto fahren, nicht sprechen, mit Peter kann man beides. Auf Ihr Wohl."

Fleur möchte loskommen. Warum kann sie sich nicht, wie alle die anderen hier, ganz einfach und zwanglos unterhalten? Schließlich ist sie dazu hergekommen.

Peter hat den Kopf etwas gesenkt, seine Augen scheinen auf seine Schuhspitzen zu sehen. Ab und zu schwingt sein übergeschlagenes Bein hin und her. Eigenwillig ist sein Kinn, und wenn man aus dem Zug um den breiten Mund mit den etwas aufgeworfenen Lippen seine Schlüsse ziehen kann, so hat dieser junge Mann seine eigenen Wege und Meinungen. Die Fingerspitzen seiner gespreizten Hände schlagen gegeneinander. Die dichten, schwarzen Augenbrauen über den Augen, das Profil der großen Nase und das dichte Haar, das in die Stirn fällt, geben diesem Gesicht auch in der Ruhe des Nachdenkens seine eigene Prägung, und Fleur hat das Gefühl, daß es sagt: ich setze durch, was ich will. Ein interessanter Kopf, nun ja. Aber für Menschen hat Fleur im Augenblick nur insoweit Interesse, als sie ihr eine Ablenkung geben können, und eine Ablenkung ist diese Unterhaltung wirklich nicht.

"Kennen Sie eigentlich '*Gone With The Wind*'?" fragt er jetzt, und seine Augen kommen zu ihr zurück: "Sollten Sie auf englisch lesen. Aber ich weiß, Sie haben wenig Zeit für sich selbst. Sie sollten sich mehr um sich selbst kümmern, es gibt wenige Menschen, die dessen wert sind, daß man sich mit ihnen beschäftigt. Wenn es darauf ankommt, sind sie doch alle krasse Egoisten."

Ohne Fleur zu fragen, steht er auf, füllt ihr Glas, reicht es ihr und sagt: "So schnell, wie Sie möchten, kommen Sie hier nicht fort. Auf einen gesunden Egoismus." Er trinkt ihr zu. "Dieser René," fährt er fort und schiebt seinen Sessel dichter an den Fleurs, "dieser René ist ein Blender, das werden Sie aber beim erstenmal gemerkt haben." Spöttisch wandern seine Augen zu Fleur hinüber: "Sehen Sie ihn oft?"

Wie komme ich dazu, über René zu sprechen, denkt Fleur. "Er ist schon längst fort", antwortet sie wie abschließend.

"Aha," sagt er, "'längst' stimmt nicht, ich habe ihn vor ein paar Wochen hier gesehen." Plötzlich unterbricht er sein Lachen und sagt: "Im Ernst: Hände weg."

Fleur erwidert nichts; sie will und will nicht mit dem fremden Menschen über René sprechen.

Sie steht auf, und er macht nun neben ihr ein paar Schritte durch das Zimmer.

"Nicht böse sein", bittet er.

Fleur bleibt unvermittelt stehen, dreht sich zu ihm und sagt zu ihm hinauf: "Ich bin ein hoffnungsloser Fall, Peter, aber ich komme schon durch. Es war nett von Ihnen, sich ein bißchen um mich zu kümmern."

"Aha," sagt Peter, "nun bin ich also doch nett – mehr wollte ich ja gar nicht wissen. Wie wäre es, wenn wir noch tanzten, bevor wir alle gehen?"

"Danke," sagt Fleur, "ich tanze nicht gern." Sie faßt ihre Handtasche fester und schließt sich der Gruppe an, die sich bei den Gastgebern verabschiedet.

Und als Fleur dann zu Hause wieder vor ihrem hellen Spiegel steht und sich die Armbanduhr abnimmt, da denkt sie: verträdelte Zeit.



"Ja?" fragt Fleur, als das Telefon auf dem Schreibtisch geht. Es ist

Mittwoch abend, und sie ist gerade dabei, das Haus zu verlassen. Der Mittwoch ist frei von Sprechstunden, und da sieht sie immer zu, daß sie möglichst früh nach Hause kommt. Es ist ihr Schreibtag, ihr Tag zum aufräumen, ihr Grammophonntag. Müde sieht sie auf die gegenüberliegende Wand. Sie hat heute schon so viele Telefongespräche hinter sich, daß sie nun endlich genug hat. Ungeduldig klopft sie mit dem Bleistift auf die Schreibtischplatte und sagt zu der weinerlichen Frauenstimme im Apparat: "Wenn es wirklich dringend ist, dann müssen Sie in einer halben Stunde hier sein."

Ärgerlich hängt Fleur ein. Die Frau eines früheren Anwaltes; anscheinend ist ihr Mann heute verhaftet worden. Ist ja traurig, aber vielleicht hat er sich etwas zuschulden kommen lassen. Sie muß noch schnell die Post erledigen, damit sie sofort gehen kann, wenn die Frau abgefertigt ist.

Da – wieder ein Telefonanruf, vielleicht hat die Frau es sich überlegt und kommt doch morgen früh.

"Nein," sagt Fleur unwillig, "leider ist es heute ausgeschlossen, ich habe abends eine Sitzung, die bis spät in die Nacht hinein dauern wird." Und als die Stimme am Telefon dringender wird, sagt sie schließlich seufzend: "Na gut, dann kommen Sie sofort herunter, ich muß in einer halben Stunde fortgehen."

Nachdenklich legt sie den Hörer fort. Die Frau eines Steuerberaters: irgend etwas ist da passiert. Vielleicht hängen die beiden Sachen miteinander zusammen.

Als Fleur einen weiteren, ähnlichen Anruf erhält, einen fünften, sechsten, zehnten, da gibt sie ihren Abend endgültig auf. Ihr Interesse ist geweckt. Was ist das?

Mit wachen Augen geht sie in ihrem Zimmer umher; soeben hat sie angeordnet, daß die Referenten ihrer Abteilung im Hause bleiben müssen, die Stenotypistinnen auch. Ein starker Kaffee wird sie, wenn nötig, munter erhalten. Nach einer Stunde liegt der dreißigste Anruf vor. Vor jedem der drei Apparate auf ihrem Schreibtisch sitzt ein Mädchen und nimmt die Anrufe entgegen. Alle diese Leute zu sehen, ist für Fleur natürlich ausgeschlossen. Die späten Besucher werden auf alle Referenten des Hauses verteilt.

Nach einiger Zeit geht Fleur durch die Zimmer der Berater, sieht sich die Notizen an. Es muß sich um eine Aktion gegen einen bestimmten Kreis von Menschen handeln, die trotz der Unschuldsbekundungen ihrer Frauen miteinander in Verbindung gestanden haben. Bisher liegen etwa fünfzig Verhaftungsfälle vor. Weitere Anrufe sind in der letzten Viertelstunde nicht mehr durchgekommen. Gerade will Fleur bekanntmachen lassen, daß ein weiteres Verbleiben im Hause nicht erforderlich ist, als wieder das Telefon geht: ein Anruf der Filiale Köln. Man

bittet um Rat: fast hundert Personen sind dort verhaftet worden, die Gründe sind unbekannt. Informationen, Anweisungen? Fleur hat selbst keine Ahnung, worum es sich handelt. Vielleicht eine weitverzweigte Devisenschiebung. Man muß abwarten.

Nervös rauchend geht Fleur auf und ab. Aktennotizen der Sachbearbeiter türmen sich auf ihrem Schreibtisch. Nach allen Gesichtspunkten versucht man, die Gründe der Verhaftungen festzustellen. Berufsgründe? Alle Berufe sind vertreten: frühere Anwälte, Ärzte, Universitätsprofessoren, Richter, Leute ohne Beruf. Geldschiebungen? Es wäre möglich. Aber hier: Unterstützungsempfänger, kleine Handwerker, unfundierte Existenzen. Sie haben bestimmt keine Mittel für Geldschiebungen. Alle Gesichtspunkte prüft Fleur durch, es will keiner passen. Bis jetzt liegen allein in Berlin über zweihundert Verhaftungen vor, und auch in der Provinz scheint die Zahl ständig zu steigen. Nahezu jede der über das ganze Reich verteilten Filialen läutet nach und nach an, und das Postamt hat der Zentrale eben mitgeteilt, daß über zwanzig Ferngespräche angemeldet sind, die erst im Laufe der Nacht durchgeführt werden können.

Die Besprechungen der Referenten werden nach kurzer Zeit abgebrochen: kein Zweifel, eine weit verbreitete Verhaftungswelle, für deren Gründe einstweilen keine Anzeichen feststellbar sind... Man muß abwarten. Auch das Abhören des Rundfunks um Mitternacht hat keine Klärung gebracht; von Verhaftungen hat man kein Wort gesagt.

Um drei Uhr nachts beschließt Fleur, auf ein paar Stunden nach Hause zu fahren. Sie ist zum Umfallen müde, und wenn sie jetzt nicht geht, dann wird sie morgen nicht arbeiten können. Sie richtet einen Notdienst ein und geht dann die dunkle Straße hinunter, in der das arbeitende Haus vom Erdgeschoß bis zum Dach strahlend erleuchtet ist. Durch die offenen Fenster summt wie am Tage das Geräusch der Büroarbeit. Das muß anders werden, denkt Fleur. Es ist zu auffallend. Sich klein und unsichtbar machen, ist für sie alle das Gebot der Stunde...



In aller Eile kommt Fleur am nächsten Morgen in ihren Zigarettenladen, in dem sie sich stets für den ganzen Tag eindeckt. Einen Augenblick lang stutzt sie im Eingang: die Schaufensterscheibe ist nachts herausgefallen, die Scherben liegen vor der Tür, man muß sich in acht nehmen, daß man sich nicht die Schuhe zerschneidet.

"Pech gehabt", sagt Fleur und steckt die eingekauften Zigarettschachteln in ihre Kostümjacke. Als die sonst so freundliche Verkäuferin nichts erwidert, setzt sie, schon halb im Hinausgehen, hinzu: "Wie ist das geschehen?" Die Verkäuferin hält einen Augenblick im Abstauben der Regale inne: "Darüber spricht man nicht", sagt sie über die Schulter hinweg, und Fleur findet, daß das ziemlich ungezogen war. Eigentlich nicht zu verstehen, da sie doch seit Monaten ständig hier kauft. Ein sonst nettes Geschäft, die Inhaber sind fleißige Leute. Eben haben sie den ganzen Laden modern eingerichtet, mit Klubsesseln und schönen niedrigen Holztischen. Wenn das Mädchen sich weiter so benimmt, dann wird sie hier nicht mehr kaufen können.

Fleur geht zu ihrem Wagen, wirft die Aktentasche hinein und sieht nach der Uhr. Mit einem Fuß schon auf dem Trittbrett, fällt ihr Blick zufällig auf die andere Straßenseite: auch dort scheint eine Fensterscheibe herausgefallen zu sein. Fleur zieht den Fuß wieder zurück. Steht da nicht etwas an dem Laden draußen angeschrieben? Vorübergehende bleiben stehen, sprechen miteinander, gehen weiter. Fleur geht auf die andere Straßenseite. Ein Drogerieladen: die Waren liegen auf dem Bürgersteig, in Zacken stehen noch die Reste der Fensterscheibe im Rahmen. Im Vorbeigehen nimmt ein Arbeiter gerade eine Tube Creme auf, steckt sie in die Tasche und geht weiter, als ob es das Selbstverständlichste auf der Welt wäre. Es wird Zahnpasta oder Rasiercreme gewesen sein.

Fleur sieht sich hilfesuchend um: das geht doch nicht! Einige Leute sehen gleich ihr das zerbrochene Schaufenster an, schweigend, wenige Worte miteinander wechselnd, feststellend. Es ist eben so: hier ist eine Schaufensterscheibe zerschlagen, die Auslage nimmt auf der Straße, jeder nimmt sich etwas, wenn er will.

Fleur hat nachdenklich die Augenbrauen hochgezogen, ihr Blick pendelt jetzt von dem Zigarettengeschäft da drüben zu diesem Laden. Merkwürdig, zwei Läden in der gleichen Straße? Richtig, die Inschrift: in ungeschickt gemalten, brennendroten Buchstaben steht an der Mauer neben dem zerschlagenen Schaufenster ein Wort: **Jude**.

Fleur sieht sich das Ganze nun wie die anderen in aller Ruhe an, sie bemüht

sich, den gleichen Gesichtsausdruck anzunehmen: feststellend, kritiklos. Das ganze Straßenpflaster vor dem Laden ist mit dieser roten Farbe beschmiert. In großen Buchstaben steht auch hier das Wort:

Jude

So wird es sein: der Inhaber muß Gegner gehabt haben, man hat ihm das Schaufenster eingeworfen. Nun ja, vielleicht ist er wirklich Jude. Und die Täter haben ihr Verhalten in einer Weise rechtfertigen wollen, die der Mentalität dieses Staates entspricht. Fleur macht wenige Schritte, eine alte Frau besieht sich gleich ihr den Schaden.

"Was ist hier geschehen?" murmelt Fleur.

"Na, sehen Sie doch," antwortet die Frau und zeigt auf die Inschrift: "Die Inhaber sind **Juden**."

"Ach so", sagt Fleur verständnislos und geht mit ihrer Aktentasche weiter. Sie hat ganz vergessen, daß sie ja eigentlich mit dem Wagen ins Büro fahren wollte.¹⁶

Sie nähert sich jetzt der Ecke Kurfürstendamm. Gruppen von Menschen stehen zusammen, Männer mit kleinen Handkarren schaufeln die Glasscherben ein. Das Klirren und Scharren kommt von allen Seiten herüber, ein ohrenbetäubender Lärm. Es quietscht und kratzt, fallendes Glas zerbricht.

Fleur wirft einen Blick umher. Von Haus zu Haus, die ganze Straße ein Scherbenmeer. Nie hat man so etwas gesehen; eine Bombe kann kaum eine andere Wirkung haben. Fleur sieht sich hilflos um. Was hat sich ereignet? Kein Zweifel: irgendwie hat das alles mit den Dingen zu tun, die sie gestern so lange im Büro aufhielten. Wieder ein ängstlicher Blick: wird sie durchkommen? Millionen von Glassplittern, man möchte die Röcke hochnehmen, wie wenn man durch eine große Regenpfütze geht. Der Zeitungsverkäufer an der Ecke sagt: "Vorsicht, Fräulein!" und lacht. Ob etwas in der Zeitung steht? Fleur faßt in die Tasche, kauft eine Mittagszeitung, und während sie die Straße entlang geht, sucht sie eine Notiz über die Begebenheit der letzten Nacht. Es ist unmöglich, ein solches Ereignis in einer Stadt wie Berlin zu verschweigen. Das elegante Zentrum des Westens sieht wie zerstört aus. Hier wohnen viele Ausländer – so etwas läßt sich nicht verheimlichen. Fleur blättert von einer Seite zur anderen. Das laute Aufheulen eines Polizeiautos läßt sie einen Augenblick lang aufsehen: der Wagen

¹⁶ Die aktentasche liegt allerdings im auto.

ist voll. Weitere Verhaftungen? Wieder studiert sie die Zeitung. Nichts, kein Wort. Fleur klemmt die Zeitung unter den Arm und geht die mit Glas besäte Straße entlang. Überall Männer mit Schaufeln und das ohrenbetäubende Klirren von Glas. Die Auslagen der Fenster liegen auf der Straße: Schlipse, umgeworfene Schaufensterpuppen, Pelze und daneben die Waren eines Photogeschäftes. Weit und breit ist keine Polizei zu sehen, und wenn man will, kann man sich hier eine ganze Aussteuer zusammensuchen. Über die ganze Straße, von einem Haus zum andern, ist jene rote Farbe geschmiert mit den Pfeilen und den gleichen Inschriften.

Kein Zweifel: eine organisierte Aktion, von der Polizei gebilligt, wenn nicht veranlaßt. Denn das sieht ein Kind: wäre das alles gegen den Willen der Gewalthaber inszeniert worden, es würde polizeiliche Absperrungsmaßnahmen geben. Nichts dergleichen! Von allen den Herumstehenden sagt niemand ein Wort gegen diese sinnlose Zerstörung von Eigentum; das zeigt deutlich genug, daß alle sich darüber klar sind, wer die Urheber sind.

Fleur, die plötzlich ein Gefühl der Unruhe überkommt, sieht sich gerade die Schaufenstertrümmer eines Bücherladens an. Zerfetzt und verschmiert liegen die neuesten Erscheinungen im Straßenschmutz herum. Nein, da ist kein Zweifel möglich: eine amtliche Aktion. Woher sollten sonst die Täter wissen, welche Geschäfte Juden gehören, und es ist ganz ausgeschlossen, daß ein ganzes Stadtviertel demoliert werden kann, ohne daß die Polizei eingreift. In keinem Staat ist das möglich und erst recht nicht in diesem, in dem nur geschieht, was den Absichten der Gewalthaber entspricht. Wann ist sie gestern hier vorbeigekommen? Nein, es war heute morgen, als sie aus dem Büro kam, es muß so gegen halb vier Uhr gewesen sein, und da war von alledem noch keine Spur.¹⁷ Da – Polizeiuniformen. An der belebten Straßenecke scheint man sich doch um die Dinge zu kümmern. Fleur überquert hastig die Straße: Hunderte von Menschen sehen nach einer bestimmten Richtung. Sie selbst sieht über die Köpfe

¹⁷ Der Schriftsteller Erich Kästner erlebte die Nacht vom 9. zum 10. November 1938 am Kudamm: "In jener Nacht fuhr ich, im Taxi auf dem Heimweg, den Tauentzien und Kurfürstendamm entlang. Auf beiden Straßenseiten standen Männer und schlugen mit Eisenstangen Schaufenster ein. Überall krachte und splitterte Glas. Es waren SS-Leute, in schwarzen Breeches und hohen Stiefeln, aber in Ziviljacken und mit Hüten. Sie gingen gelassen und systematisch zu Werke. Jedem schienen vier, fünf Häuserfronten zugeteilt. Sie hoben die Stangen, schlugen mehrmals zu und rückten dann zum nächsten Schaufenster vor. Passanten waren nicht zu sehen. (Erst später, hörte ich am folgenden Tag, seien Barfrauen, Nachtkellner und Straßenmädchen aufgetaucht und hätten die Auslagen geplündert.)" (Erich Kästner: *Notabene 45. Ein Tagebuch*; Frankfurt/M 1983, S.140/1)

Siehe auch das Standardwerk: Ben Barkow/Raphael Gross/Michael Lenarz: *Novemberpogrom 1938 - Die Augenzeugenberichte der Wiener Library, London* (Frankfurt/M. 2008)

der Neugierigen hinweg. Erst allmählich entrollt sich ihr das Bild: Hunderte von Polizeibeamten riegeln die Straße ab, halten die Autos an: Privatwagen und Taxis ohne Unterschied. Man öffnet die Wagentür, wenige Worte scheinen gewechselt zu werden. Was dann geschieht, bleibt ihr unverständlich. Was bedeutet das? Manche Wagen läßt man ungehindert weiterfahren, auf die Trittbretter der andern springen Polizeibeamte, und die Wagen halten dann wieder in einer Nebenstraße.

Neben ihr verfolgt ein junges Mädchen gleich ihr die Szene. "Was geschieht denn hier?" fragt Fleur leise.

Und ebenso leise und vorsichtig kommt es zurück: "Die suchen nach Juden, alle Juden werden verhaftet."

Erst einige Augenblicke später versteht Fleur. Ihr Herz klopft bis zum Halse.

Geschüttelt von der Erregung, die über der Stadt liegt, nimmt sie ihren Weg wieder auf. Auf der anderen Seite ist wieder ein Auflauf. Die Menschen strömen zusammen: wahrscheinlich ein Aufmarsch der **Partei**. Hoffentlich sind keine Fahnen dabei, denkt Fleur flüchtig, sonst ist sie in dem Dilemma des Grüßenmüssens und Nichtgrüßendürfens. Sie hat gute Augen: nein, die roten Fahnentücher mit den **Hakenkreuzen** scheinen zu fehlen. Ein Demonstrationszug?

Alte Männer, junge Burschen, wie sie heute früh aus den Betten geholt wurden, wahllos zusammengerafft. Lahme und Krüppel, und niemand hat sie gefragt, ob sie nicht im letzten Krieg verwundet wurden. Voran ein alter Mann mit einer goldenen Brille, doch fehlt ein Glas, man wird es ihm ausgeschlagen haben. Zu vieren nebeneinander gehen sie in langsamem Schritt, sehen nicht rechts, sehen nicht links.

Ein Zug des Leidens, ein Zug des Hohns. Viele gute Köpfe darunter, Geistesarbeiter, Forscher, daneben Arbeiter, kleine Handwerker. Der Trupp der Gefangenen kommt näher, ganz nahe nun. Diese Männer hier, zusammengetrieben wie das Vieh: was hat man ihnen getan, daß sie in kurzen Abständen Worte ausrufen, die sie selbst beleidigen? Und in dem Durcheinander von Glasscherben, ausgeplünderten Schaufenstern und der Aufregung dieser leidenschaftlich aufgewühlten Stadt ist dieser Chor der Männerstimmen doppelt grausig. Dem Zug voran gehen Männer in **Parteiuniformen**, die Gewehre auf den Schultern. Ob sie fürchten, daß diese armen, mißhandelten Menschen sich zur Wehr setzen werden? Eine Eskorte, deren Gesichter das Schlimmste befürchten lassen, säumt den ganzen Zug ein, den Zug getretener, geschlagener Menschen.

Kolbenstöße treiben die Säumigen an: Zwanzigstes Jahrhundert.

Fleurs Blick tastet sich zu den Passanten, die sich dieses Schauspiel ansehen, hunderte an der Zahl. Manche lachen und scheinen Gefallen daran zu finden. Die Gesichter der anderen sind verschlossen: kein Gefühl der Anteilnahme, kein Gefühl des Mitleids oder Abscheus.

Fleurs Zähne schlagen plötzlich aufeinander: ob Fred oder Eva auch so durch die Straßen geführt werden? Es wäre nicht auszudenken.

Wie gejagt läuft sie wenige Minuten später die Treppen zu ihrem Bürozimmer hinauf, vorbei an den Ketten von Menschen. Dicht gedrängt stehen sie in den Korridoren, in den Treppenfluren. Weinende Frauen in der Mehrzahl, und ihr Murmeln liegt über dem ganzen Haus. Fleur reißt die Tür zu ihrem Zimmer auf, ein erleichtertes Aufatmen der Mädchen, schon sitzt sie, noch den Hut auf dem Kopf und die Aktentasche unter dem Arm, am Telefon und meldet ein Blitzgespräch nach Hamburg an. Ungeduldig trommelt sie auf den Schreibtisch, unstedt tastet ihr Blick die gegenüberliegende Wand, die Akten, die Bilder an den Wänden ab: was mag mit den Eltern sein, was mag mit den Eltern sein?! Lieber Gott, nur das nicht...

Da – ein Knacken im Apparat, die Stimme Evas, und sofort weiß Fleur, daß alles in Ordnung ist. Sie atmet auf, lehnt sich erschöpft in ihrem Stuhl zurück.

"Ja?" fragt Eva nun zum dritten Male, und jetzt erst findet Fleur die Kraft, etwas zu sagen. Ein seltsames Gespräch unter solchen Umständen. "Ich wollte nur wissen," sagt sie, "ob ihr gesund seid."

"Doch," antwortet Eva und hat sofort verstanden, "es geht einigermaßen." Sie kann Fleur ja nicht sagen, daß man Fred nur deshalb nicht verhaftet hat, weil er vor Aufregung einen schweren Herzanfall hatte.

"Willst du Fred sprechen?" fragt sie. Und dann, ja dann ist wahrhaftig Fred am Telefon: "Ich bin gesund", sagt er lakonisch, und Fleur spürt nun, daß irgend etwas nicht stimmt. Aber die Hauptsache: er ist zu Hause.

"Und du, mein Kind?"

"So, so," sagt Fleur, "viel zu tun, natürlich."

"Ich weiß," antwortet Fred, "bleib gesund, mein Kind, und melde dich bald wieder."

Als Fleur noch schnell ein paar Worte des Abschieds gesagt hat, ist die gute, beruhigende Stimme fort. Man war nicht so allein in diesen wenigen Minuten.

Und nun rollt das Bild dieser letzten Nacht an Fleur vorüber. Was sie nicht selbst gesehen hat, das wird ihr gegenständlich genug geschildert. In allen Stadtteilen

brennen die Gotteshäuser, und überall das gleiche Bild: die untätige Feuerwehr, die nichts tut, um die absichtlich gelegten Brände zu löschen. Tausende sind in der Nacht und in den frühen Morgenstunden verhaftet worden, ohne Unterschiede des Alters und des Berufes: Anwälte, Handwerker, Ärzte, Priester¹⁸, zusammengetrieben, aus den Betten geholt, verschleppt. Man weiß, daß sie in ein **Konzentrationslager** gebracht werden, man hat die Züge auf den Bahnhöfen fortfahren sehen, und beim Einsteigen gab es Kolbenstöße, Tritte und Hiebe. Polizeifallen arbeiten in allen Stadtteilen, und wo man **Nichtarier** trifft, da verhaftet man sie, auf der Straße, in Geschäften, in Untergrundbahnstationen, von den Omnibussen weg.

Man zerrt sie aus den Wohnungen: es klingelt in aller Morgenfrühe, man öffnet und plötzlich ist die Wohnung gefüllt mit fremden Menschen, die hier nichts zu suchen haben. Die Männer in Uniform haben Beile in den Händen, und in wenigen Augenblicken ist alles in der Wohnung zerschlagen, was zerschlagbar ist: der Hausrat, das Geschirr, die Möbel und Lampen. Man schleppt mit, wessen man gerade habhaft werden kann; in wenigen Minuten ist der Spuk verfliegen, und was zurückbleibt, sind Trümmer, Scherben, Zerstörung. Die Kranken holt man aus den Krankenhäusern, die Ärzte von den Operationen. Und noch immer fahren die vollen Polizeiwagen mit den Verhafteten an den zerschlagenen Geschäften vorbei durch die Straßen, die gefüllt sind mit aufgeregten Menschen. Was hier in Berlin in die Tausende geht, das ist in den anderen Städten völlig durchgeführt worden, und es gibt keine Familie, die nicht betroffen wurde. Je kleiner die Stadt, um so größer die Zerstörung; Hunderte sind erschlagen worden in dieser Nacht des Grauens. Die Tempel verbrannt, die Menschen durch die Straßen geführt, beschimpft und geschlagen. Es gibt keinen jüdischen Friedhof mehr, dessen Grabsteine nicht zerstört wurden. Waisenhäuser hat man angesteckt und die halbnackten und schreienden Kinder hohnlachend durch die morgenhellen Straßen gejagt.

Müde und erschöpft lehnt Fleur in ihrem Arbeitsstuhl; seit Stunden schon hört sie diese Berichte, Variationen nur des gleichen fürchterlichen Tatbestandes: Menschenjagd auf Anordnung der Regierung. Es ist keine Erklärung, wenn man jetzt den Vorwand kennt: irgendwo im Ausland hat ein siebzehnjähriger Pole einen deutschen Beamten erschossen, mit dem er einen persönlichen Streit

¹⁸ Gemeint sind vermutlich rabbiner.

hatte.¹⁹ Es ist ja so gleichgültig, welchen äußeren Grund man angibt. Es ist sonnenklar, daß man seit vielen Monaten die Vorbereitungen zu dieser Aktion getroffen hat. Man hat **Konzentrationslager** gebaut, man hat ein vollständiges Verzeichnis aller **Nichtarier** und ihrer Unternehmungen hergestellt, man hat die Listen derer verteilt, die verhaftet werden sollen.

Und man hat nicht einmal den Mut, sich offen dazu zu bekennen: man behauptet, das Volk habe sich wegen des erschossenen Beamten empört, man habe Mühe gehabt, die nichtarischen Staatsbürger vor seiner Wut zu schützen. Niemand sei verhaftet, nichts gestohlen worden, die öffentliche Ordnung sei gewahrt. Wenn in ausländischen Blättern etwas anderes stehe, dann sei das eben die böswillige Information jüdischer Kreise, und die Empörung des Volkes hierüber sei umso verständlicher. Das alte dumme Lied – und niemand glaubt daran.

Den Leuten, die von der Regierung und der Partei zu diesen Gewalttaten kommandiert worden sind, mag manchmal gar nicht danach zumute gewesen sein. Manchmal...

Aber die Tatsache bleibt bestehen: es ist geschehen, das Unvorstellbare: Kollektiv-"Justiz" ohne Gerichtsverfahren, ohne Urteilsspruch an unschuldigen, friedlichen Menschen, denen man ohnehin nichts gelassen hatte als die eigenen vier Wände, gefüllt mit Sorgen um das tägliche Brot.

Müde ist Fleur, zum Umfallen müde. Es ist spät, aber an ein Heimgehen ist nicht zu denken. Noch immer sitzen sie ihr gegenüber, die Angehörigen, die Freunde der Opfer dieser sadistischen Wut und verlangen Trost, Rat und erfolgreiche Hilfe.

Hilfe? Wie soll man sie leisten? Noch immer ist die Aktion in vollem Gange, und wie ein Gespenst steht hinter der für alle diese Menschen zu leistenden Arbeit die Frage, ob man nicht selbst betroffen sein wird, heute oder morgen. Es ist allerdings wahr, daß wenige Frauen bisher verhaftet wurden, aber es ist doch vorgekommen – und dann immer Frauen, die noch im Beruf standen. Und sie selbst? Ihr Amt hat es mit sich gebracht, daß sie oft bei der **Gestapo** war, um Fälle zu besprechen oder Anweisungen einzuholen. Kaum ein Tag ist vergangen, an dem die **Behörde** sie nicht angerufen und in diesen oder jenen Fragen Auskunft verlangt hat. Soviel ist sicher: der Zeigfinger des Beamten hat auch an ihrem Namen auf der Liste verharret, als er die zu verhaftenden Frauen

¹⁹ Kein persönlicher Streit, sondern der Versuch eines Protests gegen die Abschiebung polnischer Juden aus Deutschland (darunter Herschel Grynszpan's Familie).

bestimmte. Daß sich bisher niemand bei ihr gemeldet hat, will gar nichts besagen.

Fleur läßt sich, den Redestrom der vor ihr sitzenden Frau unterbrechend, mit ihrer Wohnung verbinden und hört, nervös auf den Anschluß wartend, nur mit halbem Ohr der Erzählung der Frau zu. Endlich, die Stimme ist da.

"Etwas Besonderes?" fragt Fleur und sieht mit halbgeschlossenen Augen dem Rauch der Zigarette nach.

"Gar nichts" erwidert die Wirtin, und es ist kein Zweifel, daß sie genau weiß, was Fleur gemeint hat. "Sie kommen doch spät nach Hause?" setzt sie hinzu.

Also doch, denkt Fleur – die Wirtin hat auch an die Möglichkeit gedacht, daß man mich holt. Der Hörer fällt auf die Gabel.

Man wird besser vorsichtig sein. Ja, man wird sich in acht nehmen müssen; in jedem Fall wird sie spät nach Hause gehen und morgen das Haus in aller Frühe verlassen. Unruhig geht sie im Zimmer auf und ab. Es ist zwölf Uhr nachts, und noch wird im ganzen Haus gearbeitet.

Eine halbe Stunde später geht Fleur für einen Augenblick in die Kantine, um eine Tasse Kaffee zu trinken. In dichten Schwaden hängt der Rauch im Licht. Man rückt zusammen. Übermüdet, überanstrengt von der Arbeit und der Aufregung sitzen sie zusammen und besprechen die Ereignisse dieser letzten Stunden. Es gibt genug zu besprechen. Trotz großer Unbequemlichkeit sind alle entschlossen, nachtsüber hierzubleiben, und sie beschwören Fleur, sich keine Schwierigkeiten zu machen und ein Gleiches zu tun. Irgendeine Couch wird sich schon finden. Fleur überlegt hin und her: es ist schon wahr, etwas sicherer ist sie hier. Mit einem Auto nach Hause zu fahren, ist vielleicht gefährlich, denn es besteht keine Gewähr, daß man nicht auch nachtsüber Razzien veranstaltet. Und doch: tagelang kann sie nicht hierbleiben, und niemand weiß schließlich, wie lange das alles so weitergehn wird. Nein, es hat keinen Sinn, sich hier herumzuquälen, so übermüdet von allem, wie sie ist. Sie steht auf, verabschiedet sich, und kopfschüttelnd sehen die anderen ihr nach: ein bodenloser Leichtsin.

Fleur ist schon auf der dunklen Straße. Sie sieht zurück: heute liegt das Haus im Dunkeln; sie hat dafür gesorgt, daß diese auffallende Helle verschwindet. Dunkel sind die Straßen, kalte Feuchtigkeit liegt in der Luft. Am Himmel matter roter Schein: es muß noch immer irgendwo brennen. Wenige Menschen, wie immer zu solch später Stunde, ein paar Uniformen, nichts Auffallendes ringsum. Die kühle Nachtluft tut gut nach diesem aufregenden Tag.

Wie kommt sie nach Hause? Es ist ihr unmöglich, die ganze Strecke zu gehen, es

würde Stunden dauern. Straßenbahn, Autobus, U-Bahn? Man kann nicht wissen, ob nicht gerade die Kontrolle einsetzt. Fleur schwankt hin und her: welche Überlegungen in einem Lande, in dem man geboren ist, kommt es ihr flüchtig in den Sinn. Ein Taxi ist doch wohl noch das sicherste.

Aber sie kann während der ganzen Fahrt das Gefühl der Unsicherheit, der einschnürenden Angst nicht loswerden. War es nicht vielleicht doch ein unverantwortlicher Leichtsinnszug, das Büro zu verlassen? Sie drückt das Gesicht an die kalte Fensterscheibe. Der Wagen jagt die dunklen Hauptstraßen entlang. Überall liegen noch die Glashaufen der zusammengefügten Fensterscheiben herum, wie nach einem Straßenkampf. Die Schaufenster der großen Geschäfte sind mit rohen Holzbrettern verschlagen; leer und kalt wie eklige Zahnlücken sind die zerstörten Läden und Wohnungen. Jetzt kommt gleich die Straßenecke, an der heute die Polizei die Wagen aufhielt. Erregt späht Fleur nach vorne und starrt über den Rücken des Chauffeurs hinweg die dunkle Straße entlang. Nichts zu sehen – aber kann man wissen? In schneller Fahrt nähert sich der Wagen der Ecke: noch immer kann sich etwas ereignen. Noch ein paar Augenblicke: aufatmend fällt Fleur in das Polster zurück.

Als sie wenige Minuten später die Wohnungstür aufschließt, ist sie so außer Atem, daß sie zunächst im Flur in einen Stuhl fällt. Sie kann kaum mehr weiter. So findet sie die Wirtin, die ihr fürsorglich Hut und Mantel abnimmt und wenig Worte macht.

"Ein Herr wartet auf Sie", sagt sie dann, und als Fleur auffahrend sie mit entsetzensgroßen Augen anstarrt, fügt sie begütigend hinzu: "Wohl ein Bekannter von Ihnen."

"Bekannter?" murmelt Fleur.

Argwöhnisch mustert sie den hellgelben dicken Ulster und den dunkelbraunen Hut. Sie hat keine Ahnung, wer das sein kann, aber sie ist zu müde, um lange nachzudenken.

Zweimal setzt sie an, dann kann sie endlich aufstehen. Ihr bleiches Gesicht mit den dunklen Rändern unter den Augen starrt sie einen Augenblick aus dem Spiegel an. Mechanisch fährt sie sich durch die Haare, über das Gesicht. Es ist ja ganz gleichgültig, wie sie aussieht. Sie öffnet die Tür zu ihrem Wohnzimmer – das helle Licht blendet sie. In dem tiefen Ledersessel sitzt ein Mann und kehrt ihr halb den Rücken zu; jetzt steht er auf, dreht sich um und kommt ihr entgegen.

Wenn sie sich recht erinnert, mit ihren überanstrengten Augen zu ihm aufblinzeln, dann ist es jener Peter, der sie damals – es ist wie eine Ewigkeit her – so amüsant unterhalten hat. Sie hat ihn seither nicht mehr gesehen. Zwar hat

er sie ein- oder zweimal angeläutet und sie zu einer Autofahrt eingeladen, aber sie hatte niemals Zeit. Warum er hierher kommt, zu so später Nachtzeit – und gerade heute?

Unsicher sieht sie zu ihm auf: sie hatte ihn gar nicht mehr so recht im Gedächtnis. Ja, richtig: die braunen Augen, das dichte schwarze Haar und das eigenwillige Kinn.

"So", sagt er, als ob kein Wort sonst zu verlieren wäre. Er faßt ihre Hand und führt sie zu dem Tisch: "So, jetzt wird ruhig hingesetzt und nicht unterhalten. Nun hat Peter die Regie." Fleur sitzt in dem hohen Lehnstuhl, das helle Licht erlischt, und in dem angenehm abgedämpften Licht der Ecklampe sieht sie zu, wie dieser Peter mit seinen großen Händen mit Mokkatassen und winzigen Kuchentellern hantiert. Wie kommt das alles hierher: auf dem Tisch steht neben dem Kuchen ein großer Strauß, man riecht den süßen Sommerduft bis hierher, er vermischt sich mit dem Geruch des eingeschenkten Kaffees. Eine angenehme Erholungsstunde nach einem arbeitsreichen Tag könnte es sein – wenn, ja wenn nicht dahinter dieses Gespenst lauern würde, das in der Stadt umgeht. Erst vor wenigen Minuten, auf der Schreckensfahrt durch die Nacht, schnürte die Angst ihr die Kehle zu.

"Ja, ich weiß", sagt Peter und reicht ihr die Mokkatasse und den Kuchenteller hinüber. Während er in seiner eigenen Tasse rührt, sieht er Fleur von der Seite an: "Ich weiß, wir sind zum Umfallen müde."

Als Fleur hinübersieht, legt er den Zeigefinger auf den Mund: "Nicht," flüstert er, "hier wird nicht gesprochen." Und nach einer Weile des Schweigens, während der Blick Fleurs unruhig von den Blumen zu diesem fremden Menschen zurückgleitet, hört sie ihn leise sagen: "Keine Angst haben."

Er stellt seinen Teller und die Tasse auf den Tisch und beugt sich zu Fleur hinüber. Seine Arme ruhen auf seinen Knien, und die dichten Haare fallen eigenwillig in die Stirn. Das Lampenlicht trifft die braunen Augen und gibt ihnen einen hellen, gelben Schein. Jetzt nimmt er Fleur die Teller ab. Sie läßt alles apathisch mit sich geschehen.

Sie ist so müde, daß sie keine Kraft mehr zu einem Widerstand findet. Es ist so gut hier... Beruhigend das Licht, beruhigend die Stille, in die das Pendeln der großen Standuhr schwingt. Dieser geschmückte Tisch ist wie eine Erinnerung an Zeiten, in denen so etwas wichtig war, Zeiten, in denen man nicht gehetztes Wild war. Warm ist es hier, angenehm warm, und dieser Menschenblick da vor ihr tut ihr gut. Peter nickt ihr zu, und Fleur schließt die Augen.

Peter mit seinen achtundzwanzig Jahren hat in diesem Augenblick das merkwürdige Gefühl, ein Mann geworden zu sein. Wie müde ist dieses Mädchen und wie blaß! Die schönen, gebogenen Wimpern ruhen wie feine scharfe Striche auf der weißen Haut. Rot sind die Lippen, und dann und wann zuckt es nervös um die Augenwinkel und den Mund: ein erschöpfter Mensch, der sich in dem ruhigen Licht dieser Lampe etwas erholt. Für wie lange? Beim Öffnen der Augen wird sie wieder dasein, diese Angst einer Gehetzten vor der grausigen Wirklichkeit. Ob sie friert? Suchend wandert sein Blick durch das Zimmer. Behutsam und leise steht er auf, nimmt die Schlafdecke, breitet sie auseinander und legt sie sorgsam auf Fleurs Knie.

Nun sitzt er wieder auf seinem Stuhl, vorgebeugt, das Kinn in die rechte Hand gestützt, und sieht sinnend auf dieses Mädchen, auf ihr Gesicht, die schönen dunklen Haare und die schmalen Hände, die auf der Lehne des Stuhles liegen. Gut wird ihr das tun, diese Ruhe hier.

Nachher wird er sie mitnehmen: sie kann in dem Zimmer seiner Schwester übernachten. Dann wird sie wenigstens nachtsüber Ruhe haben. In seiner Wohnung vermutet niemand sie, selbst wenn sie gesucht werden sollte. Und wer weiß, vielleicht hat ihn ein guter Stern hierher gebracht, um sie vor dem Schicksal der anderen zu bewahren. Unausdenkbar, sich vorzustellen, daß auch sie diesen Leidensweg gehen sollte, sie, Fleur.

Was weiß er von ihr? Wenig – aber vielleicht doch genug, um sich ein Bild zu machen. Mit allen seinen Bekannten hat er in den letzten Wochen über Fleur gesprochen und zu erfahren versucht, was eben von dritten gleichgültigen Menschen zu erfahren ist. Als er heute die Schreckensszenen auf der Straße sah, war sein erster Gedanke: was ist mit Fleur? Ja, im Augenblick ist sie in Sicherheit.

Ist sie es wirklich? Peters Blick löst sich und streift unruhig im Zimmer umher. Nein, sie ist es nicht. Wenn man auch gehört hat, daß die Verhaftungen im allgemeinen um fünf Uhr morgens beginnen, so gibt es da keine Regeln, und es kann jeden Augenblick läuten, gerade weil man weiß, daß sie immer erst spät nach Hause kommt. Dann aber würde er ihr nicht helfen können und sich selbst noch mit hineinziehen.

Leise steht er auf und geht in dem Halbdunkel des Zimmers hin und her. Der Teppich verschlingt seinen Schritt. Ob er sie wecken soll? Die Hände in der Tasche, bleibt er mitten im Zimmer stehen und sieht sich das friedliche Bild dieses schlafenden Mädchens an. Wie schön ist es, dieses Ausruhen – etwas

Demütiges liegt über dem gesenkten Kopf. Ein Wahnsinn das Ganze, eine Schande.

Ja, warum rührt es ihn so besonders auf, daß Fleur davon betroffen ist? Aber es ist nicht Zeit darüber nachzudenken, es wird etwas sein, was eben so hat sein sollen. Und das ist sicher: er spürt eine Verantwortung. Nicht eine Sekunde gibt es etwas zu überlegen: dieser Mensch braucht Hilfe, seine Hilfe, da darf man nicht lange hin und her denken. Er ist hier, um zu helfen.

Peter geht zum Tisch, schenkt eine neue Tasse ein und ein Kognakglas. Er räuspert sich: Fleur rührt sich nicht. Peter setzt sich hin, rückt seinen Stuhl ganz nahe an den ihren. Er legt die Hand Fleurs in seine beiden Hände und streichelt sie. Kein Auge läßt er von ihrem Gesicht.

Fleur ist aufgewacht. Sie blinzelt, schreckt auf, gequält von all den Bildern des vergangenen Tages. Das erste, was sie sieht, ist ein fremdes Gesicht. Aber es ist ein gutes Gesicht, freundlich, verständnisvoll ist sein Lächeln. Ein Blick noch auf den gedeckten Tisch mit den festlichen Blumen in abgedämpftem angenehmem Licht... Schnell schließt sie die Augen wieder und nimmt dieses friedliche Bild mit in ihre Vorstellungswelt. Eine kleine Weile noch diese Illusion, nur für ein paar Augenblicke noch.

Das Bild verflüchtigt sich, darüber schieben sich die anderen, und man findet wieder zurück in die Wirklichkeit.

Wie war denn das? Ich kam nach Hause... Fleur öffnet die Augen, zu einem kleinen Spalt nur, vielleicht merkt er es nicht. Doch – da ist dieses Lächeln in den braunen Augen, freundliche Augen mit einem gelben Schimmer und ein dunkler Haarschopf, der eigenwillig in die Stirn fällt. Fleur macht die Augen schleunigst wieder zu.

Da sitze ich nun, denkt sie, übermüdet, abgekämpft von einem schweren, unvergeßlichen, entsetzlichen Tag, und ein wildfremder Mensch sitzt bei mir, streichelt meine Hand, ein Mensch, an den ich nie gedacht hab. Er hat für mich eingekauft, hat den Tisch gedeckt und gewartet, stundenlang gewartet, hat nicht viele Worte gemacht. Ein ganz fremder Mensch hat gefühlt, daß ich jetzt nicht allein sein darf, daß ich jemanden brauche.

Kein anderer hat daran gedacht: nicht Henry – er läßt den Dingen ihren Lauf und wird gemeint haben: nun, da ist eben nichts zu machen, dagegen kann man nicht an. Und René, ja René wird aufgeregt die Zeitungen lesen, aber – er kann ja nicht helfen, er muß bleiben, wo er ist und sehen, daß er selbst durchkommt.

Und trotzdem: ich bin nicht allein, jemand sieht nach mir und macht sich

Sorgen.

"Fleur," sagt eine unbekannte Stimme leise, "Fleur, Sie müssen jetzt aufwachen. Hier ist ein guter Kaffee und ein Kognak. Kommen Sie, wir müssen gehen."

Er weiß doch nichts von mir, denkt Fleur und öffnet die Augen, und es gibt nichts, was mich mit ihm verbindet.

Gehorsam trinkt sie den Kaffee, einen Schluck Kognak, dazwischen wieder Kaffee, und sie bekommt eine Zigarette. Fleur ist wach geworden. Bisher hat sie eigentlich nichts gesagt, nicht einmal bedankt hat sie sich. Sie sieht ihn an.

"Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, was wir für Sie getan haben", flüstert sie.

"So," erwidert Peter und schüttelnd mißbilligend den Kopf, "das fehlte auch noch, daß Sie jetzt Reden halten. Jetzt wird der Kaffee ausgetrunken, ein kleiner Koffer eingepackt, und Sie kommen mit zu uns. Im Zimmer meiner Schwester ist eine freie Couch, da werden Sie einmal ordentlich ausschlafen und den ganzen Kram vergessen."

Fleur sieht ihn an: was ist das eigentlich für ein Mensch, und warum sitzt er hier? Aber richtig nachdenken kann sie im Augenblick nicht, sie ist viel zu erschöpft. Nur eins ist sicher: sie wird nicht mit ihm fahren. Es ist zwar wahr, daß sie hier gefährdet ist, aber ebenso sicher ist, daß sie ihn und seine Familie aufs schwerste gefährden würde, wenn es herauskäme, daß sie dort Zuflucht gefunden hat. Er würde selbst verhaftet werden, in ein **Konzentrationslager** gebracht, würde ausgestoßen aus seinem Beruf. Es wäre ein schlechter Dank für seine Freundlichkeit.

"Sie sind sehr lieb zu mir, Peter," Fleur nimmt den Blick von ihm fort, "aber daß ich mit zu Ihnen komme, ist ganz ausgeschlossen, so freundlich der Vorschlag gemeint ist. Nicht wahr, es ist genug, daß einer von uns beiden in solch einer unmöglichen Lage ist. Das fehlte noch, jemand anders mit hineinzureißen."

Peter schlägt mit der Faust auf den Tisch und steht auf.

"Das ist wieder einmal echt Fleur", sagt er wütend und geht vor ihr auf und ab.

"Menschenskind, seien Sie doch einmal Egoistin und denken Sie an sich, nur an sich. Sie müssen heraus aus dieser Ungewißheit und Angst. Daß jemand Sie bei uns entdeckt, ist unwahrscheinlich."

"Unwahrscheinlich, Peter – das genügt mir."

Fleur steht nun vor ihm. "Ich werde hierbleiben und natürlich vorsichtig sein. Aber hierbleiben tue ich heute nacht, bestimmt, ganz bestimmt. Und nun wollen wir nicht mehr darüber reden. Jetzt wird schön nach Hause gegangen, Peter. Haben Sie vielen Dank für alles."

Sie hält seine Rockklappe fest: "Morgen läute ich Sie an. Wenn ich es noch kann."

Vergessen Sie eins nicht: Sie habe einem Menschen geholfen."

"Unsinn," sagt Peter, "und das Predigen müssen Sie sich abgewöhnen. Sentimentalitäten hasse ich. Ich weiß, es wird Ihnen nichts geschehen, und wehe, wenn Sie morgen nicht anläuten."

Als Fleur wenig später die Haustür hinter ihm schließt, da ist sie wieder ganz wach. Sie wirft einen Blick auf die Uhr. Man kann es kaum glauben, daß diese pechschwarze Dunkelheit das Dämmern eines neuen Morgens ist.



Die Nebelschwaden liegen an diesem winterlichen Herbstmorgen noch auf den Straßen. Es ist dunkel und die Laternen brennen noch, als Fleur die Haustür hinter sich zuschließt und nun fröstelnd auf der Straße steht. Die naßkalte Feuchtigkeit kriecht in ihren Herbstmantel, der kleine Pelzkragen ist sofort nebelfeucht. Ihr Atem ist im Licht der Laterne eine kleine Dampfwolke: Gradmesser der Ungemütlichkeit.

Als das Heulen eines Polizeiwagens ertönt, nimmt Fleur, den Kragen hochschlagend, schnell ihren Weg ins Ungewisse auf. In der Hand hält sie eine große Aktentasche: sie hat alles eingepackt, was sie für den Fall einer Verhaftung brauchen würde.

Sie ist hungrig, nur eine Tasse Kaffee konnte sie trinken in der Angst, daß es schon zu spät werden würde... Zu spät? Im Licht einer Gaslaterne sieht sie auf ihre Armbanduhr: es ist kurz nach fünf Uhr.

Sie überlegt sich, was sie eigentlich beginnen soll. Sie hat mindestens vier Stunden Zeit, bis sie ins Büro zur Arbeit gehen kann. Dunkel sind die Straßen, dunstig und neblig ist der Lichtkreis um die Laternen. Die Scheinwerfer der Autos schieben für Sekunden einen Lichtkegel in die Nebelwand, und nach wenigen Augenblicken verlischt die milchweiße flimmernde Bahn. In diese Dunkelheit hinein zu marschieren, die schwere Tasche unter dem Arm, ist

sinnlos. Auch ist es gefährlich, so allein auf der Straße zu sein. Man kennt nicht die Anweisungen der Polizei – wer weiß, vielleicht arbeiten die Menschenfallen schon.

Fleur steht vor einem für sie ganz neuen Problem: was tut man morgens zwischen fünf und neun Uhr, wenn man sich verstecken will in einer Stadt, in der das Grauen umgeht? Ein neues Problem, ein kaum lösbares Problem. Lokale sind jetzt nicht offen. In den Wartesälen der Bahnhöfe finden ununterbrochen Durchsuchungen statt. Bei diesem Wetter kann man sich auch nicht einfach auf eine Parkbank im Freien setzen...

Sie geht zur Autobushaltestelle und beschließt zu warten.

Kein Zweifel: sie ist auf der Flucht. Auf der Flucht vor jenem Unbekannten, das Gewalt heißt, gnadenlose Gewalt. Die Eltern müßten sie hier sehen...

Ist es möglich? Während sie hier steht, frierend vor Kälte, vor Übermüdung und Angst, schläft Henry in seinem Zimmer einen ruhigen Morgenschlaf. In wenigen Stunden sitzt er in seinem Büro, etwas müde von einem reichlichen Frühstück, liest bei einer Morgenzigarette die Zeitung. Und ich stehe hier im Dunkeln und weiß mir keinen Rat.

Und René? Er hat noch viele Stunden Schlaf vor sich. Wo er wohl schläft in dem schönen Paris, das gar nicht so schön sein mag, wenn man kein Geld hat, die Sprache nicht kann und sich ohne Freunde und Verbindungen durchsetzen muß. Gut jedenfalls, daß er nicht in diesem Wirbel hier ist und man sich noch Sorgen um ihn machen muß. Wenn er die Zeitungen liest und sieht, was hier vorgeht, dann wird sein erster Gedanke sein: gut, daß mich das nichts mehr angeht, und vielleicht denkt er an mich.

Das alles aber hilft im Augenblick nichts, und sie friert entsetzlich.

Fleur schiebt ihren Hut tief ins Gesicht, senkt das Kinn in den Mantelkragen und besteigt den ersten Omnibus, der gerade hell erleuchtet an der Haltestelle ankommt. Als sie dann mitten unter rauchenden Arbeitern in die Stadt fährt, da ist das Problem, was sie dort tun soll, noch immer nicht gelöst. Fleurs Gedanken eilen der Fahrtrichtung voraus, und mit einemmal weiß sie, was sie unternehmen wird. Sie sieht nach ihrer Uhr: es wird gerade die richtige Zeit sein.

Sie hat sich nicht getäuscht. Mit dem Strom der Menschen geht sie zur Messe in die Sankt-Hedwigs-Kirche. Unter den Hunderten sitzt sie jetzt in einem warmen Raum, hinter dessen bunten Fenstern das Tageslicht sich mehr und mehr abzeichnet, noch überstrahlt von dem hellen Schimmer der Kerzen.

Hier sitze ich also, denkt Fleur, es ist morgens sechs Uhr, und es gibt nur eine

Zuflucht für mich in dieser größten Stadt des Landes, in dem ich geboren bin: diese Kirche. Ich habe nichts getan, als daß ich hier lebe, und muß mich verstecken vor einer Gewalt, die blindlings um sich schlägt. Niemand ist mir nahe, nichts als diese Gefahr, die draußen vor der Kirchentür schon auf mich warten mag. Da unten steht meine Tasche mit den wenigen einfachen Dingen, die man braucht, und ich weiß nicht einmal, wo ich heute nacht schlafen werde. Ich bin auf der Flucht – und merkwürdig, sie erweckt die primitivsten Instinkte des Menschen: ich habe mich in die dunkelste Ecke der Kirche gesetzt. Drei Stunden werde ich hier sitzen, erst dann kann ich ins Büro gehen. Gott weiß, auf welchem versteckten und komplizierten Wegen. Es ist nicht abzusehen, wie lange ich mich so werde herumdrücken müssen.

Die Orgel spielt, der Chor singt, und unter den Hunderten von Frommen sitzen hier und da verteilt andere Gejagte, die gleich ihr hier eine kleine Weile Zuflucht finden. Es ist ein Trost zu wissen, daß diese Kirche²⁰ noch leben wird, wenn die irdische Macht da draußen längst zerbrochen ist. Auch dann werden Hunderte ihr Knie beugen vor jenem Menschensohn aus dem Stamme Israels mit dem schmerzlichen, erhabenen Lächeln der Erlösung...

Seit drei Tagen ist Fleur nun schon umhergeirrt mit der Tasche in der Hand, seit dem frühesten Morgen unterwegs. Immer wieder der Gang zur Frühmesse, mit leerem Magen ins Büro, wo ein dünner Kaffee den schmalen Übergang bildet zu einer Arbeit, die bis spät in die Nacht hinein dauert. Noch immer ist die Aktion im Gange; es gibt kaum ein Haus, das nicht betroffen ist. Noch immer jagen die Polizeiautos mit heulenden Sirenen durch die Straßen, überfüllt mit neuen Häftlingen, neuen Opfern der **Konzentrationslager**.

Der Strom der im Büro Abzufertigenden will kein Ende nehmen: eine ermüdende Arbeit, die einstweilen ohne Ergebnis ist, weil man nur trösten kann und nicht helfen, solange man nicht weiß, welches die Absichten der verantwortlichen Stellen sind. Spät in der Nacht ißt Fleur zu Hause ein hastiges Abendessen, freudlos und nervös hineingeschlungen in den leeren Magen. Und dann der erschöpfte Schlaf, für den sie nur ein paar Stunden Zeit hat, belebt von Träumen, deren Angst sich von dem nicht unterscheidet, was sie tagsüber erlebt. Und dann steht sie morgens in der Dunkelheit auf der Straße, naßkalt pfeift der Wind, und auf den leeren Bürgersteigen liegt das matte Licht der Gaslaternen.

²⁰ die in ihrer ideologischen Orientierung über die Jahrhunderte wesentlich mitverantwortlich ist für die Verfolgung der Juden! – In der Berliner Hedwigs-Kathedrale allerdings betete an diesem Tag Domprobst Bernhard Lichtenberg öffentlich für die Verfolgten jeden Glaubens.

Das hat Fleur heute wieder hinter sich, als sie die Kirche verläßt. Sie ist so müde und zerschlagen, daß sie Mühe hat, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Auf die Dauer halte ich das nicht aus, denkt sie. Eigentlich wäre es doch das einfachste, allem seinen Lauf zu lassen. Werde ich verhaftet, dann ist eben nichts zu machen – man kann seinem Schicksal doch nicht entgehen. Nachdenklich bleibt sie stehen und starrt in den Schnee, dessen glänzende Weiße schon durch den Straßenverkehr gelitten hat.

Angenommen, sie entgeht diesmal der Verhaftung, werden sich diese Dinge nicht wiederholen? Wird man nicht, um der Masse etwas zu bieten oder aus welchen Gründen sonst immer, diese neue Erfindung wieder zur Anwendung bringen, sei es in dieser oder einer anderen, noch schlimmeren Form? Vielleicht ist wirklich etwas Wahres daran, daß man alle **Nichtarier**, bevor man sie zur Auswanderung zwingt, einmal in ein **Konzentrationslager** bringen will, damit sie dann später im Ausland wissen, was ihre in Deutschland verbleibenden Angehörigen zu erwarten haben, wenn sie die Wahrheit über Deutschland erzählen. Möglich wäre das schon, und es gibt keine Macht der Erde, die bereit ist, sich solchen Absichten entgegenzustellen.

Das Ausland? Wie wenig hat es bisher verstanden, was wirklich hier vorgeht. Man glaubt immernoch, daß es sich um eine rein innenpolitische Angelegenheit handelt, um die man sich besser nicht kümmert. Im Ausland ist man weit von der Wahrheit entfernt, daß dies alles nur Vorboten dessen sind, was andere Länder einmal von diesem neuen Staat zu erwarten haben. Wenn man aber wirklich damit rechnen muß, daß sich diese Vorgänge von Zeit zu Zeit wiederholen: kann man das auf die Dauer aushalten? Hat man aus Gründen der Selbstachtung nicht die Pflicht, sich solchen Erfahrungen zu entziehen? Denn wer kann ihr helfen, wenn sie wirklich eines Tages betroffen wird? Niemand. Es hilft weder den Eltern noch sonst jemandem, wenn sie monate-, vielleicht jahrelang irgendwo gefangensitzt. Ihr Lebensmut würde für immer gebrochen sein.

Fleur geht wie geistesabwesend durch die City, die anfängt, sich in den Stunden des Bürobegins zu beleben. Vorsichtsmaßnahmen treffen? Aber welche? Es gibt nur eine Möglichkeit, sich dem zu entziehen: Auswanderung. Und das hat sie bisher nie gewollt.

Auswanderung: das ist die Trennung von den Eltern, wenn auch vielleicht nur auf Zeit, Trennung von Henry, wahrscheinlich für immer. Das wollte man nie, und das will man auch heute nicht.

Henry – er muß doch wissen, was hier und in Hamburg vorgeht, und – es ist so,

als ob es gar keinen Henry gibt. Was hätte sie an seiner Stelle getan? Eins ist sicher: er hätte nach Berlin kommen müssen, ein Telefongespräch mit einer Erkundigung nach ihrem Ergehen wäre die Reise allein wert gewesen. Wann soll sich denn das, was sie miteinander verbindet, zeigen, wenn nicht in solchen Tagen akuter, drohender Gefahr? Wie gut wäre es zu wissen, daß er hier ist und zeigt, daß er wirklich zu ihr gehört. Aber – Henry ist nicht hier.

Wenn das so ist, denkt Fleur, darf ich mich dann mit Rücksicht auf Henry daran hindern lassen, mich für den Fall der Gefahr zu sichern? Schwere Probleme, schwer zu beantwortende Fragen.

Sie hat auch noch keine Antwort gefunden, als sie dann wenig später in der Vorhalle des großen Hotels sitzt und darauf wartet, daß ihr Ferngespräch durchkommt, das sie an René angemeldet hat. Fleur hat lange geschwankt, bevor sie das Hotel betrat. Natürlich besteht hier, wie an allen öffentlichen Plätzen, die Gefahr, verhaftet zu werden. Immerhin ist ein solches internationales Hotel verhältnismäßig sicher. Es wohnen viele Ausländer hier, und man wird es vielleicht vermeiden, ihnen allzu deutlich zu machen, wie die "Volkswut" aussieht, von der die Zeitungen sprechen.

In diesem großen, eleganten Hotel merkt man nichts von all der Unruhe, die es draußen in der Stadt gibt. Der übliche Mogenbetrieb: kleine Boys mit ihren bunten Uniformen laufen geschäftig hin und her und tragen auf ihren Tablets, über deren Rand die weißbehandschuhten Finger hervorsehen, die erste Morgenpost aus. Die Fahrstühle laden die Hotelgäste zum ersten Frühstück ab. Neue Gäste werden von den Portiers zum Empfangsbüro geleitet. Offenbar sind sie gerade mit einem der Morgenzüge angekommen, und es wird nicht lange dauern, dann werden auch sie so herumstehen, als ob sie hier zu Hause wären. Mit der ersten Morgenzigarette geht ein junger Mann zum Zeitungsstand und kauft ein paar Zeitungen ein. Irgendwo läutet es, eine Angestellte fegt schnell den Morgenstaub von dem großen Teppich. Ein geschäftiges Hin und Her wie in dem Bilderbuch eines Kindes: alle Figuren lächeln, und es sieht so aus, als ob es keine Lebensprobleme gibt, keine Sorgen um Familie, Beruf, um Geld.

Wer sollte wissen, wo Fleur der Schuh drückt? Sie sitzt mitten in all dem Getriebe, blaß und übernächtigt, sehr schmal im Gesicht, große Ränder unter den Augen und doch – ein elegantes Mädchen, das durchaus hierher gehört. Niemand kann ahnen, daß sie seit Tagen auf der Flucht ist.

Wer sollte wissen, wie sich hinter dieser Stirn die Gedanken jagen: tat ich recht, hierher zu gehen, wird das Gespräch, das auf René's Namen läuft, nicht

Aufsehen, Verdacht erregen? Warum dauert es so lange: schon drei Viertelstunden warte ich hier, ob ich lieber fortgehe, bevor ein Polizeiauto vor der Tür hält und die Nachforschungen beginnen, wer das Gespräch angemeldet hat? Auslandsgespräche sind in solchen Zeiten gefährlich.

Immer wieder gleitet der Blick Fleurs prüfend zu dem Angestellten am Telefon; die ganze Zeit hört sie seine Unterhaltungen mit. Sie hat sich so gesetzt, daß ihr nichts entgehen kann, wenn eine Nachfrage der Polizei wegen des Gespräches erfolgen sollte. Bis jetzt hat sie nichts Verdächtiges bemerkt. Da – wieder ein Läuten des Telefons.

"Paris," ruft der Mann, "bitte Zelle vier", und einen Augenblick später nimmt die dumpfe Luft der ledergepolsterten Zelle Fleur den Atem fort. Es riecht betäubend nach Leder und erkalteter Zigarettenasche.

"Hallo?" ruft Fleur, und wirklich, da ist – ganz nahe an ihrem Ohr – die Stimme Renés.

"Hallo, Fleuri, das freut mich aber wirklich. Wie geht es dir denn?"

"Na, das kannst du dir wohl denken. Boylein, ich möchte gerne zu dir kommen, sobald es geht. Du weißt, es ist schwieriger geworden, ein französisches Visum zu bekommen. Kannst du mir eine Einladung von deinen Freunden schicken, damit ich etwas für das Konsulat habe?"

"Tja, Fleur," sagt die Stimme an ihrem Ohr, "das ist gar nicht so einfach, weißt du. Ich muß mir das überlegen. Einige meiner Freunde sind gerade verreist, aber ich werde ihnen sofort schreiben. Ja – du mußt aber etwas Geduld haben. Du weißt, ich tue, was ich kann." Und nach einer kleinen Pause: "Mir selbst geht es nicht sehr gut. Ich habe es gar nicht einfach hier, das kannst du mir glauben."

"Hast du denn schon die Arbeitserlaubnis, René?"

"Gott, nein, du hast ja gar keine Vorstellung, wie lange das alles dauert, endlos. Aber wenn du erst hier sein wirst, dann wird alles leichter sein. Wie weit sind deine Vorbereitungen, Fleur?"

"Vorbereitungen", sagt sie und starrt auf den breiten Riß in der Lederwand, "Vorbereitungen – eigentlich noch gar keine. Das geht aber alles sehr schnell, wenn ich nur erst das Visum habe."

"Wie weit ist denn dein Geldtransfer, Fleur?"

"Eingeleitet", antwortete sie kurz. Sie braucht ihm ja nicht auseinanderzusetzen, daß sie sich nur für alle Fälle sichern will.

"Gut," sagt René, "ich schreibe dir also, Fleur, sobald ich etwas erreicht habe. Ich weiß, wie die Dinge stehen. Sei nicht nervös und verlasse dich darauf, daß alles klappt."

"Ach, Boylein," sagt Fleur zu dieser Stimme, die René ist und doch wieder nicht, "Boylein, ich wünschte, ich wäre schon da." Und es ist ihr im Augenblick wirklich ernst damit.

"Ich auch, Fleur! Alles Gute. Auf bald."

Dann ist die Stimme fort, und von allem ist nichts übriggeblieben als eine heiße Telefonzelle, in der es betäubend nach Leder und Zigarettenasche riecht.



Peter macht eine Pause, als der Kellner am Tisch herumhantiert, und beugt sich dann flüstend zu Fleur hinüber: "Wirklich, Fleur, ich mache mir über die Situation hier keine, aber auch nicht die geringsten Illusionen. Man wird in diesem Land nur bleiben können, wenn man ehrlich gewillt ist, all die fürchterlichen Dinge mitzumachen, die nun einmal zu diesem System gehören. Einstweilen sind nur die innenpolitischen Ereignisse fürchterlich, **Konzentrationslager**, Judenhetze und ähnliches. Bald werden es die außenpolitischen sein. Und es sollte mich nicht wundern, wenn den anderen wirklich einmal die Geduld reißt und wir einen Krieg bekommen, der es in sich hat. Und da mache ich einfach nicht mit. Jeder, der seine fünf Sinne beisammen hat, sollte daraus die einzig mögliche Konsequenz ziehen und dieses Land verlassen, auswandern, so schnell es geht."

Während Peter sich umständlich eine Zigarre ansteckt, wirft Fleur einen Blick auf diese Umgebung. Seit vielen Wochen ist sie nicht ausgegangen, seit jenen Tagen, die unvergeßlich sind. Immer hat sie eine Ausrede gewußt, wenn Peter sie bat, mit ihr irgendwohin zu gehen. Sie hat ihn seit jener Nacht nicht mehr gesprochen; wenige Telefongespräche hin und her, zu mehr konnte sie sich nicht aufschwingen. Sie hat jedes Interesse an solchen Dingen verloren und hat sich auch nicht aufgerafft, als die Verhaftungswelle jener Schreckenstage erlosch.

Und dann: sie kennt Peter so wenig. Gewiß, sein damaliger Besuch war mehr, als man von einem fremden Menschen erwarten konnte. Aber nach allem, was in den

letzten Jahren gewesen ist, hat sich ihrer eine gewisse Müdigkeit bemächtigt. Daß sie von Henry nichts weiß, das ist nun schon fast selbstverständlich. Und René – noch immer hat sie den erbetenen Einladungsbrief seiner französischen Freunde nicht, trotz wiederholter Anrufe. Es scheint, daß er niemanden hat, den er darum bitten könnte, wenn er es auch nicht zugeben will. Denn daß er wirklich helfen will, daran zweifelt sie nicht.

"Ja," sagt Peter, "man darf mit solche Dingen nicht herumspielen, sie sind zu wichtig. Ich jedenfalls bin entschlossen, die nötigen Konsequenzen zu ziehen und auszuwandern. Es ist zwar wahr, daß ich mich hier als 'Arier' einigermaßen beruflich betätigen kann, aber auf die Dauer nur, wenn ich den ganzen Rummel mitmache: Gewaltmärsche, brüllende Chöre, Judenhetze und Säbelrasseln. Aber dazu eignet sich der Peter nicht, gar nicht. Und die einzige anständige Lösung ist, sich aus dem Staub zu machen, je früher, desto besser."

Wieder tönt in das Schweigen das laute Summen des gefüllten Restaurants hinein. Ja, dieser Peter, nun hat er sie so oft eingeladen, daß es nicht mehr möglich war, ihm abzusagen, ohne ihn zu verletzen. Und dazu hat sie keinen Grund, wirklich nicht. Er war der einzige Mensch, der sich in jenen schweren Tagen um sie gekümmert hat. Auch nach jenem Nachtbesuch hat er sie fortlaufend nach ihrem Ergehen gefragt. Immer ist er es gewesen, der den Zusammenhang mit ihr aufrechterhalten hat.

Nie hat sie jemanden getroffen, der ohne einen persönlichen Grund so gegen das System eingestellt war, und es besteht gar kein Zweifel, daß seine Auswanderungsabsichten ernst sind. Wenn man ihn so ansieht, seinen eigenwilligen Kopf, die Energie seiner Handbewegungen und seiner Sprache, dann ist es sicher, daß er eines Tages mit ein paar Geldstücken in der Tasche und einem halben Dutzend Koffer auf ein Schiff steigen und in die Welt fahren wird.

"Fleur, ich verstehe Sie überhaupt nicht", sagt er, und seine Augen sehen auf ihren Mund. "Wenn man in Ihrer Lage ist, dann ist es ein Verbrechen, hier herumzusitzen und die Zeit zu vertrödeln. Sie sollten schon seit Jahren fort sein." Und als Fleur keine Antwort gibt: "Worauf warten Sie eigentlich? Daß auch Sie verhaftet werden und da enden, wo jetzt die meisten derer sind, die Ihr Schicksal teilen? Was meinen Sie, wie oft am Tage sich alle diese Armen dessen bewußt werden, welch ein Verbrechen sie gegen sich selbst begangen haben, als sie mit der Auswanderung immer wieder und wieder zögerten?"

"Sie sagen so – auswandern," erwidert Fleur leise, "das ist gar nicht so leicht. Man hat doch Menschen hier, Bindungen."

"Grundlegender Irrtum, Fleur", antwortet Peter, und kampfeslustig funkeln seine Augen. "Keine menschlichen Bindungen sind es wert, in einer solchen Gefahr zu bleiben. Entweder diese Bindungen sind wirklich das, was Sie selbst in ihnen sehen, dann werden die Menschen über kurz oder lang Ihnen in den neuen Lebenskreis folgen. Oder – wenn nicht, dann ist an diesen Bindungen etwas falsch."

Wie kommt das, denkt Fleur, immer wenn ich mit Peter zusammen bin, sagt er mir irgend etwas Unangenehmes. Damals sprach er über René – und heute, nun heute kann man das, was er sagte, ohne weiteres auf Henry beziehen; aber wie kann Peter wissen, wie diese Dinge liegen, und es ist dumm von mir, solche hingeworfenen Bemerkungen auf das zu beziehen, was mein Leben ist.

"Gott, Peter, Sie sind ein Schwarzweiß-Zeichner. Leider kann man im Leben nicht alles auf eine Formel bringen."

"Doch, man kann," sagt Peter und trinkt sein Weinglas mit einem Ruck aus, "man kann und man soll. Wer nicht bedenkenlos mit mir geht, der ist keine Bindung wert und ist gegen mich. Nur keine falschen Sentiments. Glauben Sie dem Peter, er weiß schon ganz gut, was mit den Menschen los ist. Daß Sie immer ausgenützt werden, ist ziemlich klar und liegt in Ihrer ganzen Art begründet. Sie sollten aufpassen, Fleur, daß Ihnen das Leben nicht davonläuft, Sie haben schon genug Jahre vertrödelt..."

Als Fleur, von Peter nach Hause gefahren, in ihrem Wohnzimmer sitzt, ist sie mit ihren Gedanken noch immer bei dieser Unterhaltung: Ausgenutzt? Vielleicht hat er recht. Aber es ist doch nun einmal meine Aufgabe, zu anderen Menschen zu stehen, so gut ich kann. Ob diese Menschen bereit sind, das gleiche für mich zu tun, das ist ein egoistischer Gedanke, der mir nicht zukommt. Fleur gähnt, drückt die Zigarette in der Aschenschale aus und steht auf, um zur Ruhe zu gehen.



Als Fred heute morgen in das Frühstückszimmer kommt, findet er statt der

gewohnten peinlichen Ordnung ein wirres Durcheinander. Eva, deren Stolz es sonst ist, daß alles ausgerichtet an seinem Platz steht, hantiert eifrig mit der Küchenwaage. Das alte Mädchen steht mit ihrer großen weißen Schürze daneben und reicht ihr die einzelnen Stücke zu. Bevor er zur Frühstücksecke geht, wo schon der Tee und das Weißbrot auf ihn warten, bleibt er einen Augenblick stehen und sieht, über die Brille hinweg, das Bild da vor sich an.

Wortlos stehen die beiden da; ein Stück nach dem andern wandert auf die Waage. Eva muß sie zumeist halten, weil die kleine Küchenwaage die großen Silberstücke nicht recht tragen will. Und so wird ein jedes gewogen und von Eva in einer Liste verzeichnet. Große silberne Obstschalen, Zuckerschalen, breite Brotkörbe, hohe silberne Leuchter, Dutzende von Löffeln in breiten, mit Seide ausgeschlagenen Kästen.

Stille ist in dem warm geheizten Zimmer mit dem flackernden Feuer; nur das Klappern des gewogenen Metalls hängt im Raum. Das alte Mädchen wirft einen Blick auf Fred und schüttelt den Kopf.

"Ja, ja", sagt er und nimmt seinen unterbrochenen Weg zum Frühstückstisch wieder auf. Der Sessel knarrt leise, als er sich hineinfallen läßt. Aber dem Klappern seiner Tasse und des Tellers fehlt heute alle Gemütlichkeit, und gegen alle Gewohnheit greift Fred nicht nach der Zeitung, die wie immer neben seinem Platz liegt.

Sein Blick wandert zurück zu dem großen Tisch, seine Hand spielt mit den Lippen.

"Es ist ein Jammer", flüstert Eva und sieht zu den großen Leuchtern hinüber.

Es ist nicht viel zu sagen, und Fred ist in den wenigen Wochen, in denen er nun ohne Arbeit ist, sehr schweigsam geworden. Die Tage sind zwischen spätem Aufstehen, pünktlichem Essen, kleine Spaziergängen mit Sir an der Leine rund um den Häuserblock und stundenlangem nachdenklichem Auf- und Abgehen in seinem früheren Arbeitszimmer vergangen. Eva hat wenigstens die Möglichkeit, sich im Haushalt zu beschäftigen. Sie kann Besorgungen machen, wenn sie will, kann sich mit ihrem Wäscheschrank beschäftigen und neue Kochrezepte ausprobieren.

Fred aber weiß mit seiner Zeit nichts anzufangen, und wenn man ihn fragen würde, dann würde er gestehen, daß er sich geniert, tagsüber nichts zu tun zu haben. Er schämt sich vor Eva, er schämt sich vor dem Mädchen, er schämt sich vor sich selbst über soviel freie Zeit. Ein Mann, der Zeit hat? Etwas Unvorstellbares. Man ist zum alten Eisen geworfen, leistet nichts, und selbst die Mahlzeiten hat man sich eigentlich nicht verdient.

Und das Schlimmste, so will es ihm scheinen: er hat bei seinen Ausgängen kein Ziel. Einen Klub, in den er gehen könnte, hat er nicht, überall mußte er austreten. Auf eine Bibliothek kann er nicht gehen, überall verwehren ihm die Schilder den Eintritt. In seinen beschäftigtsten Zeiten hat er viel gelesen: an jedem Sonnabend kam ein neuer Stoß Bücher aus der Bibliothek. Aber jetzt – nein, es ist so sinnlos.

So geschieht es denn, daß er manchmal auf seine Bank geht, nur um etwas ganz Belangloses zu fragen. Sein kleines Vermögen, das er nun langsam aufzehren wird, erfordert keine besonderen Verwaltungsmaßnahmen, aber es ist so gut, ein Ziel zu haben. Fred macht weite Umwege und denkt dabei: ich muß heute zur Bank gehen. Da steht dann der große und rüstige Mann und sieht den riesigen Kurszettel ein, von dem er nicht das geringste versteht. Winzige Zahlen bedecken die Seiten, unverständliche Namen und Abkürzungen schwirren darin herum, und es mag schon sein, daß das alles einen Sinn hat. Nachdenklich blickt er einem anderen Bankbesucher nach, einem jungen Mann, der in fliegender Hast ein paar Unterschriften leistet, die ihm herübergereichten Geldscheine in die Brieftasche knüllt und mit noch offenem Mantel schleunigst die Bank verläßt. Wie oft ist er selbst zwischen zwei Krankenbesuchen so in die Bank gestürzt, nicht rechts, nicht links sehend, und hat etwas geordnet. Ja, das ist nun vorbei. Umständlich erkundigt er sich nach dem, was er fragen wollte.

"Ich komme von der Bank", sagt er dann so nebenbei zu Eva, und sie hat es aufgegeben, ihn zu fragen, was er da eigentlich immer tut.

Für sie ist dieses Spiel mit der Zeit kaum zum ansehen. In all den Jahrzehnten ist Fred für sie immer der Mann geblieben, den sie damals nach einer ganz kurzen Verlobungszeit geheiratet hat, der erfolgreiche, angesehene Arzt, den alle in dieser Stadt kennen. Und sie braucht Zeit, um sich dessen bewußt zu werden, daß sie nun beide alt sind, ungefragte Rentner in sehr bescheidenen Verhältnissen mit einem kleinen Privathaushalt. Sie kann sich das nicht vorstellen, daß alles dies für immer so sein soll. Die harte Wirklichkeit kommt ihr meist nur wie eine Episode vor. Sie ist es nicht selbst, die alles das mit ansehen muß.

Nur in den wenigen Augenblicken, bei den Begebenheiten, an denen man wirklich nicht vorbeiträumen kann, ist das große Erschrecken da, das vielleicht schlimmer ist, als wenn es ihr wirklich bewußt wäre, was sie durchlebt. So, wenn sie Tag für Tag in Freds Arbeitszimmer kommt: dunkel brennt die Schreibtischlampe in dem großen Zimmer, und Fred sitzt da und blättert in

seinen Kranken-Journalen.. – Seite für Seite, Namen nach Namen, Jahr für Jahr. Er liest seine Handschrift – jugendlich klar, wie ihm scheinen will, in den ersten Jahren; ausgeschriebener, je weiter er umblättert. Manchmal weiß er nicht mehr, wer die Leute sind: Tausende von Patienten, Generationen von Kranken, und dann sieht er sinnend in die Lampe: auf jenen Fall besinnt er sich ganz genau, eine schwere, merkwürdig verlaufende Tuberkulose. Ja, das Kind von diesen Leuten ist später am Scharlach gestorben. "Was für Zeiten", murmelt er, wenn Eva leise hinter ihn tritt. Er ist so ins Lesen vertieft, daß er gar nicht erst aufsieht. "Wieviel hatte man damals zu tun..." Und Eva verläßt leise, auf Zehenspitzen gehend, das Zimmer.

Ja, denkt Fred in das metallene Klappern dieses ungewöhnlichen Frühstücksmorgens hinein, da werden also alle diese Sachen heute abgeliefert. Die Regierung hat angeordnet, daß alle **Nichtarier** ihre Silber- und Goldgegenstände abzugeben haben: ein Teil der "**Strafaktion**" wegen der Ermordung jenes unbekanntes deutschen Beamten, der von einem Ausländer, mit dem man nichts zu tun hat, erschossen wurde. Nicht so, als ob all die Verhaftungen genug gewesen wären - - nun ja, da ist nichts zu machen, und es hat gar keinen Sinn, über diese Dnge, über Recht und Berechtigung noch nachzudenken. Es ist eben so, und man muß mit den Tatsachen leben.

Schade ist es aber doch. Es ist ja bei allem so gleichgültig, ob diese Dinge etwas wert sind oder nicht, und auch, daß man so gut wie nichts dafür bekommen wird. Seit Generationen sind all diese Sachen von Eltern zu Kindern vererbt worden. Diese Leuchter da gehören zu Freds frühesten Jugenderinnerungen. Mit ihren vielen Armen waren sie ihm als kleinem Jungen als das Schönste erschienen, was es geben kann. Und in jenem silbernen Kasten mit den kleinen Spiegel darauf hatte seine Mutter ihre Brautbriefe verwahrt. Gestern hat er sie herausgenommen, sie liegen nun in seinem Schreibtisch, in altmodischer Schrift geschrieben, vergilbt und voller Stockflecke. Er wird sie morgen lesen.

Fred steht auf, geht an den Tisch und nimmt die kleine silberne Bonbonnière in die Hand. Diese schmale eingedrückte Stelle existiert, solange er denken kann. Bei seinem ersten Theaterbesuch – sechs Jahre war er damals alt und sah das erste Kindermärchen – zog seine Mutter sie aus ihrem schwarzen Theaterbeutel, und er war sehr begeistert, daß auch im Theater Süßigkeiten erlaubt waren.

Fred dreht die kleine unscheinbare Büchse nach allen Seiten; das Silber ist blind. Er haucht darauf, zieht sein Taschentuch und versucht, es blank zu reiben.

Nachdenklich nimmt Eva ihre Brille ab und sieht ihm zu. "Laß doch," sagt sie

dann leise, "es wird ja doch alles eingeschmolzen."

Als ob er etwas Falsches getan hätte, legt Fred die Büchse behutsam wieder fort und geht in seine Ecke zurück. Richtig, eingeschmolzen – das hatte er im Augenblick ganz vergessen.

Aber auch Eva scheint nicht so recht daran zu denken. Der eine Arm des Leuchters hat sich gelöst, und sie versucht, ihn wieder gerade zu biegen – doch man sagt besser nichts. Wie sehr hat sie alle diese Sachen gepflegt. Einmal in der Woche kam eine Frau nur zum Silberputzen.

Nun steht also alles zusammen, und man soll gar nicht glauben, wieviel das ist. Der ganze Tisch ist bedeckt, und der Fußboden steht voll – als ob ein Nachlaß durchgezählt würde.

"Es wird aussehen wie gepfändet", sagt Eva mit einem Versuch zu scherzen, aber es lacht niemand.

Fred faßt in seinen Gedanken in die Westentasche und zieht an der dünnen goldenen Kette seine Uhr heraus. Der Deckel springt auf, und das leise Ticken kommt zu ihm herüber, wird federnd und metallisch, als er sie an sein Ohr hält – ebbt wieder ab, als er sie nach alter Gewohnheit aufzieht. Diese Uhr, merkwürdig – sie ist eins der wenigen Dinge, an denen sein Herz wirklich hängt: eine wunderschöne flache Uhr von dunklem, altem Gold; schon sein Großvater hat sie getragen. Ein weltberühmtes Werk hat sie hergestellt, und sie geht auf die Minute genau. Fred dreht die Uhr um und wieder zurück; das Zifferblatt ist ihm vertraut wie ein altes, bekanntes Gesicht. Als er Arzt wurde, hat er die Uhr bekommen, und er hat sie sorgsam gehütet. Wie oft haben sein Großvater, sein Vater und er – alle Ärzte – mit dieser Uhr in der Hand am Krankenbett gesessen, den Pulsschlag eines Menschen prüfend, seine Geburt feststellend oder seinen Tod...

Diese Uhr ist das einzige, was er heute nicht abzuliefern braucht. Nach dem Bekanntwerden der Regierungsanordnungen hat er sofort an das Ministerium geschrieben, hat von einer für alte Erbstücke geltenden Bestimmung Gebrauch gemacht und gebeten, die Uhr behalten zu dürfen. Deshalb muß er heute zur Ablieferungsstelle mitgehen. Lieber hätte er sich das erspart, aber es wird Eva ganz lieb sein, nicht allein zu sein.

Daß sie ihn wirklich braucht, das weiß er erst, als er neben ihr in der großen Turnhalle der Schule steht, in der die Ablieferung erfolgt. Die drei schweren, vollen Waschkörbe wurden, von dem alten Mädchen begleitet, in einem Lieferwagen hingefahren. Und jetzt stehen sie alle drei da und warten auf die Abfertigung.

Wie lange ist er nicht in einer Turnhalle gewesen – es wird in der Woche vor seinem Maturum gewesen sein. Damals war der Turnunterricht noch sehr primitiv, keine Rede von all den Geräten, die hier herumstehen: große Leitern, Kletterstangen. Auch die Taue hier werden etwas zu bedeuten haben. Turnstunde – wie lange das her ist.

Heute sind hier große Tische quer durch die Mitte der Halle gezogen, junge Burschen in Uniform sitzen dahinter, und nach Buchstaben verteilt geht die Abfertigung vor sch. Die Wartenden stehen etwas ratlos herum, meist zwei Familienmitglieder miteinander, verschüchtert wechseln sie hie und da flüsternd ein paar Worte. Zaghafte Blicke fliegen zu dem Tisch, an dem die beiden Uniformierten herumhantieren. Eine große Waage steht auf dem Tisch, und auf ihre Wiegefläche wird der Inhalt der Körbe ausgeschüttet, unachtsam und mit Schwung. Es kommt nicht darauf an, in welchem Zustand die Sachen sind; das Gewicht entscheidet. Name und Adresse werden laut einem Schreiber diktiert, dazu das Gewicht. Ist das geschehen, dann wird der Inhalt der Körbe in den hinteren Teil der Halle geschüttet; links das Silber, rechts das Gold. Blaß wenden sich die Besucher von dem Tisch und machen den nächsten Platz.

"Ruhe da hinten", schreit der junge Bursche; es ist nicht recht festzustellen, was er eigentlich meint. Niemand spricht ein Wort, und nur die neu hereingeschobenen Körbe machen ein schleifendes Geräusch, das aber nicht zu vermeiden ist. Die Schlange der Wartenden wächst, und es dauert lange, lange, bis man an die Reihe kommt.

Eva und Fred stehen stumm nebeneinander, Fred auf seinen Stock gestützt; beim Aufrücken der Reihe stützt er sich, wenn er es kann, an eines der Turngeräte. Eva hält den Kopf gesenkt und sieht in ihre drei Körbe. Eine silberne Kanne ragt aus einem der Körbe, sie gehört zu dem Samowar, in dem sie Tee zu brühen pflegten. Der Arm eines der großen silbernen Leuchter ist wirklich verbogen, sie hat es schon heute früh gesehen. Die Sachen sehen überhaupt nach dem Transport nicht so gepflegt aus, wie sie sein sollten. Aber das ist ja jetzt gleich.

Eva öffnet ihre Handtasche. In dem kleinen Kästchen sind ein paar Ringe, die Perlenkette, die ihr Fred zur Verlobung geschenkt hat, ein dünnes Kettchen. Sie fingen damals schließlich erst an. Sie war immer sehr stolz auf die Kette und hat sie nur bei besonderen Gelegenheiten getragen. Zuletzt, zuletzt - - , überlegt Eva, sie kann sich gar nicht mehr besinnen, so lange ist es her, daß sie etwas mitgemacht hat. Ja, richtig, zum letztenmal in Berlin zu Freds Geburtstag, als sie in der Weinstube waren. Damals arbeitete Fred noch, aber Sorgen hatte man auch schon...

Fred räuspert sich, zieht seine Uhr – in der Stille hört man den Deckel wieder zuklappen. Wieder kann man aufrücken in der Reihe, und Eva hilft beim Weiterschieben der Körbe; Fred kann sich nicht mehr recht bücken. Ein bekanntes Ehepaar kommt von dem Tisch, und man nickt sich zu. Sie gehen vorbei; es gibt schließlich auch nichts zu sagen.

Fred schmunzelt plötzlich vor sich hin, und als Eva ihn fragend ansieht, schüttelt er nur den Kopf und blickt hinauf zu den hohen Fenstern der Halle, durch die man die kahlen Äste der Hofbäume sieht, die vom Winde geschüttelt werden. Wie auf einer Beerdigung, hat er gedacht, wenn man Bekannte trifft, die gerade der Witwe ihr Beileid ausgesprochen haben: man nickt sich ernst zu und geht aneinander vorbei. Nun, so ernst ist das hier wieder nicht. Man hat schließlich schon andere Dinge hinter sich als die Abgabe dieser paar Sachen. Man mußte sich im Leben von Menschen trennen, vom Beruf – da kommt es auf Sachen nicht an, wirklich nicht. Man darf den Leuten nicht den Gefallen tun und sich deprimieren lassen. Er macht einen kleinen Schritt auf Eva zu, faßt ihren Arm und drückt ihn an sich. Und sie erwidert sein Nicken: gut, daß er da ist.

Die Polster aber sieht zu ihren Körben. Dreißig Jahre hat sie das alles gepflegt, die Sachen sind ihr vertraut, als ob es ihre eigenen wären, und sie soll nun mit ansehen, wie sie da achtlos auf den Haufen geschüttet werden? Wenn es wahr ist, daß sie zum deutschen Volke gehört, dann kann sie nur sagen: es ist eine Schande, was sich hier abspielt. Und ihr alter Doktor – ein feiner, gebildeter Herr, die besten Zeiten hat sie mit ihm erlebt – muß hier herumstehen und sich von diesen Jungens enteignen lassen? Sie wagt ihn nicht anzusehen, sie schämt sich. Die Reihe rückt auf, man wartet, man rückt weiter auf und steht nun am Tisch. Laut sagt Fred seinen Namen, seine Adresse. Die Körbe werden einer nach dem andern auf die Waage geschwungen, das Gewicht geprüft, nach hinten ausgeschüttet, und klappernd fallen die Sachen durcheinander. Eine Kanne fällt von dem hohen Haufen herunter, rollt bis an den Tisch und wird mit einem Tritt der hohen Schaftstiefel zurückgeschleudert. Die Polster wirft einen Blick auf Eva und Fred, aber beide sehen irgendwo anders hin. Jetzt ist der letzte Korb registriert.

"Noch etwas?" fragt der Mann. Er sagt es in die Luft, ohne jemanden anzusehen: die **Parteiregeln** verbieten ihm, mit **Nichtariern** zu sprechen. Eva reicht den kleinen Pappkasten, den sie aus der Tasche genommen hat, hinüber. Der Mann diktiert ein paar Zahlen: lächerlich gering ist die Schätzung. "Ist das alles?" fragt er laut.

Fred setzt seine Hornbrille auf, zieht die Uhr an ihrer dünnen Kette aus der Tasche und legt sie auf den Tisch. Er entfaltet die Abschrift der Eingabe und reicht sie dem Mann hinüber, der sie liest.

Stille... Unbeholfen kratzt die Feder des Schreibers.

"Na und," fragt der Mann und sieht auf Freds Kravatte, "haben Sie die Genehmigung bekommen, die Uhr zu behalten?"

"Es kann noch keine Antwort da sein," erwidert Fred und räuspert sich, "aber die Antragsfrist ist gewahrt, die Voraussetzungen der betreffenden Bestimmungen sind erfüllt. Ich nehme an, daß ich in diesen Tagen die Genehmigung erhalten werde."

Der Mann sieht wieder in das Blatt Papier und legt es auf den Tisch, auf den er sich mit beiden Fäusten stützt.

"Das ist die Uhr?" fragt er dann und nimmt sie prüfend in die Hand. Ihr Deckel ist aufgeschlagen, die dünne Goldkette hängt herunter und scharrt leise über den Tisch. Fred hört das Ticken der Uhr bis zu sich herüber. Deutlich bewegt sich der Sekundenzeiger. Der Mann wiegt die Uhr in der Hand, dreht sie um und wieder zurück. Er sieht auf die Eingabe hinunter und jetzt zu der Liste auf dem Nachbartisch. Seine beiden Hände halten die Uhr, und spielend zieht er sie auf.

Jetzt ein Blick zur Seite auf die Liste: "Abgelehnt", sagt er und hat den Klappdeckel schon von der Uhr gebrochen. Halb sich umdrehend wirft er mit einer Zielbewegung zuerst den Deckel auf den Haufen der Goldsachen und dann die Uhr hinterher. Er trifft schlecht. Die Uhr schlägt neben dem Haufen auf der Erde auf, zerspringt, und das Werk rollt ein paar Meter weit in die Ecke.

Einen Augenblick noch – und Fred hat sich schon umgedreht. Den Hut in der Hand, die Brille auf der Nase, den Stock über dem Arm, geht er nicht rechts und nicht links sehend hoch aufrichtet dem Ausgang zu. Aschfahl ist sein Gesicht.

Als Eva nun in aller Eile dem gleichen Ausgang zu geht, wird ein neuer Korb auf die Waage geschwungen.



Als der Briefkasten an der Wohnungstür klappt, schreckt Fleur aus

ihrem leichten Morgenschlaf. Es ist ganz dunkel im Zimmer, und die heruntergezogenen dichten Vorhänge lassen an diesem trüben Wintertag keinen Lichtschimmer herein. Mechanisch, die Augen noch halb geschlossen, tastet sie nach dem Knopf der Nachttischlampe: nun liegt das angenehm abgedämpfte Licht über dem Zimmer. Das Aufwachen ist leichter und freundlicher so. Mit einem Satz ist Fleur aus dem Bett, reckt sich, schlüpft eilig in ihren Morgenrock; ein Blick in den Spiegel – sie fährt sich ein paarmal mit der Hand über die Haare, die noch vom Schlaf zerzaust sind. Jetzt öffnet sie die Tür zu ihrem Wohnzimmer. Über den Wänden liegt das morgendliche Halbdunkel, das wie zögernd erwacht. Als helle, weiße Rechtecke zeichnen sich die auf dem Fußboden liegenden Briefe ab. Schon jetzt weiß sie, daß keiner von René dabei ist: sie erkennt die blauen Umschläge, die sie ihm selbst geschenkt hat, auf den ersten Blick. Gleichgültige Drucksachen. Fleur zuckt mit den Schultern und trinkt wenige Augenblicke später ihren Morgentee. Es ist warm im Zimmer, dunkel noch immer, der Wintermorgen kann sich nicht entschließen, zum Tag zu werden.

Also wieder nichts von René. Seit Wochen immer das gleiche: die Spannung, wenn der Briefkasten klappt, - und es gibt immer noch Möglichkeiten, solange sie nicht im Korridor steht und die Briefe sieht. Man muß warten; vielleicht kommt etwas im Laufe des Tages. Denn, nicht wahr, er muß ihr doch endlich einmal sagen, ob Aussichten bestehen, die Einladung für sie zu besorgen. Wenige Zeilen hat er nur geschrieben, seitdem sie ihn zum erstenmal darum bat: daß er mit einem Diplomaten darüber eine Korrespondenz führt, daß er auf eine Antwort wartet. Gut und schön sowas. Dann aber hat sie wochenlang außer ein paar Postkarten aus Cannes keine Zeile von ihm gehabt. Gott weiß, woher er die Mittel zu solchen Vergnügungsreisen hat.

Fleur schiebt den Teller fort; sie hat keinen Appetit. Besteht denn überhaupt eine Aussicht, daß sie die Einladung wirklich einmal bekommt? Wenn man kühl und nüchtern sein will: ist es überhaupt möglich, daß ein Junge, der kaum drei Monate dort ist, wirklich schon so weit ist, daß er anderen helfen kann? Helfen: pekuniär sicher nicht, aber schließlich, warum soll René nicht Freunde finden, die bereit sind, einen reinen Formbrief zu schreiben, der es ihr ermöglicht, notfalls hinüberzufahren? Mehr will sie gar nicht. Und die Dinge liegen ja auch so – aber das weiß nicht einmal René -, daß sie gar nicht fahren will. Nach den damaligen Ereignissen muß man sich sichern und etwas in der Hand haben, wenn es wirklich einmal dringend nötig werden sollte. Denn so viel ist wohl klar: sie will gar nicht auswandern. Will sie nicht? Fleur beginnt mit ihrem Rundgang im Zimmer, der von jeher zu ihrem Nachdenken gehört. Nein, sie will nicht: sie

hat eine Stelle, sie verdient, was sie braucht. Sie lebt sehr einsam jetzt, gewiß, aber sie kann jederzeit zur Hand sein, wenn die Eltern sie sehen wollen. Damit wäre ein für allemal Schluß, wenn sie ins Ausland ginge. Zurückkommen darf sie dann nicht mehr, das erlauben die **Behörden** nicht, und aus den gleichen Gründen sind Besuche der Eltern ausgeschlossen. Die Eltern hier allein zu lassen, ist undenkbar. Das kann sie dem alten Mann, der nun nichts mehr hat als sie und Eva, nicht antun. Eva – nun ja, sie ist rüstig und gewandt, es ließe sich denken, daß sie im Notfall noch irgendwo etwas Neues anfängt. Aber Fred kann nichts mehr unternehmen, und irgendwelche Grundlagen für ein Rentnerleben im Ausland sind nun einmal nicht da, und es würde unendlich lange dauern, bis sie selbst solche Möglichkeiten schaffen könnte.

Und dann: Henry. Sie hat nichts mehr von ihm gehört. Er wird wahrscheinlich durch Fischers, mit denen sie hin und wieder Briefe wechselt, von ihr wissen. Sie erhält die Verbindung mit dieser Familie eigentlich nur aufrecht, weil es alte gemeinsame Bekannte sind, die ihm sicherlich von ihrem Ergehen berichten. Es ist ausgeschlossen, daß er in all der langen Zeit kein freies Wochenende gefunden hat, um herzukommen. Es ist klar, daß er es nicht tun will, weil er Angst hat, unüberwindliche Angst. Und solange dieses System an der Macht ist, wird das nicht besser werden.

Politische Änderung? Wenn man mit sich allein ist, sollte man ehrlich sein, ganz ehrlich. Peter hat wohl recht: es ist nicht mehr die Zeit dazu, in solchen entscheidenden Dingen, die das ganze Leben bestimmen, in Träumen zu leben. Politische Änderung? Es kann sein, es kann nicht sein. Auf die Dauer kann sich ein System nicht halten, das nur durch inneren Druck am Leben bleibt. Die Zahl der Unzufriedenen ist groß, aber die Kraft fehlt zu einer entscheidenden Tat, die Kraft und der Mut.

Was würde sie schließlich riskieren, wenn sie wirklich auswandern würde? Ändert sich das politische System, dann könnte sie jederzeit zurückkommen, zurück zu Henry, zurück zu ihrem Beruf. Zu erwarten, nein, zu erwarten hat sie kaum etwas im Ausland. Mit ihrem Beruf ist nichts anzufangen, und zu einem neuen Studium fehlen die Mittel. Was sie also zu gewinnen hat, ist nicht mehr als die Gewißheit, endlich wieder einmal in persönlicher Sicherheit zu leben, ohne die Angst vor grundloser Verhaftung, vor unbegründeten Verfahren, ohne die Angst um das Leben, um das Wenige, was sie und die Eltern besitzen. Wenn es das Glück wollte und sie würde eine kleine, noch so bescheidene Existenz im Ausland finden, dann wüßte sie doch wieder, wofür sie arbeiten würde.

Sie hat sich in den schwersten Zeiten der letzten Jahre immer irgendwie

durchgesetzt, warum sollte es ihr nicht gelingen, sich irgendwo draußen durchzusetzen, wo man doch nicht mit diesem Haß und dieser Feindschaft zu rechnen hat? Henry würde wahrscheinlich auch dann nicht nachkommen, wenn es ihr gut gehen würde. Er ist nicht der Mensch, der um eines anderen Menschen willen seinen Beruf und sein ganzes Leben aufgibt.

René? Fleur geht an den Schreibtisch und holt die Mappe mit den Photos heraus, die sie auf ihren Ausflügen gemacht hat. Da ist er: die Sommerbilder sind immer wieder erfreulich anzusehen. Am besten ist das auf dem Zaun – er lacht, und seine Haare scheinen im Winde zu wehen. Ja, mit René könnte sie vielleicht von vorn anfangen. Es ist wahr: sie weiß nicht, wie das ist, von ihm abhängig zu sein, und wie ein sparsamer, arbeitender René ist, das wird man sehen müssen. Aber er ist so jung, und etwas Leichtsinn gehört eben zu dem ganzen Unternehmen, das ja ohnehin ein Spiel ist. Ja, sie wird, wenn es nötig ist, zu René gehen. Nicht heute und nicht morgen, aber irgendwann einmal, wenn es sein muß – vielleicht bald vielleicht nie. Soll man es hoffen, soll man es fürchten? Wer weiß das?

Sie steht auf, reckt sich etwas und sieht nach der Uhr. Es ist spät geworden, wie immer am bürofreien Sonnabend.

Aber heute ist sie nicht so unbeschränkt in ihrer Zeit wie sonst. Am Nachmittag kommen die Eltern zu einem längeren Besuch, über den man schon seit Monaten hin und her schreibt. Die Anregung dazu stammt von ihr. Sie findet, daß Fred endlich einmal aus allem heraus muß. Es kann doch nicht gut für ihn sein, immer nur in der Wohnung herumzusitzen, in der ihn alles an die arbeitsreichen Zeiten erinnert, an denen alle seine Gedanken hängen. Eva hat ihr heimlich geschrieben, wie schwer Fred an allem trägt, wie er sich quält und zermürbt. Eigentlich war es der Sinn ihres Berichtes an Fleur, sie zu einem Ferientaufenthalt zu veranlassen. Fleur hat dann eine andere Lösung gefunden, und es ist wahrscheinlich die bessere.

Als Fred zum erstenmal ihren Vorschlag las, auf ein paar Wochen nach Berlin zu kommen, hat er gesagt: "Ausgeschlossen, viel zu teuer." Dann kamen immer wieder Fleurs Briefe, in denen sie ihm vorrechnete, daß es gar nicht wesentlich teurer werden würde als das Leben zu Hause. Sie würde ihnen ein billiges Zimmer besorgen, sie könnten bei ihr essen, man wäre zusammen und könnte sich endlich wieder einmal aussprechen. Immer wieder hat Fred dann die Reise verschoben und erst zugestimmt, als die Regierung vor einer Woche das neue Gesetz herausbrachte, das alle **Nichtarier** zwang, ein Viertel ihres Vermögens als "**Sühne**" für die Erschießung jenes Beamten abzugeben. Am gleichen Tag schrieb Fred an Fleur, er würde mit Eva in der nächsten Woche kommen.

"Wenn uns doch im Laufe der Zeit das wenige Geld fortgenommen wird," sagte er zu Eva, "dann wollen wir wenigstens etwas davon haben."

Und so kommt es nun, daß sie am Nachmittag dieses Tages zu dreien vom Bahnhof zu Fleur fahren. Schon einmal sind sie so in die Stadt gefahren – damals, als sie hier waren, um Freds Geburtstag zu feiern.

Es ist eine ganze Weile her, denkt Fred. Damals war Fleur lebhafter – vielleicht lag es daran, daß sie alle zum Vergnügen hier waren. Er arbeitete damals noch, allerdings war Fleur ohne Beschäftigung. Vielleicht ist es besser so; schließlich ist sie jung, und er selbst – nun, man ist so und so auf dem absteigenden Ast. Gut sieht Fleur aus, wenn auch etwas übermüdet und blaß. Sie muß es beruflich sehr schwer haben. Ja, damals war man noch voller Hoffnungen, man konnte sich freier bewegen, vor allem hier in Berlin. Heute ist das, wie er weiß, alles anders geworden. Aber schließlich ist man nur hierher gekommen, um mit Fleur zusammen zu sein. Das ist die beste Abwechslung, die man haben kann. Etwas Aussprache wird ihr gut tun. Soviel er weiß, hat sie kaum Verkehr hier.

Beide, Eva und Fred, sehen von ihren Plätzen Fleur an. Eine veränderte Fleur, will ihnen scheinen. Vielleicht ist es aber auch nur das Dunkel im Wagen. Unter dem großen Hut kann man wenig erkennen.

"Nimm einmal den Hut ab, Fleur", sagt Fred.

Sie lacht und zieht den Hut.

"Na ja, Fleur, ihr mit euren neumodischen Hüten, so kann man doch wenigstens etwas von dir sehen."

Ernst, sehr ernst geworden, denken beide.

Als sie dann in Fleurs Wohnzimmer stzen, beobachtet Fred sie auf seine eigene Weise: irre ich mich, weil es meine Tochter ist, oder ist das nicht wirklich ein besonders reizvolles Mädchen? Wie wunderschön die Bewegung ihrer Hände ist, wenn sie den Tee eingießt. Das Braun der großen Augen beherrscht das ganze Gesicht. Ob sie sich zurechtmacht? Diese modernen Mädchen machen das wahrscheinlich so gut, daß man es gar nicht merkt. Hat sie immer solchen zarten Teint gehabt, in dem sich die Lippen so abzirkeln? Mag schon sein. Ein anmutiges Bild jedenfalls, wie sie in ihrem hohen Lehnstuhl sitzt, die Kostümjacke lose übergeworfen, die Hände vor sich auf dem Schoß: Fred ist stolz auf seine Tochter. Ihren Hamburger Akzent hat sie nun ganz verloren, und so leise hat sie wohl früher auch nicht gesprochen. Ein sehr bezauberndes und vernünftiges Mädchen. Vielleicht etwas nervös: wenn sie spricht, schließt sie immer für eine kleine Weile die Lider, und jedesmal überrascht dann das

Aufleuchten ihrer Augen.

"Wie geht es dir nun wirklich, Fleur?" fragt Fred, "ich meine offen und aufrichtig."

"Eine leichte Frage, Fred, und schwer ist die Antwort. Ich arbeite viel, sehr viel, eigentlich mehr, als man vernünftigerweise arbeiten sollte."

Richtig, denkt Fleur, ich muß vorsichtig mit ihm sein, hoffentlich kränkt ihn das nicht. Es muß abgeschwächt werden: "Gott, Arbeit, weiß du, gewiß, man hat zu tun, aber produktive Arbeit, nein, die ist es nicht. Fünzigtausend Fälle in **Konzentrationslagern** – und eine Entlassung erfolgt nur, wenn die Auswanderung unmittelbar bevorsteht. Wie soll man so viele Menschen, die im Ausland kein Geld haben, mit ihren Familien zur Auswanderung bringen? Man arbeitet, schreibt, telefoniert, tröstet und vertröstet. Aber das Problem ist kaum lösbar."

Erwachsen, denkt Eva – meine Fleur ist eine erwachsene Frau. Vielleicht liegt es an ihrer Art sich anzuziehen, daß mir das heute so auffällt. Diese Kostümjacke macht ihre Erscheinung schmal und etwas jugendlich. Müde muß sie sein, schrecklich müde, und wie nervös sie ist. Sie raucht wie in den schlimmsten Zeiten, als sie unbeschäftigt zu Hause saß. Sicher strengt diese Arbeit sie viel zu sehr an, körperlich und geistig. Nach allem, was sie schon hinter sich hat, muß die Reaktion ja einmal kommen. Ob sie von Henry hört? Das Strahlende hat sie verloren, nur wenn sie lacht, blitzt es manchmal durch. Ob sie wenigstens Menschen hat, mit denen sie sich aussprechen kann? Eine ernste Fleur, eine viel zu ernste Fleur.

"Tja, was werden soll," meint Fleur und streift mit der Hand die Asche von ihrem Rock, "das ist schwer zu sagen. So gehen die Dinge jedenfalls nicht weiter. Man soll sich nichts vormachen: es ist zu befürchten, daß wir alle einmal das Land verlassen müssen, direkt oder indirekt gezwungen. Denn es besteht kein Anlaß anzunehmen, daß die Ereignisse der letzten Monate einmalig bleiben werden."

"Heraus müssen, auswandern, Fleur?" zweifelt Fred und nimmt die Brille ab, "wie stellst du dir das vor für Menschen in meinem Alter? Womit und wohin?"

"Das wird den Leuten gleich sein." Wieder streift Fleur die Asche ab. "Immerhin werden die älteren Leute zuletzt herankommen. Aber unsereiner - man ist so exponiert, es kann schon sein, daß man eines Tages mehr oder weniger über Nacht wird fortgehen müssen. Vorbereitet muß man jedenfalls darauf sein..."

Welch ein Unterschied, denkt Eva; was muß sie durchgemacht haben, wenn sie jetzt von Auswanderung spricht.

"Vorbereitet," wirft Eva ein, "wie kann man sich darauf vorbereiten?"

"Das kann man schon irgendwie." Fleur spricht sehr leise, und Fred und Eva sehen auf ihre Lippen, um keines ihrer Worte zu verlieren. "Wenn man, wie ich, unter den Augen der **Behörde** arbeitet, dann muß man schon aus Gründen der Selbsterhaltung zusehen, im rechten Augenblick verschwinden zu können."

Fleur macht eine Pause. Sie sprechen zum erstenmal davon – die Eltern sind eben angekommen: ist es klug, sie gleich in der ersten Stunde mit diesen Problemen zu belasten? Aber vielleicht ist das gerade richtig, damit ihr ganzes Zusammensein unter keinen falsch angebrachten Illusionen leidet.

"Ich habe euch nichts davon geschrieben," fährt sie fort, "weil es unmöglich ist, solche Dinge schriftlich zu erörtern. Auch brauche ich euch schließlich nicht zu fragen, weil ich weiß, daß niemandem meine persönliche Sicherheit mehr am Herzen liegt als euch. Ich würde natürlich nur dann fortgehen, wenn es unumgänglich nötig wäre. Ich würde sonst nicht auf den Gedanken kommen, euch hier allein zu lassen."

Keiner der drei sieht den anderen an, jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt.

"Sollte es also dazu kommen, dann dauert die Trennung auch nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, weil ich schon Mittel und Wege finden würde, euch nachzuholen. Einige Verbindungen habe ich infolge meiner Tätigkeit."

"Gott, Fleur," sagt Eva, "wir kommen doch erst in zweiter Linie. Die Hauptsache ist, daß du für den Notfall fortkommst."

"Leicht ist das nicht." Fleurs Augenlider fallen wieder für eine kleine Weile zu.

Wenn sie nur nicht so leise sprechen würde, denkt Fred.

"Leicht ist das nicht, ich hoffe aber ein französisches Visum zu bekommen. Ihr wißt doch, daß René, den ihr ja von seinem Besuch bei euch kennt, damals nach Paris gegangen ist. Er hat anscheinend ganz gute Beziehungen angeknüpft, die es mir ermöglichen, zunächst ein zeitliches Visum zu erhalten. Er wird dort ein fotografisches Atelier eröffnen, und ich würde mitarbeiten. Ich verstehe vom Technischen zwar nichts, könnte mich aber kaufmännisch betätigen. Das kann natürlich nicht mehr als ein kleiner Anfang sein, aber es ist doch wenigstens ein Anhaltspunkt. In den nächsten Wochen werde ich die Einreisebewilligung erhalten, die dann ein Jahr lang gültig ist. Sollte sich in der Zwischenzeit etwas Besonderes ereignen, dann kann ich ohne große Vorbereitungen hinüberfahren. Hoffen wir, daß es nicht nötig sein wird."

Fred und Eva denken beide ungefähr das gleiche. Dieser René also – man hat nicht viel mehr von ihm in Erinnerung als einen blonen Haarschopf und den Eindruck, daß er schrecklich jung war. Ist das ein Halt für Fleur?

Eva wirft einen Blick zu Fred, der sich im Sessel aufsetzt.

"Weißt du, Fleur," sagt er, "ich muß gestehen, mir fällt ein Stein vom Herzen, daß du endlich die Dinge siehst, wie sie leider wirklich liegen. Niemals konnte man mit dir darüber sprechen, und wer weiß, ob du nicht schon vor Jahren hättest daran denken sollen. Was uns betrifft, da hat Eva ganz recht, wir kommen erst in zweiter Linie, und es liegt andererseits auch in unserem eigensten Interesse, dich in Sicherheit zu wissen. Über diesen Punkt ist kein Wort zu verlieren."

Er macht eine kleine Pause.

"Was die technischen Dinge betrifft, so verstehst du davon viel mehr als wir. Ich weiß nicht, ob Paris das richtige ist. Ich würde nein sagen; es sind dort schon zu viele hingegangen: Russen, Italiener, Deutsche, Franzosen. Ich kenne diesen René auch nicht. Er schien mir sehr jung zu sein; vielleicht muß man aber sehr jung sein, um noch einmal von vorne anzufangen. Du mußt das am besten wissen; du bist alt genug, um dein Leben zu bestimmen. Alles in allem aber bin ich froh, von Herzen froh, daß du einen Weg suchst, um aus diesen unwürdigen Zuständen herauszukommen. Es ist Zeit, höchste Zeit."

Fleur steht auf, bringt für Eva etwas Schokolade, schiebt Fred ein Rotweinglas zu, fragt nach Sir, nach dem Leben in Hamburg. Man wird in all diesen Wochen noch Zeit genug haben, um Einzelheiten zu erörtern.

Spät erst bringt sie Eva und Fred über die Straße in das Haus, in dem sie für sie ein Zimmer gemietet hat. Fred kann im Freien nicht sprechen; die eiskalte Winterluft nimmt ihm den Atem. Während Fleur sich auf dem Rückweg mit der Frage abquält, ob sie ihm nicht am ersten Abend zuviel zugemutet hat, ist er in dem fremden Zimmer zur Ruhe gegangen, wendet den Kopf zu Eva und sagt: "Ein wunderschönes Menschenkind, unsere Fleur. Wie froh bin ich; sie hat wieder Pläne für die Zukunft. Wir können dem Schicksal dankbar sein."

Seine Hand tastet sich zu Eva, die in dem dunklen Zimmer mit den unbekanntem Lichtern und Schatten grübelnd zur Decke sieht.

"Gute Wochen werden wir mit ihr haben," sagt sie, "und nun, Fred, gute Nacht, es war anstrengend für dich."

"Ein glücklicher Tag", sagt er leise.

Beide hören auf den Lärm der fremden Straße, deren Licht sich durch die Vorhänge stiehlt.



Währenddessen sitzt Fleur in ihrem Zimmer vor ihrem Schreibtisch, den Rest Rotwein, den Fred in der Flasche gelassen hat, in ihrem Glas. Immer wieder schweifen ihre Gedanken von dem Buch ab, in dem sie zu lesen versucht. Sie kann sich nicht sammeln, und es scheint, als ob der Ablenkungsversuch mißglücken wird. Es ist wie die erste zögernde Bewegung zu einem Schritt, der ins ungewisse Dunkel führt. Selten sonst im Leben kann man sagen, ob das, was man tut, wirklich einen neuen Lebensabschnitt bedeutet. Das hier wäre einer – darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Alles hinter sich lassen und noch einmal ganz von vorne beginnen? Wenn es nun durchaus sein muß, dann wäre es bald Zeit, sonst wird sie dazu zu alt sein.

Ein Glück, daß noch nichts Unwiderrufliches geschehen ist. Worte bisher, nichts als Worte – und bis zum Abgang des Zuges ist es noch weit. Wer weiß, ob es überhaupt jemals dazu kommen wird. Warum sie heute gleich am ersten Tag mit der Tür ins Haus gefallen ist und über diese ungewissen Dinge gesprochen hat? Eigentlich ist das sonst gar nicht ihre Art. Vielleicht war es dies: das unbewußte Bedürfnis, einen Rat zu hören. Selbständigkeit hin, Selbständigkeit her: in solchen Dingen muß man doch den Rat derer hören, die dazu berufen sind, ihn zu geben. Jemand anderen als die Eltern hat sie aber nicht.

Wie sehr sie zueinander gehören, das hat sie heute wieder einmal gespürt. Und richtig zu Hause ist sie in diesen vier Wänden eigentlich heute zum ersten Male. Es ist schon so: an dem Lebenskreis, der sie ganz umschließt, kann kein anderer teilhaben. Und wie würde das sein, wenn man wirklich auswandern, diese Lebensgrundlage verlieren würde? Gewiß, sie hat von jeher ihr eigenes Leben gelebt, aber die Möglichkeit bestand doch immer, um Rat zu fragen, Schutz zu suchen, Trost zu finden bei Menschen, von denen man weiß, daß sie nur selbstlos helfen, fördern wollen, ohne einen Gedanken an sich selbst. Aber warum sich unruhig machen, warum es vorausfühlen, dieses Gefühl, völlig auf sich allein gestellt zu sein, das so unruhig macht?

Fleur trinkt einen Schluck Rotwein. Ein schöner, voller Wein – sie hat etwas besonders Gutes für Fred ausgesucht; rot leuchtet er in dem geschliffenen weißen Glas. Sie nimmt das Buch zur Hand. Noch eine halbe Stunde wird sie lesen, sich ablenken und müde machen. Morgen wird sie die Eltern überraschen und mit ihnen frühstücken; sie hat alles vorbereitet. Eine kleine Entschädigung müssen sie doch dafür haben, daß ihr erster Abend so stürmisch verlaufen ist.

Fleur konzentriert sich auf das Buch, was ihr auch mit einiger Mühe gelingt. Es ist anheimelnd hier in dem quadratischen Raum mit den geschlossenen, schweren Vorhängen. Draußen weht kalt der eisige Wind über die verschneiten Straßen, deutlich ist sein Heulen zu hören. Ein Luftzug dringt durch die Doppelfenster, die Zentralheizung verbreitet eine behagliche Wärme, und die Stille wird nur von dem Rascheln der umgeblätterten Seiten unterbrochen. Fleur trinkt dann und wann einen Schluck aus dem Weinglas und freut sich der Ruhe dieser Nacht. Lange ist es her, seit sie solch eine stille Stunde gehabt hat, und es tut gut, sich von allem abzulenken.

So vertieft ist Fleur in ihr Buch, daß sie den Kopf erst hebt, als das Schrillen der Telefonglocke draußen im Korridor einen Augenblick lang andauert. Ist das hier in der Wohnung? Die Stille war so groß, daß auch die Telefonglocke in der Nachbarwohnung so laut klingen würde. Ein Blick auf die Uhr: dreiviertel zwei schon. Wieder das schrille Läuten. Fleur schiebt den Stuhl zurück und öffnet die Tür zum Korridor. Wirklich, ihr Telefon. Wer kann das sein, so spät in der Nacht? Unmöglich kann das ihr gelten. Sie hebt den Hörer, die Schnüre haben sich irgendwie verwickelt, sie muß sich niederbeugen.

"Ja?" sagt sie.

"Fleur," sagt Eva, "bitte komm sofort herüber!"

"Sofort", antwortet Fleur, wirft den Hörer auf die Gabel, stürzt in ihr Schlafzimmer, reißt den Wintermantel vom Bügel, der zu Boden fällt. Im Laufen schaltet sie das Licht ab, tastet sich durch den dunklen Korridor, jagt die Treppen hinunter, läuft über die schneeverwehte Straße, hantiert ungeübt an dem Schloß der fremden Haustür und jagt die Treppe hinauf; den Fahrstuhl zu nehmen, würde zu lange dauern. Jetzt steht sie an der fremden Wohnungstür, der Schlüssel paßt nicht, es muß der andere sein, die Tür springt auf, schlägt mit lautem Knall hinter ihr zu – und sie ist im Zimmer.

Eva sitzt mit übergeworfenem Morgenrock am Bett Freds; sein Kopf liegt an ihrer rechten Schulter. Leise schließt Fleur die Tür, reißt sich den Schal vom Hals, den Hut vom Kopf und wirft alles über einen Stuhl. Auf Zehenspitzen geht sie zum Bett. Fred hält die Augen geschlossen, er ringt mit dem Atem, schmerzverzogen ist sein Gesicht. Ein schrecklicher, dumpfer, röchelnder Husten schüttelt ihn, beide Hände hat er an das Herz gepreßt. Er öffnet den Mund, noch immer hat er keine Luft.

"Einen Arzt", flüstert er.

Er scheint jetzt etwas Erleichterung zu haben, sein Kopf löst sich von Evas

Schulter, mit beiden Armen stützt er sich auf seine Knie, die Hände hängen herunter, er fühlt seinen Puls.

Einen Augenblick lang zögert Fleur. Sie hat heute in seinem Handkoffer eine Spritze gesehen. Ob sie ihm eine Einspritzung macht? Aber er würde sie wohl darum bitten, wenn er es für richtig hielte, und sie kann die Verantwortung nicht übernehmen.

"Einen Arzt", flüstert Eva, und sie legt ihren Arm um die Schulter Freds.

Fleur ist schon aus dem Zimmer, steht kurze Zeit suchend vor den vielen weißen Türen der fremden Wohnung. Sie hat, als sie neulich das Zimmer mietete, irgendwo ein Telefon gesehen. An der Tür tastet sie nach einem elektrischen Schalter: das Licht flammt auf. Da ist das Telefon. Mit zitternden Händen sucht sie im Telefonbuch nach der Nummer: der Name irgendeines Arztes ist ihr eingefallen. Mit geschlossenen Augen sitzt sie dann in dem Sessel und hört auf das Geräusch im Telefon. Da – eine Stimme: der Mann ist nicht zu Hause, man nennt ihr eine Nummer, er ist irgendwo unterwegs. In dieser bitterkalten Nacht in Berlin einen Arzt zu finden, wird nicht leicht sein. Noch ein Anruf, und nach wenigen Augenblicken hat sie die Zusage, daß er in zehn Minuten hier sein wird. Zehn Minuten? Eine lange Zeit für einen akuten Herzanfall.

Nun steht sie wieder an dem Bett; noch immer ringt Fred mit dem Atem und hält seinen Puls. Fleur streicht ihm über die Stirn: "In wenigen Minuten ist er da", flüstert sie.

Er nickt mit dem Kopf und hat sie verstanden. Eva läßt keinen Blick von seinem Gesicht; noch immer hat sie ihren Arm um seine Schulter gelegt. Mit der freien Hand fährt sie über seine Stirn.

"Es muß bald sein", flüstert er mühsam.

O Gott, denkt Fleur, er ist ganz wach und ein alter, erfahrener Arzt.

Ungeduldig geht sie ans Fenster und starrt hinunter auf die verlassene Straße mit den hohen Schneehaufen. Noch kein Wagen vor der Tür... Sie muß hinunter, um die Haustür zu öffnen. Jetzt steht sie frierend ohne Mantel im Schnee. Jeden Lichtschein der heranfahrenden Autos verfolgt sie mit den Augen - - noch immer nicht. Sie geht auf und ab, ohne einen Blick von dem erleuchteten Fenster dort oben zu lassen.

Noch immer nichts... die zehn Minuten sind längst um.

"Fleur!" Weit aus dem Fenster gebeugt, ruft Eva zu Fleur hinunter.

Mit wilden Sätzen läuft Fleur die Treppe hinauf. In dem hellen Zimmer liegt Fred auf dem Bett, und beim ersten Blick weiß Fleur: es ist zu Ende.

Eva aber geht mit gerungenen Händen auf und ab: "Wo bleibt nur der Arzt?" sagt

sie. Offenbar weiß sie nicht, was geschehen ist. Fleur nimmt sie in ihre Arme; keine Träne hat Eva. Nun löst sich Fleur von ihr, geht zu Fred, streichelt ihm zärtlich über die Stirn, über die Augenlider, wieder über die Stirn: "Ja," sagt sie leise, "ich weiß, ja, Fred."

"Der Arzt, Fleur," sagt Eva, "schnell."

Vor dem Haus schlägt eine Autotür. Fleur läuft die Treppen hinunter; der fremde Mann mit der Brille steht mit offenem Mantel da.

"Schnell," ruft Fleur keuchend, "ich fürchte, es ist wenig zu tun."

Fleur hat Eva in ihre Arme genommen. An den langsamen Bewegungen des Arztes sieht sie, daß hier keine Eile mehr not tut. Er öffnet seinen kleinen Koffer, hat nun den Apparat an den Ohren, hört, schüttelt den Kopf, hört noch immer. Eva, die den Kopf an Fleurs Hals legt, schreckt erst auf, als er leise sagt: "Zu spät."

"Wie?" ruft Eva, dreht sich wild auffahrend um und sieht dieses Bild vor sich: der fremde Arzt, gebeugt über den Toten.

"Fleur", sagt sie leise und legt ihren Kopf wieder an Fleurs Schulter.

"Ja," flüstert Fleur in ihre Haare, "ja, ich weiß, jetzt heißt es so tapfer sein, wie wir es immer gewesen sind."

Der Arzt winkt Fleur zu, und sie geht mit Eva hinaus in jenes fremde Zimmer. Vor kaum einer Viertelstunde hat sie hier noch telefoniert und Hoffnungen gehabt.

Als dann alles vorüber ist – der Arzt hat sich um Eva bemüht, und Fleur hat ihn zur Haustür gebracht -, ist es wieder still in der Wohnung geworden.

Eva und Fleur sitzen an dem kleinen Tisch in der Ecke, in dieser fremden Wohnung, unter fremden Menschen in dieser großen Stadt und halten die Totenwache. Mildes Licht liegt über dem Zimmer, nur eine verhängte Lampe brennt in der Ecke. Fleur hat Eva in ein paar Decken gewickelt. Sie sprechen nicht; jeder hängt seinen Gedanken nach. Ab und zu steht Fleur auf und geht zum Bett, über dem das weiße Laken liegt.

Das also ist der Sinn dieser seit Monaten vorbereiteten Reise gewesen. Kopfschüttelnd geht sie zu ihrem Sessel zurück, nimmt die Hand Evas und sieht still vor sich hin. Ein anständiges Leben und ein anständiger, schneller Tod.

"*Sterben ist schlimm,*" hat Fred immer gesagt, "*Totsein ist gut.*"

Und die Gedanken beider gehen zurück in all die langen, glücklichen Jahre.

Jetzt bin ich verantwortlich, denkt Fleur – ich allein. Sie wirft einen Blick auf Eva, die ganz in sich zusammengesunken ist. Henry, denkt Fleur, warum ist Henry

nicht hier? Es ist kaum vorstellbar, daß er nicht herkommen kann. Zärtlich formen ihre Lippen seinen Namen.

"Wie soll das nun werden?" fragt Eva leise, "so allein in dieser fremden Stadt?"

Dann sitzen sie wieder schweigend beieinander. Zögernd und allmählich erwacht ringsum ein neuer Tag; das Leben geht weiter. Der Verkehr in der Straße schallt zu ihren Fenstern herauf, im Hause hört man Türen fallen.

Kurz nach sieben steht Fleur auf, wickelt sich fröstelnd aus ihren Decken. Jetzt hat *sie* die Verantwortung, und niemand wird ihr helfen. So schwer es ihr fällt, sie muß jetzt Eva allein lassen. Es gibt Formalitäten zu erledigen.

Durch den hohen Schnee geht Fleur zurück in ihre Wohnung. Auf ihrem Schreibtisch steht noch das Glas mit dem roten Wein.



Müde geht Fleur über den Kurfürstendamm, über den der lebhaftere Nachmittagsverkehr flutet. So ist das: das Leben geht weiter. Eigentlich, ja

eigentlich hatte sie geglaubt, heute mit Eva hier einzukaufen. Statt dessen sitzt Eva in jener verhängten Stube, in der die beiden Kerzen brennen. Sie selbst hat inzwischen geordnet, was eben zu ordnen war. Auch das hat sich ganz anders entwickelt, als sie es sich vorgenommen hatten.

Niemals wären sie auf den Gedanken gekommen, die Beisetzung Freds hier vorzunehmen. Ein Glück, daß sie Hamburg anläuteten, bevor sie den Auftrag zur Überführung gaben. So weit ist es also nun gekommen; der politische Kampf gilt sogar den Toten. Dreimal hat sie mit Hamburg gesprochen, mit den Behörden, mit den Freunden der Eltern, und immer war die Antwort die gleiche: es ist ganz ausgeschlossen, eine Überführung vorzunehmen, weil die Parteistelle in Hamburg die Beerdigung jüdischer Leichen nicht erlaubt.

Fleur schüttelt den Kopf. Wie alle Menschen, die sehr mit ihren Gedanken beschäftigt sind, hat sie heute mehrfach mit sich selbst gesprochen. Wenn das Unglück in Hamburg geschehen wäre, so hat man ihr gesagt, hätte eine Beisetzung dort nicht stattfinden können.²¹

So werden sie also nur hier Fred das Letzte tun können, was ihnen bleibt, sie beide allein. Und vielleicht ist es so in seinem Sinne.

Tief mit ihren Gedanken beschäftigt, bleibt Fleur vor einem Blumengeschäft stehen. Diese herrlichen Blumen – sie sind fast noch schöner als die soeben bestellten. Wie anders wäre das alles in normalen Zeiten gewesen: von Freunden umgeben, Henry bei ihr, und nicht diese Verlassenheit – sie und Eva ganz allein. Henry – ob es ihm nahegehen wird? Er hat sich mit Fred sehr gut verstanden, aber seine Auffassungen in Familiendingen sind ganz anders. Er würde sagen: *"Was denn, Fleur? Er war ein alter Mann."*

Morgen wird er wissen, was geschehen ist. Sie hat heute ihren gemeinsamen Freunden ein paar Zeilen geschrieben. Es war die einzige Möglichkeit, ihn zu benachrichtigen; in einer Zeitung annoncieren dürfen sie ja nicht. Ob er ihr schreiben wird? Schließlich könnte er sich sagen, daß unter den vielen Briefen, die sie aus Hamburg bekommen werden, ein paar mit der Maschine geschriebene Zeilen nicht auffallen würden. Sie würde sofort wissen, von wem sie stammen, und es wäre ein kleines, ach, so kleines Zeichen der Zugehörigkeit.

So wird es also sein, als ob ihn das alles nichts angeht. Und doch und doch – er ist dabei. Seit Monaten hat sie nicht so empfunden, wie sehr sie zu ihm gehört. In diesen Stunden der inneren Not ist alles andere zurückgetreten, alle Enttäuschungen, die sie eingestanden und uneingestanden mit ihm erlebt hat.

²¹ Es gab in Hamburg jüdische Friedhöfe, die auch während des NS genutzt wurden (solange es noch Juden gab), jedoch standen sie möglicherweise nur jüdischen Gemeindemitgliedern offen.

Und er soll nicht dabei sein?

Fleur betritt den Blumenladen, bestellt einen Arm voller Nelken und sitzt nun in dem Büro des Geschäftes vor einer Schreibmaschine. Wenige Zeilen nur: *"Seinem unvergessenen und unvergeßlichen väterlichen Freund als Abschiedsgruß. H."*

Vielleicht sind diese Blumen und der Brief dazu das erste, was Eva für einen Augenblick ablenkt, als sie ihr ein par Stunden später gebracht werden. Fleur ist gerade in ihre Wohnung gegangen, um noch einige Sachen zu ordnen, die unaufschiebbar sind. Eva weiß, als sie die Karte überflogen hat, sofort, von wem die Blumen sind. Also doch: Fleur hat noch mit ihm Verbindung, denn woher sollte er so schnell das Geschehene erfahren haben?

Henry – wie hat sein Verhalten Fred getroffen. Fleur wird sich freuen über diese Blumen und es ist gut zu wissen, daß sie nicht so verbittert zu sein braucht, wie man eigentlich dachte.

War es unrecht, denkt Fleur, als sie dann neben Eva, umgeben von den wenigen Menschen, die aus Hamburg zu Freds letzter Feier gekommen sind, vor den schmucklosen vier Brettern sitzen, war es unrecht? Drei große Sträuße schmücken den Sarg: der Evas, ihr eigener und daneben die Blumen, die von Henry sein sollen. Unrecht – und doch wieder nicht. Man soll eigentlich in solchen letzten Dingen nicht lügen. Aber es ist wiederum keine Lüge. In ihren Gedanken gehört Henry zu dieser Stunde, und daß er nicht neben ihr sitzt, das ist nicht seine Schuld. Unmöglich könnte ein 'Arier' zu einer solchen Beerdigung kommen, ohne sich ernsthaft zu gefährden. Wenn es auch in dieser großen Stadt unwahrscheinlich ist, daß man nachprüft, wer hier war, so kann es doch immerhin sein. Nein, das konnte sie nicht von ihm erwarten. Eigentlich bitter – zu denken, daß er wirklich nicht den Mut gefunden hat, ihr ein paar Zeilen zu schreiben. Aber diese Stunde soll keine Bitterkeit trüben. In ihren Gedanken ist Henry heute um sie. Und darum ist es nicht unrecht, dieses harmlose Spiel mit den Blumen. Er würde sich freuen, daß sie wiedergutmacht hat, was er selbst versäumen mußte.

Fleur sieht zur Seite und schiebt ihren Arm unter den Evas. Wie blaß sie ausieht. Sie beide haben Fred nicht einen Augenblick allein gelassen und seit jener schrecklichen Winternacht kein Auge zugetan. Fleur wirft einen verstohlenen Blick auf die Armbanduhr: ist es schon soweit?

Die Tür öffnet sich; kurze Zeit sieht man draußen die kahlen Bäume über dem hohen Schnee in dem glitzernden Frost dieses Wintermittags. Nein, noch nicht, offenbar ist noch jemand hereingekommen, der ihnen heute nahe sein will.

Fleurs Blick gleitet zurück zu ihren Blumen, und sie erkennt Peter erst, als er zum Sarg tritt. Er verbeugt sich, zieht seinen rechten Handschuh aus und legt den großen Blumenstrauß, den er trägt, auf die Erde. Als er sich wieder aufgerichtet hat, verharrt er einige Augenblicke, die herunterhängenden Hände gekreuzt, an seinem Platz. Den eigenwilligen Kopf hält er schief, unter den Backenknochen spielen die Muskeln. Hart ist der Mund über dem Kinn zusammengepreßt, und eine Strähne seiner schwarzen Haare ist in die Stirn gefallen.

Während er auf Zehenspitzen quer durch den Raum geht und seinen Platz unmittelbar hinter ihr einnimmt, sieht Fleur Eva an, die teilnahmslos vor sich hin starrt. Leise schiebt sich der Arm Fleurs in den ihren.



Beide Hände streckt Peter Fleur entgegen, als sie, seine Schwester neben sich, das Zimmer betritt. "Das freut mich aber wirklich", sagt er, lächelnd zu ihr heruntersehend. Fleur im schwarzen Kleid mit einer Tasche unter dem Arm, das dunkle Haar ganz einfach gescheitelt, ist erfreulich anzusehen. Sie wirft einen schnellen Blick zu Peter hinauf und dann in die Runde.

Sie ist zum ersten Male hier, und eigentlich hat sie gar nicht herkommen wollen. Peter hat immer wieder angerufen, sich nach ihrem Ergehen erkundigt, und schließlich ist er dann neulich mit seiner Schwester bei ihr gewesen und hat sie gebeten, zu seinem Geburtstag zu kommen. Fleur hat sich bedankt; sie hat Peter gegenüber immer so etwas wie ein schlechtes Gewissen.

"Seien Sie mir nicht böse, Peter," hat sie gesagt, "aber ich gehe jetzt wirklich nicht aus." Er hat aber nicht aufgehört, sie zu bitten, und Eva hat ihr sehr zugeredet. Die Trauer um einen Menschen, nicht wahr, zeigt sich doch nicht in dem, was man tut. Das Kind muß wieder heraus, hat sie bei sich gedacht: immer nur Arbeit, deprimierende Arbeit und dann zu Hause bleiben, wo es kein Lachen gibt, das kann ihr nicht gut tun.

So ist Fleur heute also doch hier, und da sie wirklich das Gefühl hat, daß sie Peter eine Freude macht, ist es nicht so schwer, wie sie befürchtet hatte.

Peter läßt ihr nicht viel Zeit zum Nachdenken. Sie muß sich seine Einrichtung ansehen: so wird es ihr leichter werden, sich an die fremde Umgebung zu gewöhnen.

Fleur freut sich über die schönen Dinge, die Peter ihr zeigt: eingelegte, kostbare Schränke, Teppiche, hohe, geschnitzte Lehnstühle neben eigenartig geformten Hockern, ein riesiger Schreibtisch in der Mitte des Raumes. Neben einem alten venezianischen Spiegel brennen zwei Kerzen; ringsum duften Blumen, in ihren Farben auf den Grundton abgestimmt, der den Raum beherrscht.

Fleur setzt sich in den hohen Schreibtischsessel. "Ist doch erlaubt", sagt sie zu Peter und raucht eine Zigarette an, "man wird ruhig hier."

Peter geht ins Nebenzimmer, holt eine Flasche Wein und zwei Gäser und bleibt einen Augenblick in der Portiere stehen, die Flasche und die Gläser in der Hand. Er sieht sich dieses Bild an – Fleur allein in seinem Zimmer: nachdenklich rauchend blinzelt sie in das brennende Licht, das neben ihr auf dem Schreibtisch steht. In dem Stuhl mit den hohen Lehnen verschwindet sie fast. Wie wunderschön sie ist. Aber – zu ernst, viel zu ernst. Man müßte gut zu ihr sein, richtig gut, sie verwöhnen und sie herausnehmen aus dieser unwürdigen Umgebung. Viel zu schade ist sie für all das, was sie hinter sich hat. Wenn sie nicht bald das tut, was das einzig mögliche ist, dann wird das Schlimmste noch vor ihr liegen.

Peter setzt sich zu ihr, auf der Schreibtischplatte balancierend.

"Ja, Fleur, es wird mir etwas schwer werden, mich von allem zu trennen. Es ist nun bald soweit. In ein paar Monaten gehe ich fort; es ist höchste Zeit, und das zurückzulassen, was man in vielen Jahren nach und nach gesammelt hat, ist irgendwie merkwürdig. Aber schließlich kommt es nicht darauf an."

Fleur hat die Hände um das Glas gespannt, ein kostbares venezianisches Glas. Sie nippt daran. Merkwürdig, da sucht jemand freiwillig die gleichen Probleme, mit denen man selbst gegen seinen Willen zu kämpfen hat und mit denen man nicht fertig wird.

"Ich erwarte in den nächsten Wochen", sagt Peter, "einen günstigen Bescheid vom Argentinischen Konsulat. Ein Freund, der drüben lebt und gute Beziehungen hat, wird mir ein Visum besorgen. Die Sache steht sehr günstig."

Wieder trinkt Fleur aus ihrem Glas, und erst nach einer ganzen Weile fragt sie: "Wird man Ihnen denn hier erlauben fortzugehen, Peter?"

"Nein," sagt er und sieht hinüber zu den Blumen, "nein – es weiß niemand, was

ich vorhabe. Natürlich würde mich die Wehrmacht nicht beurlauben. Ich werde einfach von meiner Sommerreise nicht zurückkommen. Meine Pläne kennt niemand außer Ihnen. – Ich erzähle Ihnen das nur, Fleur, weil ich weiß, daß man sich auf Sie verlassen kann."

Merkwürdig, denkt Fleur: da sitze ich in einem fremden Zimmer, trinke Wein, jemand, der gut zu mir ist, erzählt mir, daß er bald in der gleichen Lage sein wird wie ich, und – es interessiert mich kaum.

Der Vorhang scharrt, Peters Schwester kommt herein. "Ihr seid gut," sagt sie, "laßt uns warten und wälzt große Probleme. Du, Peter, ich möchte auch etwas von Fleur haben."

Gerade wollen sie in das Nebenzimmer gehen, als das Telefon läutet. "Fleur," sagt Peter, "für Sie."

"Für mich?" Fleur steht auf und geht zu Peter hinüber; sie stehen jetzt nebeneinander am Schreibtisch. Es wird doch nichts mit Eva sein?

"Ein Anruf aus Paris, Fleur, den Ihre Mutter anscheinend hat hierher leiten lassen. Er ist unbezahlt, und man will wissen, ob Sie ihn annehmen wollen."

"Bitte, ja", sagt Fleur und sitzt schon in dem großen Sessel. Was mag René wollen – ob es geklappt hat? Noch niemals hat er sie angerufen.

"Hallo René," ruft Fleur, "was ist los?"

"Nur so, Fleur." Wie nah seine Stimme ist.

"Nett von dir, René, ich hoffe, du hast dich gut in Cannes erholt. Ist etwas Besonders vorgefallen?"

"Nein, Fleur, ich fand es nur sehr schick, einmal mit Berlin zu telefonieren, das ist alles."

Er lacht – hat er einen Schwips?

Fleur spielt mit dem Brieföffner, der auf dem Schreibtisch liegt. "Was ist mit meiner Einladung, René?"

"Großer Gott," antwortet René, "das hatte ich wirklich ganz vergessen. Nicht böse sein, Fleur, ich bin lustig heute, ich werde jetzt wirklich etwas unternehmen."

Und während er weiter schwatzt, geht Peter in diesem Zimmer an den Wänden entlang, besieht ein Bild, ein anderes, ordnet mit wenigen Handbewegungen die Blumen, verschiebt einen Leuchter, steht wieder vor einem Bild.

"Nein, René," sagt Fleur, lehnt sich in dem Sessel zurück und schließt die Augen, "so geht das wirklich nicht weiter. Ich warte jetzt fast ein Vierteljahr darauf, daß du irgend etwas für mich tust, und immer wieder höre ich die gleichen Vertröstungen. Schließlich, Boylein, habe ich doch auch getan, was ich konnte. Ich verstehe ja alles, aber jetzt muß ich einmal an mich denken."

Sie wirft schnell einen Blick umher: Peter ist nicht zu sehen, wahrscheinlich ist er ins Nebenzimmer gegangen.

"Sieh mal, Boylein," fügt sie leise hinzu, "es nützt dir ja auch, wenn ich erst da bin. Und selbst, wenn du das nicht glaubst, so müssen wir doch einander helfen."

Und nach einer Weile des Schweigens – sie hört wieder auf die Stimme – sagt sie abschließend: "Gut, René, also in zwei Wochen muß ich wissen, woran ich bin."

Wenige Worte des Abschieds hin und her, und Fleur hat den Hörer auf den Apparat gelegt.

Still sitzt sie da und sieht vor sich hin. Es ist gut, einen Augenblick allein zu sein. Wieviel dieses lange Gespräch wieder kosten wird, und nur, weil er es "*schick*" fand, nach Berlin zu telefonieren.

"Fleur," sagt Peter leise, "erschrecken Sie nicht, ich bin noch hier."

Er löst sich von dem Wandbild hinter Fleurs Stuhl, das er grübelnd die ganze Zeit angesehen hat. "Ich hätte es vielleicht nicht tun sollen, aber – ich habe zugehört, und es tut mir nicht einmal leid."

Er kommt nun in das Licht der Schreibtischlampe.

"Ich habe ungefragt ein paar Worte zu sagen, Fleur, auch wenn Sie es vielleicht nicht gern hören."

Er setzt sich ganz nahe zu Fleur auf den Schreibtisch und sieht zu ihr hinunter.

"Also wieder dieser René, Fleur, und was ich gehört habe, genügt mir, ich kann mir den Rest denken: Cannes, nichtstuend, von einem Tag zum andern lebend – die alte Geschichte."

Peter raucht seine Zigarette an.

"Und ein Mensch wie Sie, Fleur, glaubt ernsthaft, daß so ein Junge helfen kann, helfen will?"

Und als Fleur antworten will: "Das ist alles vergebliche Mühe, Fleur; aus dem Jungen wird nie etwas, und auch Sie werden nichts aus ihm machen können. Wenn Sie wirklich dorthin gehen, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder ihr geht beide unter, oder es gelingt Ihnen, allein etwas aufzubauen, dann werden Sie an dem Jungen zugrunde gehen. Das ist alles."

Fleur sieht starr in das Licht vor sich - : es mag schon sein, daß er recht hat.

Peter steht auf und geht hin und her.

"Um von vorne anzufangen, Fleur, braucht man einen Menschen, der wirklich arbeitet und nicht nur das Geld anderer ausgibt, wenn ich durchaus deutlich werden muß. Einen Menschen, auf den man sich verlassen kann, der weiß,

worum es geht. Daß Sie nicht allein fortgehen können, ist klar. Aber René? Dann besser allein."

Als Fleur keine Antwort gibt, tritt er hinter ihren Stuhl, legt die Hände auf ihre Stuhllehne und sieht auf ihr Haar hinunter; gerade den Ansatz ihrer Stirn kann er noch sehen.

"Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Fleur. Er kommt zwar etwas überraschend, und ich hatte mir eigentlich vorgenommen, damit noch etwas zu warten, aber ich sehe, ich muß es jetzt tun, bevor Sie eine Dummheit machen. Sehen Sie, Fleur, ich gehe doch auch fort. Ich will nicht viel über mich sagen, ich denke aber, ich habe bisher bewiesen, daß ich arbeiten kann. Wie wäre es, Fleur, wenn wir beide es miteinander versuchen würden? Sie sollten wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können."

Ganz still sitzt Fleur in ihrem Stuhl.

"Fleur," sagt er leise, "Fleur, es ist dumm zu sagen, aber man soll doch wissen, woran man ist: Fleur, Sie stehen mir viel zu nahe, als daß ich Ihnen zu etwas zureden würde, was nicht gut für Sie wäre. Wollen wir es versuchen?"

Ist das denkbar: ich, Fleur, sitze hier und lasse mir solche Dinge sagen von einem Menschen, der mir nichts ist? Er mag schon recht haben mit René – sicher sogar, ich habe eben Pech. Aber ich darf Peter das nicht antun. Ich weiß zu gut, wie es ist, jemanden zu lieben, der für einen selbst nichts hat als ein höfliches, freundschaftliches Interesse, eben weil man gut zu ihm ist. Und mit Peter verbindet mich nichts, gar nichts, als daß ich ihm dankbar bin für seine Freundlichkeit.

Sie drückt ihre Zigarette aus und steht auf. Ganz nahe tritt sie auf ihn zu, und er legt ihr die Hände auf die Schultern.

"Peter", sagt sie in die dunklen Augen hinein, "Peter, ich danke Ihnen sehr für alles, ich weiß, wie Sie es meinen. Aber es geht nicht, Ihretwegen nicht. Ich habe nun einmal Pech." Sie kneift die Augen etwas zu und sagt verbittert: "Ja, Pech; der eine Mensch, den ich geliebt habe, ist ein Feigling, und der zweite ein Taugenichts."

Er sagt nichts – nur die Muskeln spielen hart unter seinen Backenknochen.

Fleur fährt fort: "Zu spät, Peter, leider, und ich habe im Augenblick nicht die Kraft, noch einmal von vorne anzufangen. Nicht traurig sein jetzt, Peter. Sie sollen einmal sehr glücklich werden, aber ich...", sie schluckt, "ich kann Sie nicht so glücklich machen, wie Sie es verdienen."

Sie dreht sich um und geht ins andere Zimmer. Die Portiere ist hinter ihr zugefallen.

Peter schiebt sich den Schreibtischsessel zurecht, sitzt nur zurückgelehnt da, beide Arme auf den breiten Armlehnen. Es ist wahr, er hat Besuch, aber jetzt muß er eine Weile allein sein: es gilt festzustellen, ob da wirklich soeben eine Entscheidung gefallen ist.



"Das ist der Status", sagt Fleur und schiebt ihren Stuhl zurück. Sie sieht zu Eva hinüber, die den mit Zahlen bedeckten Bogen weit von sich hält und mit ihren weitsichtigen Augen von einer Zahlenkolonne zur anderen sieht.

Sie sitzen beide an einem mit Kontobüchern, Verzeichnissen und Aktenbogen belegten Tisch, und die matte Sonne dieses Februartages liegt auf den Fenstern.

"Du kannst dir das in aller Ruhe ansehen, Eva. Du wirst es nachrechnen müssen. Aber ich denke, es stimmt so."

Eva sieht noch immer die Zahlenreihen entlang. Jetzt sieht sie über die Brille hinüber, nimmt die Augengläser ab und sagt: "Also, Fleur, wir wollen doch keinen Unsinn machen. Du weißt, ich verstehe von diesen Dingen nichts, und mehr als da ist, kann man auch nicht errechnen. Die Sache stimmt eben so, wie du dir das ausgerechnet hast. Wir werden uns das, was der arme Fred hinterlassen hat, teilen, und damit Schluß. Was ist da noch viel zu reden?"

"Es wäre mir doch lieber, Eva, wenn du dir – es muß ja nicht heute sein – die Aufstellung in Ruhe ansehen würdest. Schließlich mußt du dich daran gewöhnen, dich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Und was das Teilen anbetrifft: ich beabsichtige nicht, die Erbschaft anzunehmen. Ich werde mir nur das nehmen, was mir als gesetzlicher Erbteil zufallen würde, der Rest gehört dir."

Echt Fleur, denkt Eva. "Kommt gar nicht in Frage, Fleur, das wäre ja noch schöner. Wir teilen zu gleichen Teilen." Und als Fleur eine Handbewegung macht: "Also sei lieb, Fleur, wir wollen über die Sache nicht mehr sprechen, mir fällt das Ganze ohnehin nicht leicht." Eva nimmt ihr Taschentuch aus der Tasche und weint leise vor sich hin.

Fleur steht auf und geht zu ihr hinüber. Sie streichelt Eva über die Haare und

gibt ihr einen Kuß. "Hör mal, Eva," sagt sie leise, "wir müssen jetzt einen Augenblick lang vernünftig sein."

Sie zieht ihren Stuhl an den Evas, setzt sich neben sie und streichelt ihre Hand. "Du wirst dich an die Unterhaltung erinnern, die wir mit Fred am letzten Abend über die Auswanderungsfrage hatten, nicht wahr? Ich habe mir inzwischen die Frage sehr eingehend überlegt. Sieh mal, es könnte doch sein, daß ich eines Tages meine Stelle verliere."

Eva sieht sie erschreckt an.

"Nein," fährt Fleur beruhigend fort, "es ist noch nicht soweit, aber es könnte doch sein, daß **die Behörde** unser Büro schließt oder daß sonst Dinge eintreten, die nicht vorauszusehen sind. Ich habe mir neulich überlegt, was dann werden soll. Du hast unsere Vermögensaufstellung gesehen. Es würde, wenn ich nichts verdienen könnte – und eine andere Verdienstmöglichkeit würde ich ja hier nicht mehr finden –, vielleicht vier Jahre reichen."

Fleur macht eine Pause, löst ihre Hand von der Evas und lehnt sich nachdenklich in ihrem Stuhl zurück. "Vier Jahre", meint sie sinnend, "sind eine nicht sehr lange Zeit. Was würde dann werden? Man wäre völlig verarmt, und uns beide erhalten könnte ich ohne die heutzutage doch sehr unsichere Stelle nur dann, wenn sich das politische System ändern würde. Ist das wahrscheinlich?"

Eva schüttelt den Kopf. "Siehst du, Eva, ich befürchte das beinahe auch. Was würde man also machen müssen, wenn man wieder jahrelang ohne Stelle wäre und sein Vermögen aufgebraucht hat? Man müßte auswandern. Auswandern unter viel schlechteren Bedingungen, als man das heute noch kann. Gut soweit: was aber spricht dagegen, es gleich zu tun, ohne eine Entwicklung abzuwarten, die Komplikationen, Nervenverbrauch und Zeitverschwendung bedeutet?"

Fleur fährt sich mit der Hand über die Haare: "Jünger werde ich auch nicht, leider, und was ich in den vier Jahren draußen irgendwo leisten könnte, wäre doch unvergleichlich viel lohnender: der Aufbau einer neuen Existenz für uns beide. Nein, Eva, da gibt es nichts zu weinen. Vielleicht ist es gut, daß man heute so klar sieht. Und – was ist das für ein Leben hier: nichts kann man mehr unternehmen. Wann man in bestimmten Vierteln wird leben müssen, ist nach den Zeitungen nur noch eine Frage kürzester Zeit. Ausgehen kann man nicht, geistige Anregungen scheiden aus, Ausflüge darf man nicht mehr machen, Freunde kann man nicht haben – das Leben ist eine Depression ohne Ende."

Fleur macht eine Handbewegung und sieht zur Decke: "Wer hält mich sonst hier zurück? Niemand. Es ist, ich bin mir dessen bewußt, eine Art Bankrotterklärung. Aber ich denke, mich trifft keinerlei Verschulden an alledem, sicher nicht. Ich

habe genug um alles gekämpft und zu allen gehalten. Jetzt muß ich aber nur an uns beide denken, jetzt habe ich die Verantwortung."

Sie sieht zu Eva hinüber: "Nun nimm einmal das Taschentuch von den Augen, Eva, und überlege mit mir zusammen: Daß wir beide gleichzeitig fahren, wäre denkbar, aber, wie ich fürchte, unpraktisch. Es läßt sich auch finanziell kaum machen. Ich habe mich inzwischen erkundigt und von der maßgeblichen Komiteeabteilung im Ausland die Mitteilung bekommen, daß man mir für etwa ein halbes Jahr die Mittel zum Lebensunterhalt zur Verfügung stellen würde. Das ist eine große Chance... In dieser Zeit kann ich mich einleben, vielleicht eine Stelle finden, vielleicht sogar bei dem dortigen Komitee, und ich könnte in Ruhe alles für dich vorbereiten. Das ist der Grund, warum du den größten Teil dessen behalten mußt, was Fred hinterlassen hat. Einen kleinen Teil werde ich brauchen, um mich anständig auszustatten. Ich weiß dann, daß du mit Geld gut versorgt bist; man ist nicht so in Eile draußen und kann sich umschaun, um für uns beide das Richtige zu finden."

"Und wohin?" fragt Eva.

"Es mag merkwürdig klingen, Eva, aber das ist noch ganz unbestimmt. Ich wollte gerne nach Paris; René ist zwar sehr bemüht, aber sicher rechnen kann ich damit nicht."

Eva sieht mit klaren Augen zu ihr hinüber. Zum erstenmal seit Freds Tode sieht sie wieder eine Aufgabe vor sich: sie wird Fleur helfen müssen, sich vorzubereiten; danach wird sie warten, bis auch sie fahren kann. Viel wird zu tun sein, aber sie haben dann wieder etwas Hoffnung. Wenn es wirklich gelingt: noch einmal in Ruhe leben können, wenn auch in kleinen Verhältnissen, aber frei, frei von allen diesen schrecklichen, diffamierenden Dingen – es ist ein kaum vorstellbares Glück! Und Fred – zum erstenmal sind ihre Gedanken von jener schrecklichen Winternacht abgelenkt – Fred hat in seinen letzten Monaten immer gehofft, daß Fleur den Mut finden würde, sich frei zu machen. Es wäre ganz in seinem Sinne.

"Wenn René mir nicht helfen kann - ", sagt Fleur aus ihren Gedanken heraus.

Eigentlich hat sie noch niemals an diese Möglichkeit gedacht, und es ist auch ganz ausgeschlossen, daß so etwas klappt, aber vielleicht wird es für Eva dadurch etwas leichter: "– wenn also aus Paris nichts wird, dann würde ich versuchen, bei einem der Komitees in Europa von hier aus eine Stellung zu bekommen. Ich werde morgen an die Zentrale einen ausführlichen Brief schreiben."

"Ach, Fleur," seufzt Eva und steht auf, "schwer ist das alles für dich und für

mich."

"Ich bin noch nicht fertig", sagt Fleur. Ja, denkt sie, das ist der richtige Weg, um Eva auf andere Gedanken zu bringen. "Ich werde leider deine Hilfe brauchen. Man wird viel einkaufen müssen; ich habe doch so wenig Zeit, und du verstehst das auch viel besser als ich."

Eva ist zu ihr gekommen und streicht ihr zärtlich über das Haar: "Auf mich kannst du immer rechnen, Fleur."

Als sie dann zusammen Tee trinken, ist Eva von dem Gedanken erfüllt, wie sie alles für Fleur am besten vorbereiten kann. Zum ersten Male spricht sie von etwas anderem als von Fred.

Eine veränderte Eva, findet Fleur, und freut sich darüber. Die Brücke zum Leben wird schneller für sie geschlagen sein, als man hat fürchten müssen. Aber sie selbst – wird sie alles schaffen?

Traue ich mir zuviel zu? denkt Fleur. Wie würde das sein – ganz allein in den ersten Monaten? Wenn auch noch nichts entschieden ist: der Stein ist ins Rollen gekommen. Zum Guten, zum Schlechten? Gut, daß man das nicht weiß.



Bei der Unruhe der nächsten Wochen spürt Fleur so recht, wie sehr ihre Nerven erschöpft sind und wie dringend sie eine Erholung brauchen würde. Seit Jahren hat sie sich, von einer Aufregung zur anderen lebend, keine Ferien gegönnt. Die letzten Monate waren schwer genug, und was sie jetzt vorhat, ist auch nicht gerade leicht. Zehn Bürostunden und mehr am Tag und zwischendurch in der Mittagspause oder am frühen Nachmittag in abgezählten Viertelstunden Besorgungen mit Eva mit dem merkwürdigen Ziele, sich zum

Aufenthalt in einem Land vorzubereiten, dessen Namen sie noch nicht einmal weiß.

Eva hat nun tagsüber mit diesen Einkäufen zu tun. Abends, wenn Fleur müde nach Hause kommt und nach dem Essen ein paar Minuten auf ihrer Couch liegt, sieht sie Eva zu, die eifrig an großen Besorgungszetteln schreibt. Sinnend blickt Eva zur Decke, schreibt, nimmt die Brille ab, setzt sie wieder auf und macht von neuem Notizen.

Fleur schließt die Augen und träumt weiter vor sich hin. Ein Gutes haben diese Dinge wenigstens: Eva ist aus ihrer Lethargie erwacht, und das ist, abgesehen von allem, die Nervosität wert, die über diesen Wochen liegt. Fleur empfindet diese Einkäufe als etwas so Lästiges, daß sie manchmal an sich halten muß, um nicht eine Bemerkung zu machen, die Evas Eifer stören könnte. Niemals hat Fleur sich besonders für ihre eigene Garderobe interessiert; sie hat immer gerade das gehabt, was sie brauchte. Danit war sie zufrieden; was braucht man schon? Es mag richtig sein, was Eva sagt, daß sich diese Sparsamkeit nun rächt. Jetzt muß alles doppelt und dreifach gekauft werden.

Daß alle diese Ausgaben für sie selbst sind, ist für Fleur ein bedrückendes Gefühl, gegen das sie kaum ankämpfen kann. Hat Fred in seinen schweren, arbeitsreichen Jahren Schein um Schein gespart, hat er – seit in dem neuen Staat seine Einnahmen kleiner und kleiner wurden, um schließlich ganz auszufallen – überlegt, ob er sich Zigaretten kaufen soll, damit sie jetzt das Geld in vollen Händen ausgibt? Die Schecks, die sie ausstellt, werden größer und größer, und Eva behauptet, es sei erst der Anfang gemacht.

Ist es nicht verrückt, denkt Fleur so oft, für eine Sache Hunderte und Hunderte auszugeben, die noch nicht einmal gesichert ist? Sie wird sich Schwierigkeiten aussetzen, wenn es so weitergeht. Das Finanzamt hat heimlich alle Bankkonten kontrolliert, hat sie neulich schon vorgeladen und den Nachweis verlangt, wofür sie die große Beträge eigentlich braucht, die sie in den letzten Wochen ausgegeben hat. Zum ersten Male hat sie einer Behörde ihre Absicht, auszuwandern, mitgeteilt. Auf die Frage: wohin? hat sie keine Antwort geben können.

Und das entspricht der wahren Sachlage. René schreibt gelegentlich eine Karte oder einen Brief, dessen letzte beide Seiten gewöhnlich leer sind. Über den Einladungsbrief für das Konsulat kein Wort; statt dessen wartet sie nun auf die Antwort der ausländischen Komiteezentrale, der sie ihre Dienste in einem der Komitees angeboten hat. Das ist allerdings fast fünf Wochen her. Es heißt Geduld haben, warten – wie nun seit Jahren schon. Wenn man ihr absagt, dann weiß sie

nicht, was zu tun ist. Dann wird sie wohl auf gut Glück versuchen müssen, irgendwohin ein Visum zu bekommen. Einfach wird das nicht sein, und wenn es nicht gelingt... Nun, man kann nicht alles ausdenken.

Fleur reckt sich auf ihrer Couch. Sie würde heute gern mit Eva essen gehen, aber Eva wird kaum mitkommen; noch nie ist sie ausgegangen seit dem Tode Freds. Fleur macht einen Versuch: "Weißt du, Eva, wir haben heute gar nichts Rechtes zum Abendbrot, wollen wir nicht eine Kleinigkeit essen gehen?"

Eva ist gerade dabei, ein paar Pakete auszupacken. Da ist sie, die Frage, die sie hat kommen sehen – und jetzt wird sie also die Antwort geben, zu der sie sich nach tagelangem Schwanken entschlossen hat. Vielleicht ist Fleur nur noch ein paar Wochen hier, und sie soll nicht, wenn sie dann fort ist, denken müssen, daß die letzten Monate freudlos und dunkel waren. Schließlich ist das Kind noch jung, und wer weiß, wann sie wieder einmal etwas Abwechslung haben wird bei dem Schweren, das ihr bevorsteht. Fred würde wissen, wie schwer ihr die Antwort jetzt fällt: "Ja, Fleur," murmelt sie, "ich muß mich nur erst fertigmachen."

Fleur öffnet die Augen weit und sieht zur Decke. Das war vorbereitet, fühlt sie. Sie steht auf, geht zu Eva hinüber, faßt sie um, gibt ihr einen Kuß und flüstert: "Sehr schwer?" Und Eva lächelt unter Tränen und schüttelt den Kopf.

Als sie dann ein paar Stunden später wieder nach Hause kommen, war es für Fleur ein anregender Abend. Sie hat versucht, Eva etwas zu zerstreuen – und wirklich, es ist ihr gelungen.

Wenn sie wüßte, denkt Eva, was mich das für eine Anstrengung gekostet hat. Mehrfach war sie nahe daran gewesen, Fleur zu bitten, aufzubrechen. Wie oft hat sie mit Fred so Abendbrot gegessen! Nach all den in der kleinen Wohnung einsam verbrachten Monaten war dieses Stimmengewirr in dem Lokal und das Hin und Her der anderen für sie eine Qual. Aber sie hat durchgehalten, und vielleicht war es für Fleur doch eine notwendige Entspannung. Wie schwer sie es noch haben wird!

"Ich muß jetzt schlafen gehen, Fleur", sagt sie, gibt ihr einen Kuß auf die Stirn und schließt die Tür zu ihrem Zimmer.

Fleur aber wandert auf und ab: wirklich, sie fühlt sich irgendwie erfrischt und ist froh, daß dieses Experiment mit Eva gelungen ist. Bis sie wirklich fährt – es kann in Monaten, es kann in wenigen Wochen sein -, muß Eva einigermaßen abgelenkt sein von ihrem Schmerz, soweit das eben geht.

Fleur sitzt an ihrem Schreibtisch; im Nebenzimmer raschelt Eva mit Papieren. Rauchend sieht Fleur in das Lampenlicht. Ob sie sich schnell noch einen Kaffee zubereitet? Sie schiebt ihre Schreibmappe zur Seite, macht für die Kaffeetasse Platz und findet einen Brief. Merkwürdig: ist das Kuvert noch verschlossen? Sie sieht sich die Adresse an: an sie gerichtet, eine ausländische Marke klebt auf dem Umschlag; ein Luftpostbrief mit dem Poststempel von gestern. Der Brief muß abends mit der letzten Post gekommen sein. Ihre Wirtin hat ihn anscheinend auf den Schreibtisch gelegt und im Fortgehen die Schreibmappe darüberschoben.

Fleur schneidet den Brief auf, entfaltet ihn, überfliegt den Inhalt, fährt sich aufgeregt über die Haare, liest ihn nochmals, springt auf. Sie hat schon die Hand auf dem Türdrücker zu Evas Tür, zögert, zieht langsam die Hand wieder fort.

Jetzt geht sie unruhig im Zimmer auf und ab, legt sich über die Platte des Schreibtisches, liest den Brief nochmals und geht leise auf dem Teppich hin und her. Nein, sie wird Eva zur Nacht nicht noch aufregen; es hat bis morgen Zeit. Man muß für solche Dinge den richtigen Augenblick abpassen. Und sie wird also eine ganze lange Nacht mit sich allein sein und Eva erst morgen erzählen, daß sie eine Stelle im Ausland bekommen hat.

Fleur sitzt wieder am Schreibtisch; mit zitternden Fingern zieht sie die Schublade auf, sucht und stellt das Bild Henrys vor sich hin. In dem abgedämpften Licht der Schreibtischlampe sehen sie sich an. Fleur stützt den Kopf in den Arm; leise fährt ihr Finger über seine Stirn, über die Augen.

"Henry," flüstert sie leise, "Henry, ich gehe fort und komme nicht wieder."

Ihr Kopf fällt auf die verschränkten Arme, und ihre Schultern zucken in verzweifelter Weinen.



Fleur steht am Fenster des Schnellzuges, der durch die kalte Luft diess Frühlingsmorgens seinen Weg nimmt, seine Fahrt immer mehr verlangsamt und sich dem Hamburger Bahnhof nähert. Sie friert nach der Fahrt durch die Nacht und hat sich fest in die Jacke ihres Kostüms gewickelt.

Draußen gleiten die Vorortbahnhöfe vorbei. Schnell dreht sie sich nach dem Fenster der gegenüberliegenden Seite um und wieder zurück. Die Chausseen laufen alle der Stadt zu, und in wenigen Minuten wird der Zug in die Bahnhofshalle einfahren. Suchend gleitet ihr Blick über den Horizont: dort drüben liegt das kleine Wäldchen, an dessen Rand sie oft abends mit Henry gesessen hat. Mit ihren Autokappen und ihren Brillen saßen sie im Gras, und sie packte aus, was sie für ihn mitgebracht hatte. Schweigend sahen sie in die angrenzenden Felder, und nur das Brüllen des Viehs und das Rasseln einer Kette unterbrach die sommerliche Stille. Jetzt liegt das Wäldchen drüben in den ersten Frühnebeln; niemals ist sie so früh draußen gewesen.

Der Zug macht eine Schleife, und der Horizont dreht sich; da sind schon die ersten Häuser der Stadt. Die Mitreisenden ziehen ihre Mäntel an, nehmen ihre Koffer aus dem Gepäcknetz, stehen schon zum Aussteigen bereit in den Gängen. Dort drüben ist die Stelle, an der sie ihren Wagen gewöhnlich stehen ließ, bevor sie zu Henry ins Auto stieg. Da – die Schienen laufen aufeinander zu: ein erstes Bahnhaus, drüben ist der Turm der alten Kirche, daneben lag ihre Schule...

Fleur muß sich beeilen. Sie geht in ihr Abteil, nimmt den kleinen Koffer herunter; dunkel wird es im Wagen, der unter die Überdachung des Bahnhofs gleitet, die Bremsen knirschen – der Zug hält.

Auf dem Bahnsteig sieht sie sich unwillkürlich um. Nein, sie wird nicht erwartet, wer sollte auch hier sein. Eva ist in Berlin geblieben, und sonst...

Sie geht vorbei an den Gruppen, die sich begrüßen. Man schüttelt einander die Hände, umarmt sich, und nach langer Zeit dringt wieder der Laut des heimatlichen Dialektes an ihr Ohr.

Zum letzten Male war sie zu Freds Geburtstag hier. Wie er sich mit ihr gefreut hat! Fleur hat an der Sperre ihre Fahrkarte abgegeben und sieht nach der Uhr. Etwas zu früh vielleicht noch.

Langsam und zögernd geht sie zur Telefonzelle. Die Nummer braucht sie nicht nachzusehen, sie wird sie in alle Ewigkeit behalten. Sie stellt ihren kleinen Koffer zur Erde, holt das Geldstück aus der Tasche und lauscht nun auf das Rufzeichen.

Da – Fleurs Stimme schwankt leicht: "Hallo, hallo!" sagt sie. Wie lange es her ist, daß sie das alte Erkennungszeichen benutzt hat. Zunächst ist nichts im Apparat als ein surrendes Geräusch.

"Hallo, hallo!" kommt es dann leise zurück.

Henry sitzt an seinem Schreibtisch. Er hat die **Parteiuniform** an, die er nun häufig tragen muß. Man hat ihm solange Schwierigkeiten gemacht, bis er sich fügen mußte.

Eben noch hat er in seinen aufgeschlagenen Akten gelsen. An diesem Morgen hat er nicht einen Augenblick daran gedacht, daß sich das ereignen würde, wovor er sich eigentlich seit Wochen fürchtet. Als Fischers ihm erzählten, daß Fleur fortgehen würde, da hat er sofort gewußt, daß sie noch einmal herkommen würde. Sie ist nicht der Mensch, der solchen Dingen aus dem Wege geht. Er hat immer wieder vergeblich versucht, sich vorzustellen, wie das sein würde: Fleur zum letzten Male hier...

Heute war er seit dem frühen Morgen sehr beschäftigt; morgen geht es zu einer fünftägigen Marschübung, und vorher ist noch manches zu erledigen. Als er den Hörer hob, mit seinem Blick noch in den Akten, da war dieses "Hallo, hallo!" für ihn ein gänzlich unerwarteter Schlag.

Henry hat den Blick jäh aus den Akten gehoben und starrt auf das Tintenfaß. Was hatte er sich nur zu sagen vorgenommen? Er kann nicht darauf kommen; wie war das nur?

"Seit wann bist du hier?" fragt er zögernd.

"Eben angekommen." Leise klingt Fleurs dunkle Stimme.

"Und wie lange bleibst du hier?" Er muß sich räuspern, so aufgeregt ist er.

"Bis morgen mittag", sagt Fleur und starrt auf das Reklamebild vor sich: ein Mann gießt etwas aus einer Flasche in sein Glas, er strahlt dabei über das ganze Gesicht.

"Sehe ich dich heute abend, Henry?"

Henry ist aufgestanden und sitzt mit geschlossenen Augen ganz nahe dem

Telefon auf der Schreibtischfläche; seine Beine in den hohen Uniformstiefeln hängen herunter.

"Nein," sagt er, "leider, es geht nicht."

Und als Fleur nichts erwidert: "Du mußt verstehen, es ist inzwischen alles viel schwieriger geworden, und was früher möglich war, ist jetzt ausgeschlossen."

"Du weißt, Henry, warum ich hier bin. Ich muß dich sehen, bevor ich fahre."

Fleur starrt noch immer auf das bunte Bild vor sich.

"Unmöglich", sagt Henry. Es kann kein Zweifel sein: diese Antwort ist endgültig.

Fleur hat die Augen geschlossen und hört auf das surrende Geräusch im Hörer.

"Ich wünsche dir alles Gute, Henry," sagt sie leise, wie zu sich selbst, "bleib gesund, werde so glücklich, wie es eben geht, und hab vielen Dank für alles."

Leise knackt es im Apparat.

"Hallo!" ruft Henry und springt aufgeregt vom Schreibtisch. "Hallo, hallo," sagt er laut, "ist da jemand?"

Keine Antwort als ein surrendes Geräusch.

Henry wendet sich dem Schreibtisch zu. "Hallo?" fragt er wieder. Vorsichtig, als ob er etwas zerbrechen könnte, legt er den Hörer nieder.

Während er in seinem Schreibtischstuhl sitzt, die Hände vors Gesicht geschlagen, steht Fleur schon mit ihrem kleinen Köfferchen verloren in der großen Bahnhofshalle. Wann geht der nächste Zug nach Berlin?

Andererseits – geht denn das? Was würde Eva sagen, wenn sie schon zurückkäme, und hat sie nicht der Polster telegraphiert, daß sie kommen würde? Nein, es ist unmöglich.

Fleur dreht sich um, geht dem Ausgang zu und steigt in ein Taxi. Nicht nachdenken jetzt... Schließlich ist sie hergekommen, um Abschied zu nehmen, und wie der nun ausfällt, etwas freundlicher oder nicht, das ist gleichgültig.

Und dennoch, es ist nicht leicht. In der großen, leeren Wohnung erinnert jeder Platz an Fred, und wenn sie an seinem Sessel vorbeigeht, in dem er abends zu sitzen pflegte, dann nickt sie leise vor sich hin: armer, lieber Fred.

Eine Weile sitzt sie still in seinem Arbeitszimmer. Ausgerichtet stehen die Instrumententische, der Untersuchungsstuhl, der große Tisch mit den Glasflaschen, und es ist, als ob die Tücher, die darübergerbreitet sind, nur abzunehmen wären, und die Sprechstunde könnte beginnen.

Auf Zehenspitzen ist Fleur dann hinausgegangen und hat die Tür behutsam ins Schloß gedrückt.

"Ja, mein Hundchen", sagt sie zu Sir, der noch immer vor Freude ganz aufgeregt

ist und, die Zunge weit heraushängend, auf Schritt und Tritt hinter ihr hertritt. So gehen die beiden durch die leeren Zimmer. Verändert sieht es schon aus, aber es sind doch die alten, vertrauten Räume. Die Polster hat alles festlich hergerichtet, Blumen leuchten überall. Ein großer Kuchen steht auf dem Tisch, und ein umkränzttes Bild von Fred.

Fleur hat die Bitte der Polster, die ihr gern noch einmal etwas Gutes kochen möchte, nicht abschlagen können. So ißt sie nun in dem großen Eßsaal ein ganzes Menü allein am festlich gedeckten Tisch, und die Polster bedient.

Eine Gespenstermahlzeit, denkt Fleur und geht wieder unruhig durch die Wohnung. Nur ihr Zimmer hat sie nicht wiedergesehen. Vor der verschlossenen Tür ist sie umgekehrt.

Eine Rücksprache auf der Bank, ein paar Abschiedsbesuche, ein einsamer Gang mitten durch den Nachmittagsverkehr der Stadt... Dann und wann hat wohl jemand sie erkannt, sich nach ihr umgedreht, aber vielleicht redet man sich das auch ein. Vorbei an dem alten Haus – Fred hat da als Student gewohnt -, vorbei an dem eigenen Büro mit einem kurzen Blick zu den Fenstern.

Ein langer Tag – und auch er geht vorüber.

Und so ist Fleur dann abends zum letztenmal in dem heimatlichen Haus zur Ruhe gegangen. Sie liegt im Dunkeln, sieht zur Decke und kann den Schlaf nicht finden. Vertraut sind die Geräusche im Haus und der herüberschallende Verkehr der heimatlichen Straße.

Was ist Heimat? Die eigenen vier Wände, die wenigen Menschen, die dazugehören. Wie eingefroren in ihrem Gefühl war sie tagsüber. Was kann es bedeuten, von Dingen Abschied zu nehmen, wenn es keine Menschen mehr gibt, die dazugehören?

Nach diesem morgendlichen Gespräch mit Henry hat es nichts mehr gegeben, was bis zu ihrem innersten Kern vordringen konnte.

Hat sie sich Henry gegenüber etwas vorzuwerfen? Fleur prüft sich selbst und macht es sich nicht leicht. Das einzige, was nach vielem Grübeln übrigbleibt, ist René. Aber war das nicht verständlich, als sie verzweifelt war, schon damals fühlend, daß Henry ihr entgleiten würde?

Warum löst sich alles von ihr: Heimat und Menschen? Wäre diese politische Entwicklung nicht gekommen, dann wäre sie hier zu Hause, würde mit Henry leben, wäre glücklich. Das ist es, was eine unüberwindbare Trennungswand dazwischengeschoben hat: eine Idee, von der jeder weiß, daß sie nichts ist als ein politisches Kampfmittel. Und wenn das genügte, um sie aus dem Lande zu verjagen, das ihre Heimat ist, wenn das genügte, damit Menschen, die zu ihr

gehören, sich von ihr wenden, dann kann es nicht anders sein: das Land ist es nicht wert, daß man in ihm lebt, und die Menschen sind es nicht wert, daß man zu ihnen steht.

Als Fleur dann blaß und übernächtigt am Frühstückstisch sitzt, macht sie ein kurzes Programm. Sie hat nur noch knappe zwei Stunden Zeit.

"Ich werde noch auf den Kirchhof fahren", sagt sie zu der Polster. Sie hatte sich das ohnehin vorgenommen: sie will die Gräber von Freds und Evas Eltern besuchen.

Die Polster stellt die Kanne fort, aus der sie Fleur gerade den Tee eingegossen hat, und dreht sich an der Tür um: "Es wäre besser, wenn Sie nicht dorthin fahren würden", sagt sie und verläßt das Zimmer.

Fleur rührt nachdenklich in ihrer Teetasse. Glaubt sie, daß mich der Abschied von dort mehr aufregen wird als der von lebenden Menschen?

Eine halbe Stunde später steigt sie vor dem Kirchhof aus, der ganz an der Peripherie der Stadt liegt. Neugierig sieht ihr der wartende Taxichauffeur nach, als sie mit ihren beiden Kränzen zur Eingangstür geht. Laut hallt in der Einsamkeit dieser Parklandschaft die Glocke über der Eingangstür und schlägt wieder an, als Fleur die Tür schließt. Frisch weht der Frühlingswind, und trotz der kalten Luft, in der man den eigenen Atem sieht, liegt nun schon ein Hauch von Frühling über den Bäumen der kleinen Gartenanlage, die den Eingang bildet. Im Sommer leuchten hier Blumenbeete; schon als Kind ist sie mit Eva und Fred hier gewesen. Der Weg zu den Gräbern ist ihr sehr vertraut.

Fleur biegt um die Ecke; der Weg führt hier zu den ersten Gräbern. Sie macht tief in Gedanken die ersten Schritte und bleibt plötzlich wie angewurzelt stehen. Die Hände, in denen sie die beiden Kränze trägt, senken sich zur Erde. Was ist das?

Von den ersten Gräbern dicht zu ihren Füßen gleitet ihr Blick zu den langen, langen Reihen. Die Grabsteine dieser Reihe, der nächsten, aller Gräber, soweit sie sehen kann, sind umgestürzt, liegen kreuz und quer durcheinander. **Rote Hakenkreuze** sind auf die umgefallenen Grabsteine gemalt, manche sind mit der rote Farbe gänzlich überzogen, so als ob jemand **einen ganzen Eimer darüber ausgegossen hat.**

Langsam geht Fleur weiter; in ihrem Entsetzen läßt sie die Kränze im Sand schleifen. Je weiter sie geht, um so schlimmer wird das Bild. Soweit man sieht:

auf der ganzen weiten Fläche dieses Riesenkirchhofes gibt es keinen Grabstein, der aufrecht steht. Große Erbbegräbnisse sind wie von einer Riesenfaust gepackt, **die schweren Quader** schichten sich, **mit roter Ölfarbe bekleckst**, aufeinander, die deformierten Grabhügel unter sich zermalmend. Hie und da lugen unter diesen Steingebirgen die Enden von Grabschleifen und Kronen hervor. Dort hat man versucht, die Gräber zu sprengen; auf einem Teil der Gräber sind die Blumen verbrannt. Da - **die großen, uralten Kastanienbäume** sind bis zu den Kronen **verkohlt**.

Fleur schlägt den Seitenweg ein. Die Rosen und die Fliederhecken, die es früher hier gab, werden in diesem Sommer nicht mehr blühen. Die **Rosenbüsche sind gefällt**, mit einer Axt gespalten, die Schnittflächen der Stämme schimmern hell herauf. Es gibt keine Bäume und Sträucher in diesem Park; **alles verbrannt, zerschlagen, zertreten**. Fast hat es den Anschein, als ob niemand vor ihr hier war. Fleur geht weiter. Jetzt steht sie vor den Gräbern, derentwegen sie hier ist. Hier ist die eine Grabstelle – und wenige Schritte weiter die andere. Umgeworfen sind die Tafeln, umgeschlagen die Bäume, **die Grabhügel zerstampft**; ganz deutlich sieht man die Spuren der genagelten Schuhe.

Fleur bückt sich und legt den mitgebrachten Kranz nieder. Die Spuren der schrecklichen Verwüstungen werden noch deutlicher im Gegensatz zu den frischen Blumen mit dem zarten Grün der Blätter. Als der andere Kranz vor der zweiten Grabstelle liegt, weiß Fleur nicht, ob sie die Kränze wirklich hier lassen kann. Diese beiden geschmückten Gräber sprechen eine zu auffallende Sprache: *Was ihr durch Verwüstung vernichten wolltet, das soll trotzdem gepflegt und geschmückt werden.* Es ist eine zu deutliche Demonstration gegen die **Partei**, die einen "Bestrafungsfeldzug" gegen die Toten geführt hat. Sie kann sich das nicht leisten, schon Evas wegen nicht.

Einen Augenblick noch zögert Fleur, dann bückt sie sich und hebt die beiden Kränze auf, den einen erst und dann den anderen. Einen letzten Blick auf dieses Trümmerfeld – und sie geht dem Ausgang zu. Ihre Knie zittern, ihr Gesicht brennt.

Wie sehen die Menschen aus, die sich so etwas ausdenken, und wie die, die solche Befehle ausführen? Was ist das für ein Volk, das solche Dinge schweigend zur Kenntnis nimmt, ohne aufzubegehren gegen die Schande, die man ihm selbst damit antut?

Fleur bleibt vor dem Ausgang stehen und sieht noch einmal zurück: dieses Bild des Grauens wird sie nicht vergessen. Niemals wird es, was auch kommen mag, einen Zweifel darüber geben, daß sie in diesem Lande nichts mehr zu suchen hat. Fleur dreht sich um und steigt mit ihren beiden Kränzen in den durchfrorenen Händen wieder in den Wagen, und mit jenem verächtlichen Hochmut, der sie nun nicht mehr verlassen wird, bis sie die Grenze überschritten hat, sagt sie kurz: "Nach Hause."

Hell wach ist Fleur, als ihr kleiner neuer Wecker läutet. So ist das also, denkt sie, während sie sein Schnurren hört – so ist das also, wenn der letzte Morgen in dem Lande da ist, in dem man aufgewachsen ist.

Wenn sie heute abend schlafen geht, dann wird das alles hier noch vorhanden sein: dieses Zimmer, verlassen dann schon und unpersönlich geworden, dieses Haus mit dem Geräusch des Fahrstuhls an der Wand und dem Knacken der Heizungsrohre. Alles wird unverändert sein und doch nicht für sie existieren. Heute abend, in zwölf Stunden, ist sie in einem fremden Land, in einem fremden Zimmer. Die Wirtin wird sie nicht verstehen, und es werden Jahre vergehen, bis sie sich einleben wird, wenn es überhaupt jemals geschieht. Sie wird durch fremde Straßen gehen, vorbei an fremden Menschen, sie wird ihre Arbeitsstelle besuchen, sich bekannt machen, sich orientieren. Geld wird sie gleich brauchen, denn sie darf ja so gut wie nichts mitnehmen. Sobald sie dann einigermaßen Bescheid weiß, wird es das erste sein, dafür zu sorgen, daß Eva nachkommt. Leicht wird das auch nicht sein. Fleur steht nachdenklich vor dem Spiegel und sieht kopfschüttelnd ihr eigenes Bild an. Blaß, übernächtigt, mit großen sorgenvollen Augen, ist es fast das Bild eines fremden Menschen.

Nun ist es also soweit. Wie lange hat man geschwankt, mit sich selbst gekämpft, wie viele durchwachte Nächte hängen an diesem Entschluß. Und dann, als es entschieden war, da hat man davon gesprochen, Eva und sie...

Und nun ist der Tag da. Fleur sieht hinter dem Vorhang in einen sonnigen Frühlingmorgen und läßt den Stoff wieder fallen. Sie raucht eine Zigarette an, bleibt vor den gepackten Koffern stehen, träumt vor sich hin, geht auf und ab und kann sich nicht entschließen, den Tag wirklich zu beginnen.

Wie muß Eva heute zumute sein! Allein nach Hause fahren zu müssen in diese leere, verlassene Wohnung, allein zurückbleiben zu müssen in diesem Staat...

Und das ist wirklich kaum faßbar: heute, heute abend wird man frei sein von dieser unheimlichen Gewalt, frei von dieser Furcht, die nun jahrelang nicht fortzudenken war. Frei wird man sich wieder bewegen können, frei von dieser

Diffamierung, von dieser unerträglichen Hetze, Mensch sein unter Menschen: kann man sich vorstellen, wie das ist?

Gibt es das wirklich: ein Land in dem jeder die gleichen Rechte hat wie sein Nachbar, ein Land, in dem man fromm sein kann oder nicht, in dem man lieben kann, wen man will, seine Kinder erziehen kann, wie es dem eigenen Empfinden entspricht? Ein Land, in dem man sich bewegen kann, wie man will, ein Land ohne Uniformen, ohne Fahnen, die man grüßen muß, ein Land, in dem es Wissenschaft gibt, ein Land, in dem man denken darf?

Fleur wacht aus ihren Träumen auf; sie hört die Stimme Evas, die gekommen ist, um sie abzuholen. Blaß ist Eva, und trotz ihrer äußeren Ruhe sieht man auf den ersten Blick, wie sie sich zusammennimmt. Während sie beim Frühstück sind, steht sie plötzlich auf, streichelt Fleur über den Kopf und steht ein paar Augenblicke neben ihrem Stuhl. Kein Wort sprechen sie miteinander. Fleur legt ihren Kopf an Evas Kleid und schließt die Augen...

Nun liegt das alles hinter ihnen, und während der Wagen in schneller Fahrt den Weg zum Flugplatz nimmt, ist jeder stumm mit seinen Gedanken beschäftigt. Nachdenklich sieht Fleur zum Fenster hinaus. Im hellen Frühlingswetter liegen die so vertrauten Straßen. Menschen kaufen ein, ziehen ihre Hunde an der Leine hinter sich her, schwatzen miteinander und – bleiben da. Schneller und schneller gleiten die Straßenzüge vorbei, nun ist man schon in der Vorstadt, man kennt das Gesicht der Straße nicht mehr.

An der Auffahrt steht Peters Wagen, da ist er selbst am Schlag, einen großen Blumenstrauß in der Hand. Die Koffer werden aus dem Wagen genommen, Fleur steht an der Kontrolle – und wenn Peter sich nicht bemüht hätte, dann hätte es noch Schwierigkeiten gegeben.

Als auch das vorbei ist, sitzen sie zu dreien im Sonnenschein auf der Terrasse des Restaurants und sehen zum Flugplatz hinüber. Peter spricht von Dingen, die mit der Abreise nichts zu tun haben. Er wird mit Eva nachher essen gehen und dann mit ihr ins Freie fahren. Eva sitzt blaß da und nippt an ihrem Kognakglas.

"Ist es denn nun wirklich soweit?" fragt Fleur und sieht sich um.

"Es scheint fast so", sagt Peter.

Während der ganzen Zeit hält Eva nun schon Fleurs Hand, und Peter hat alle Mühe, keine wirkliche Abschiedsstimmung aufkommen zu lassen. Da – ein

Knacken im Lautsprecher. Alle drei stehen auf.

Langsam gehen sie zusammen zur Kontrollstelle, nun schon eingeschlossen von dem Strom der anderen Fluggäste. Jetzt sind sie an der Sperre; Eva und Peter müssen zurückbleiben.

Sie bleiben stehen, Fleur wendet sich Peter zu.

"Tja, Fleur," sagt er und sieht sie an mit dem geraden Blick seiner braunen Augen, "daß Sie es wissen: ich gebe mich mit Ihrer Antwort von neulich nicht zufrieden. In ein paar Wochen werde ich Sie besuchen und mir Ihre endgültige Antwort holen. Auf bald, Fleur!" Er hält ihre Hand.

Und Fleur überkommt plötzlich die Angst vor dem Alleinsein, vor der Fremde, jetzt zum erstenmal. Sie sieht Peter an: ein Mensch, dessen Fürsorge nun mit zurückbleibt –

"Dank, Peter, für alle Freundlichkeit und alle Mühe. Bleiben Sie gesund."

Flüchtig haben sich ihre Lippen berührt.

"Eva", sagt Fleur und legt ihre beiden Hände zärtlich um Evas Kopf... "Ganz ruhig sein, Eva," flüstert sie in die guten alten Augen, die keine Tränen haben, "bald bist du auch da, und dann fangen wir zusammen von vorne an."

Kein Wort sagt Eva; leise und zärtlich fährt sie Fleur über das Gesicht. Ein langer Kuß...

"Leb wohl!" flüstert Fleur und läuft schnell durch die Sperre zum Flugzeug.

Als sie dann auf ihrem Platz sitzt, sind die beiden schon weit entfernt. Wenig mehr sieht man als ein schwarzes Kleid und daneben einen jungen Mann mit weißer Autokappe, und es sieht so aus, als ob er seinen Arm um Evas Schultern gelegt hat. Beide haben ein weißes Taschentuch in der Hand, das sie im Winde wehen lassen. Da – die beiden kommen etwas näher, stehen jetzt ganz nahe an der Sperre.

Welch ein Glück, denkt Fleur, daß Eva nun nicht drüben allein steht und einsam und verlassen nach Hause gehen muß. Und das ist sicher: auf Peter kann ich mich verlassen, er wird sich um sie kümmern. Er hat bewiesen, daß er zuverlässig ist.

Das Flugzeug rollt über den Platz. Einen Augenblick lang sieht Fleur die beiden ganz deutlich: noch immer liegt Peters Hand auf Evas Schulter.

Die Maschine hat nun Höhe gewonnen, aber der Flugplatz ist noch sichtbar und darauf, kleiner und kleiner werdend, ein schwarzer und ein weißer Punkt, in ein Nichts zerflossen im Augenblick. Das Flugzeug kreist über der Stadt, in der sie immer so gern hat leben wollen. Der Wunsch ist in Erfüllung gegangen, aber unter welchen Umständen...

Da – die Gedächtniskirche: wenn man in René's Zimer stand, hallten die Kirchenglocken herein. Das alles ist lange her; René sitzt jetzt sicher in Paris in irgendeinem Café in der Mittagssonne. Henry arbeitet in seinem Büro, Peter fährt mit Eva in die Stadt – und all das, was war, geht mit ihr in ein fremdes, unbekanntes Land, in dem eine Erinnerung erlaubt sein wird, aber kein sehnsüchtiges Träumen von der Vergangenheit. Mit dem Land da unten verschwindet alles, was das Leben war: Beruf, Arbeit, Jugend und alles, was man liebte.

Und nun, denkt Fleur und setzt sich zurecht, nun wird man zeigen müssen, daß man wirklich jemand ist.

Wie sehr das nötig sein wird, das weiß sie noch nicht, denn in wenigen Wochen ist der 1. September 1939...

